

Forgotten Books

PRESIDENT WILSON

by
Daniel Halévy



PRESIDENT WILSON

DANIEL HALÉVY 1872-1962, HUGH
STOKES 1875-1932, TR

Daniel Halévy

Präsident Wilson

Eine Studie über die amerikanische Demokratie



Erstes bis fünftes Tausend

Rascher & Cie., Verlag, Zürich 1919

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen
von Dr. jur. Hans Fritzsche.
Nachdruck verboten. – Alle Rechte vorbehalten.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Buch- und Kunstdruckerei Tschopp & Cie., Zürich

Inhalt

	Seite
Vorwort zur französischen Ausgabe	VI
Vorwort zur deutschen Ausgabe	VII
I. Kapitel: Frühe Kindheit und Jugendjahre	1
II. » Wilsons historische und politische Schriften	30
III. » Präsident der Universität Princeton	64
IV. » Gouverneur des Staates New-Jersey	86
V. » Die erste Kandidatur für die Präsi- dentschaft	117
VI. » Die Präsidentschaft u. die Reformen	147
VII. » Präsident Wilson und der Krieg	168
VIII. » Dem Krieg entgegen. Die Tatsachen	202
IX. » Dem Krieg entgegen. Die ideelle Begründung	240
X. » Die Wiederwahl	258
XI. » Der Krieg	285

Vorwort zur französischen Ausgabe

Der Verfasser würde sich zu jeder andern Zeit entschuldigen, dass er der Öffentlichkeit eine so rasch hingeworfene Arbeit über einen so schwierigen und umfassenden Gegenstand übergibt. Allein wenn die Ereignisse so drängen, dass man ihnen kaum folgen kann, so bleibt nichts anderes, als sich rasch und durch Improvisation zu unterrichten.

Der Verfasser hat zwei Biographien benutzt: «Woodrow Wilson, der Mann und sein Werk», von Henry Jones Ford, und «Präsident Wilson», von H. Wilson Harris. Er konnte die schöne, weitherzig geöffnete Bibliothek der amerikanischen Handelskammer zu Rate ziehen. Er hat ferner die wertvolle Unterstützung seiner früheren Mitarbeiter vom Studienbureau des Hauses der Presse gefunden, der Herren Othon Guerlac, Professor der französischen Literatur an der Universität von Cornell, und Michel Beer, die ihn mit ihrem Rat unterstützt und ihm ihre für das Studium unserer Zeit so wertvollen Archive geöffnet haben.

Im Oktober 1917.

Daniel Halévy.

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Die politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Amerika und die Person ihres leitenden Staatsmannes sind im letzten Abschnitt des Weltkrieges an die erste Stelle des allgemeinen Interesses gerückt. Es ist unerlässlich, dass sich auch die deutschsprechende Welt mit diesen bisher doch so fern liegenden und wenig bekannten Verhältnissen eingehend befasst. Als erste Einführung erscheint Halévys Buch in hervorragender Weise geeignet. Es ist freilich auf französische Leser berechnet und zieht infolgedessen zum Verständnis der amerikanischen staatlichen Einrichtungen nur diejenigen der Französischen Republik heran. Ein Vergleich mit den Einrichtungen der europäischen Bundesstaaten möchte da und dort nützlich erschienen sein. Allein, was der Verfasser hervorhebt; Der Zwang zu raschem Erscheinen, gilt für die deutsche Ausgabe in erhöhtem Masse, wenn der einzige Zweck der Publikation, die Anbahnung eines besseren Verständnisses, erreicht werden soll. So ist jeder Zusatz zum französischen Text unterblieben. Dem gebildeten Leser sind die französischen Verhältnisse hinreichend bekannt, sodass auch diese Parallele ihn zu vollem Verständnis der in diesem Buche ge-

schilderten amerikanischen Zustände zu führen vermag. So kann die Frage, welche der geschilderten Einrichtungen der Neuen Welt für seine eigenen staatlichen Zustände vorbildlich sein können, dem Nachdenken des Lesers überlassen bleiben. Mit mehr Recht als der Verfasser, bittet der Übersetzer um Nachsicht, wenn er im Drang der raschen Arbeit nicht überall die beste Wendung zur Wiedergabe seiner Vorlage gefunden hat. Dies gilt besonders für die mitgeteilten, in englischer Sprache erschienenen amtlichen Erlasse, die ohne Benützung des Urtextes aus dem Französischen ins Deutsche übertragen werden mussten.

Borgen, im Dezember 1918.

Hans Fritzsche

I. Frühe Kindheit und Jugendjahre

Die tatkräftigste der Aristokratien, die in den Vereinigten Staaten von Amerika einen herrschenden Einfluss ausüben, wird gebildet durch die Abkömmlinge der Puritaner, jener Familien, welche die dortigen Sitten, die Kultur und den Staat geschaffen haben. Woodrow Wilson gehört durch seine doppelte Abstammung diesen Familien an.

Sein Grossvater, James Wilson, stammte ursprünglich aus Ulster. Im Jahre 1807 stieg in Philadelphia ein noch ganz junger Mann ans Land. Es war ein Mann aus dem Volke, der aber, wie häufig die Glieder der protestantischen Sekten, über eine gute Bildung verfügte. Er wurde Drucker, hatte Erfolg in seiner Arbeit und heiratete im Jahre 1808 ein Mädchen aus Ulster, eine Presbyterianerin wie er selbst, die um die gleiche Zeit den atlantischen Ozean durchquert hatte. Dann verliess er Philadelphia und liess sich im Staate Ohio nieder, wo eben die Pioniere an der Arbeit waren und die ersten Niederlassungen gründeten. James Wilson gründet dort eine Zeitung, den *Western Herald*; im Jahr 1832 gründet er ein weiteres Blatt, den

Sein jüngster Sohn, Joseph Ruppel Wilson, vollendet seine Bildung auf den Universitäten, er wird Pfarrer und Professor: Er teilt sein Leben zwischen diesen beiden Beschäftigungen. Das junge Mädchen, das er heiratet, Janet Woodrow, ist ebenfalls Presbyterianerin, ihr Vater ist Schotte und Pfarrer. In dieser Ehe wurde Thomas Woodrow Wilson am 28. Dezember 1856 geboren und er wuchs in dieser doppelten, halb amerikanischen, halb europäischen Atmosphäre heran, in der etwas wilden Freiheit der Neuen, aber auch in der hergebrachten Kultur der Alten Welt.

Diese Puritanerfamilien darf man sich nicht finster und kopfhängerisch vorstellen, ihr Blut stammt aus Schottland und Irland, es ist keltisch, und es gibt kein lebhafteres. Die Irländer sind die vergnügungsfreudigsten Menschen in England, die Schotten aber sind berühmt durch die Fülle und Schönheit der Rede, Gladstone und Carlyle sind Schotten. Der Reverend Wilson hatte den Ruf eines geistreichen Mannes und guten Redners; sein Sohn Woodrow Wilson sollte diese Eigenschaften von ihm erben. Sie wurden verstärkt und entwickelt durch die Sitten der Südstaaten Virginia, Tennessee, Süd-Carolina, in denen der Reverend Wilson seine Laufbahn als Prediger und Mann der Universität verfolgte und seine Kinder auferzog.

Eine sehr hohe Kultur, ein fein entwickelter literarischer Sinn zeigte sich sehr oft in diesen Landstrichen des Südens, wo eine alte und reiche Landaristokratie herrschte. Aus diesen Überlieferungen und glücklichen Umständen zog Woodrow Wilson reichen Gewinn.

* *

Ich sehe in den Erzählungen seiner Biographen keinen Zug, der seine Kindheit und Jugendjahre von der vieler anderer unterscheidet. Er ist ein junger, gutbegabter Angelsachse, der sich in den Überlieferungen seiner Rasse bildet und stärkt. Wie so viele andere begeistert er sich für das Meer und will Matrose werden; wie so viele andere ist er entflammt für körperliche Übungen, in denen er sich auszeichnet. Er hat wenig Geschmack für die exakten Wissenschaften, umso mehr für historische, philosophische und schöne Literatur; er schreibt, das ist seine Hauptneigung, die sich entwickelt und bleibt. Mit 21 Jahren ist er Mitglied der Geschäftsleitung einer Zeitschrift, die seine Kameraden, die Studenten der Universität von Princeton, herausgeben; mit 22 Jahren leitet er sie allein und erhält einen Literaturpreis für einen Aufsatz über Pitt. Es wäre interessant zu vernehmen, wie der junge Wilson den grossen englischen Führer beurteilt, den Diktator der Kriege Englands gegen den revolutionären und na-

poleonischen Imperialismus. Allein wir konnten von diesem Aufsatz keine Kenntniss erlangen. Woodrow Wilson wurde Schriftsteller und zwar politischer Schriftsteller. Das war seine sichere Bestimmung, er ist damit in die ihm bestimmte Laufbahn eingetreten. Grosse Ereignisse fehlen dem jungen Manne nicht, der ebenso scharfsinnig, wie lebhaft ist und über eine vorzügliche Beobachtungsgabe verfügt. Seit seiner frühen Kindheit umgeben ihn die Ereignisse, sie drängen sich an ihn heran, interessieren und bilden seinen Geist. Woodrow Wilson wächst in diesen Südstaaten heran in dem Moment, da sich die grosse Krise der Geschichte der Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert entwickelt. Die Südstaaten kannten noch die Sklaverei, die Nordstaaten hatten sie abgeschafft; die Bewohner der Südstaaten wollten ihre Sklaven behalten und eine untergeordnete Rasse von ihrem bürgerlichen und familiären Leben fernhalten; die Angehörigen der Nordstaaten wollten dagegen eine Einrichtung von so schwerwiegenden moralischen und politischen Nachteilen einschränken oder sogar unterdrücken. Der Konflikt hatte aber noch andere Wurzeln: Die Südländer verteidigten mit der Sklaverei das Recht eines jeden der Staaten, deren Gesamtheit die Vereinigten Staaten bildet, sich in seinem Innern nach eigenen Gesetzen zu regieren; die Nordländer dage-

gen verteidigten im Kampf gegen diese Staaten, die sich von ihnen zurückzogen und eine getrennte Union bilden wollten, den untrennbaren Charakter der Vereinigten Staaten, die Festigkeit und Zukunft dieses Bundesstaates, der geschaffen worden war, um Hunderten von Millionen eine friedliche Entwicklung auf einem ganzen Erdteil zu sichern. Die Einsätze in diesem Kampf waren ungeheuer, er wurde mit der letzten Energie geführt Der Sezessionskrieg dauerte 4 Jahre, von 1861 bis 1865, und die frühe Kindheit Thomas Woodrow Wilsons wurde durch diese Tragödie beherrscht Er war vier Jahre alt und spielte an einem nach der Strasse hin offenen Fenster, als er das folgende Gespräch zweier Männer anhörte, die einander begegneten. «Sie kennen die Neuigkeit?» sagte der Eine. «Lincoln wurde zum Präsidenten gewählt.» «Lincoln Präsident, meinte der Andere, das ist der Krieg.»

Diese feierlichen Worte machten Eindruck auf den Knaben und er hat sie nicht mehr vergessen. Das bedeutete wirklich den Krieg und er wütete schrecklich. Er erschöpfte die Männer und die Reichtümer. Wenn die Südstaaten gesiegt hätten, wäre Nord-Amerika ein neues Europa geworden, zerstückelt in rivalisierende Nationen, verurteilt zu den Verheerungen des Hasses

und der Kriege. Aber sie wurden besiegt und die formelle Einheit Amerikas wurde gerettet.

Die formelle Einheit, sagen wir. Denn die wirkliche Einheit musste fast vollständig geschaffen oder neu geschaffen werden, und die Jahre, die auf den Sezessionskrieg folgten, waren schwer und traurig. Diese Schwierigkeiten und traurigen Erscheinungen beherrschen die ersten politischen Überlegungen Woodrow Wilsons. Die Geister blieben rebellisch und die Staatseinrichtungen wurden auf eine harte Probe gestellt. Was taugten diese Staatseinrichtungen? Europa hatte sie bewundert. Amerika war stolz auf sie gewesen. Vielleicht wäre es klüger gewesen, die vorzüglichen staatsbürgerlichen Gewohnheiten zu bewundern, die die englisch sprechenden Völker auszeichnen und das glückliche Geschick eines Volkes, bei dem alle politischen Schläge erheblich herabgesetzt wurden durch die unermesslichen Hilfsquellen und die Grösse des Gebietes, über welches es sich verteilte. Die Verfassung der Vereinigten Staaten enthält originelle und nützliche Bestandteile, so den Obersten Gerichtshof, der so viele Streitigkeiten entschieden hat, so die glückliche und neue Organisation des Bundesverhältnisses. In andern Teilen aber ist sie nichts weiter als eine geistreiche Schulaufgabe, die von Schülern Montesquieu's gelöst worden ist, Mon-

tesquieu hatte die seltenen Verdienste und die befreiende Macht der englischen Verfassung durch die Trennung der Gewalten erklärt: Die vollziehende Gewalt ist getrennt von der gesetzgebenden, die Kammern und der König stehen im Gleichgewicht, sie halten sich im Schach und üben gegenseitig eine unaufhörliche Kontrolle aus, die alle Tyrannei verhindert. Die Kolonisten von Amerika wollen alle Tyrannei unmöglich machen und Mantesquieu ist ihr Berater. Sie halten die Unabhängigkeit der Einzelstaaten aufrecht und in die Bundesregierung führen sie unabhängige Räder ein und vervielfachen sie. Die richterliche Gewalt erhält ihren eigenen Ursprung und volle Unabhängigkeit, ebenso die Macht des Präsidenten, ebenso die Abgeordneten-Kammer und ebenso der Senat. Die Kammer und der Senat erlassen die Gesetze, aber deren Vollzug geht sie nichts an. Der Präsident vollzieht unter Mitwirkung von Ministern, die er selbst wählt. Die Minister haben nichts zu tun mit der Vorbereitung der Gesetze, sie erhalten sie fertig, so wie ein Verwalter die Befehle des Eigentümers erhält. Der Präsident hat das Veto-Recht gegenüber einem angenommenen Gesetz, wenn aber die beiden Kammern es mit Zweidrittelmehrheit aufrecht halten, dann muss es der Präsident entgegennehmen und vollziehen. Solche Konflikte sind nicht selten, die Verfassung scheint

ausdrücklich gemacht, um solche hervorzurufen und sie zu verschärfen. Der amerikanische Präsident hängt nicht, wie der unsrige, von den Kammern ab, er geht aus der Volkswahl hervor und es kommt sehr häufig vor, dass er nicht der Partei angehört, die in den Kammern die Mehrheit hat. Das ist eine sehr fein ausgeklügelte Maschine zur Zerstörung der Macht und zur Schwächung der Regierungsgewalt: Die politische Philosophie des 18. Jahrhunderts hat hier ihr Meisterwerk geschaffen. Während des Sezessionskrieges hatten beide Parteien die Fehler ihrer hergebrachten Politik verbessert, indem sie Diktaturen einführten. Lincoln, der Präsident der Nordstaaten, war ein Diktator von wunderbarer Autorität und Klugheit gewesen, Aber als der Friede zurückgekehrt und Lincoln ermordet war, traten die alten Staatseinrichtungen wieder in Kraft und zeigten ihre Schwäche. Man musste die Südstaaten versöhnen und ungesäumt ihre Rückkehr in die Freiheit vorbereiten. Das erforderte ausserordentliche Weisheit und Kaltblütigkeit; es herrschte eine furchtbare Unordnung. Die Kammern waren der einen Ansicht, der Präsident der entgegengesetzten. Die Kammern versuchten es mit Strenge und Strafen. Präsident Johnson strebte mehr nach Nachsicht und Verständigung. Die Kammern hörten nicht auf die Warnungen Johnsons. Johnson aber legte sein Veto ein gegen ihre

Gesetze. Die Kammern, als Herren über die Gesetzgebung, hielten diese Gesetze aufrecht. Johnson als Herr über die Vollstreckung, gab sich alle Mühe, sie wirkungslos zu machen. Er hatte seine Partei im Lande, er reiste von Stadt zu Stadt, redete öffentlich und beleidigte die Abgeordnetenkammer, diese Körperschaft, die, wie er sagte, am Staatsruder hängt, (hanging on the verge of government). Die Kammer stellte ihn unter Anklage wegen Staatsverbrechen; der Senat, als Staatsgerichtshof, sprach ihn frei, die Unordnung dauerte weiter und das Land wartete immer auf die versprochene Wiederherstellung, Im Süden schienen die Massen der Neger, die von politischen Abenteurern geführt wurden, selbst die Zivilisation der alten Staaten Virginia und Georgia zu bedrohen. Im Norden verlangten die frei gewordenen Soldaten der siegreichen Partei Unterstützungen und Beute nach dem Krieg. Die Kammern bewilligten ihnen ungeheure Pensionen, die Staatsämter wurden als persönliche Vergünstigungen verteilt und die Demoralisation ergriff alle Staatszweige.

Das waren die Tatsachen, die dem jungen Wilson bis ungefähr zu seinem 20. Jahr den Stoff zum Nachdenken lieferten (1876). Es sei noch ein Buch genannt, das zu den Tatsachen hinzutrat und seine Gedanken

reifte: Der Essai von Bagehot über die Verfassung von England. Dieser Bagehot, von Beruf Banquier und in seiner freien Zeit politischer Schriftsteller, suchte nach der wirklichen Funktion dieser so berühmten und vielfach kommentierten Verfassung. Er griff die Ideen Montesquieu's an und wies sie als grundlos und unwirklich nach. Er war vollkommen überzeugt, dass die Funktion der Regierung das Handeln ist und dass solche Leistung nur möglich ist durch zusammengefasste Energie. Die Zerstreung der Energie aber hatte Montesquieu in der Verfassung von England nachgewiesen und gelobt. Dagegen entdeckte und lobte Bagehot, im Gegensatz zu Montesquieu, in der Verfassung von England die Zusammenfassung der Energie. Er verkennt nicht die Nützlichkeit der spezifisch englischen königlichen Gewalt, noch übt er daran eine vernichtende Kritik; er ist keineswegs ein Jakobiner. Aber er sieht in der Verfassung von England praktisch genommen eine Kammer, bei der alle Gewalt liegt; in dieser Kammer hat eine Partei die Mehrheit; von dieser Partei wird ein Premierminister bezeichnet, der seine Mitarbeiter wählt und mit ihnen regiert. Daraus entsteht, was Bagehot eine Kabinettsregierung nennt (Cabinet government). «Die Amerikaner von 1787, schreibt er, gedachten die englische Verfassung nachzuahmen, in Wahrheit

schufen sie eine Verfassung, die im Gegensatz zu ihr steht. Wie die Verfassung von Amerika das Beispiel ist für zusammengesetzte Regierungen, wo die oberste Gewalt auf verschiedene Körperschaften und Beamte verteilt ist, so ist die englische Verfassung das Beispiel der einfachen Verfassung, wo die oberste Gewalt über jede Frage in den Händen der nämlichen Personen ist.»

Der junge Wilson las, beobachtete und verstand vollkommen die Lehre der Bücher und der Tatsachen. Sein Charakter verlangte nach Autorität, der Wirr war ihm unerträglich. Sein Geist zeigte Entschiedenheit, er liebte es, Schlüsse zu ziehen und so veröffentlichte er mit 23 Jahren in der *International Review* vom August 1879 einen Artikel unter dem Titel; Kabinettsregierung in den Vereinigten Staaten, in dem man, untermischt mit dem Einfluss von Bagehot, die klare Erkenntnis eines der Probleme findet, die sein ganzes Leben beschäftigen sollten.

«Unser Patriotismus», schreibt er, «der gewöhnlich belebt ist durch ein Gefühl von vertrauender Hoffnung, wurde in den letzten Zeiten von einer drückenden Unruhe durchsetzt. Die Besorgnis für die Zukunft unserer Einrichtungen scheint von Tag zu Tag stärker geworden zu sein bei den denkenden Ameri-

kanern. Sicherlich herrscht das Missvergnügen und bisweilen die Furcht, dass schwere, vielleicht grundlegende Fehler am Werk sind gegen unsere Freiheit und unser Wohlergehen. Ein beängstigender, sicherer Verfall in der Führung der öffentlichen Geschäfte; ein Geist der Leichtfertigkeit und Überspanntheit, der in die gesetzgeberische Arbeit eingedrungen ist an Stelle eines weisen und fürsorglichen Geistes, droht unsern Glauben zu erschüttern, nicht nur an die Männer, die mit unserer Politik betraut sind, sondern vielmehr noch an die Grundlagen, auf denen unsere Regierung aufgebaut ist, Alle unsere gesetzgebenden Behörden, die regionalen, wie die nationalen, sind der Gegenstand unruhigen Misstrauens und wir begrüßen jede Vertagung der parlamentarischen Körperschaften als einen vorübergehenden Schutz vor der Gefahr.»

Ist das nicht eine Sprache, die wir in Frankreich reaktionär nennen würden? Aber hüten wir uns davor, zu schnell die Worte zu gebrauchen, an die wir uns gewöhnt haben.

Wilson beobachtet um sich herum eine Neigung, «das Misstrauen selbst auf das Prinzip zu werfen, dessen Ausführung als die politische Ehre und der Ruhm Amerikas betrachtet worden ist – nämlich das Recht eines jeden Mannes, an der Regierung teilzunehmen,

die über ihn herrscht.» Aber das ist nichts weiter als eine gesetzliche Bestimmung und sie bleibt ohne Bedeutung. Die europäischen Demokratien sind in ihrer Entwicklung gehindert durch die Erinnerung, durch die Beispiele der autoritären Einrichtungen, die ihnen vorangegangen sind und die sie umgeben; die Unzufriedenheiten, die sie einflössen, werden ständig genährt und gesteigert durch diese Erinnerungen und Beispiele. Statt zu erfinden und zu handeln, statt vorwärts zu blicken, teilen sie fortwährend ihre Blicke und Gedanken, sie können diese Bilder der Vergangenheit nicht vergessen, diese alten Einrichtungen, deren Spuren bleiben und von denen kein sichtbarer Abgrund trennt. Sie sind immer in Versuchung, zu ihnen zurückzukehren, manchmal tun sie es. Ihre Erfolge sind mittelmässig oder sie fehlen ganz und so nützen sie an diesen, in Wirklichkeit reaktionären Versuchen, ihre Fähigkeit zu erfinden, zu unternehmen und zu hoffen ab. Solche Versuchungen gibt es nicht für die Völkerschaften von Amerika. Sie haben in ihrer kurzen Geschichte nur eine einzige Lebensweise, eine einzige Tradition kennen gelernt: die Demokratie. Sie müssen entweder verschwinden, oder dann in der Praxis der Demokratie selbst erfinden und Fortschritte machen. Eine grosse Zahl wird wohl verschwinden, andere werden sich am Leben erhalten,

und diese werden neue Wege gefunden haben.

Der junge Wilson gibt sich nicht dazu her, der Demokratie übles nachzureden. Das hiesse die Zeit verlieren, statt sie richtig anzuwenden. In ihm ist die überzeugte Hoffnung, von der er eben redete, sehr stark, diese Hoffnung, die eines der Kennzeichen, eine der nicht verstandesmässigen, instinktiven und unbezwingbaren Kräfte seines Vaterlandes ist. Er sieht den Fehler der amerikanischen Verfassung klar und er definiert ihn: Es ist die Zerstreuung der Energien, die absichtliche Lähmung der Macht.

«Niemand spricht im Kongress für die Nation. Der Kongress ist eine Versammlung unharmonischer Elemente, ein Nebeneinander von Männern, von denen jeder seine Nachbarschaft und deren lokales Interesse vertritt. Die Gesetzgebung, die von diesen Männern ausgeht, ist in beängstigender Masse eine Spezialgesetzgebung. Deren Gesamtheit bildet, im besten Fall, einen hinkenden Kompromiss zwischen den widerstreitenden Interessen der unzähligen Örtlichkeiten, die sie vertreten. Aber es fehlt eine Macht, die ausgleicht und führt. Wenn das Volk eine gewisse Politik vorzieht, was hat es für ein Mittel, um sie der souveränen Kammer, die in Washington sitzt, aufzuzwingen? Ein einziges, sehr unvollkommenes. Wenn es Volksvertreter abordnet, die einer solchen Politik

günstig gesinnt sind (das ist alles, was es tun kann), so wird eintreffen, dass diese Volksvertreter, die keine Führung haben, keine mittlere Linie finden werden, auf die sie sich einigen können, und so werden sie schliesslich irgendeine Massnahme treffen, die niemand befriedigt, die keine Schwierigkeit löst und die sehr wenig oder sehr schlecht für die Zukunft sorgt.»

Es fehlt an der Leitung, das ist der Fehler. So wie Wilson mit 20 Jahren fühlt und spricht, so wird er immer fühlen und sprechen. Man muss eine Leitung einsetzen: Das will er und wird es immer wollen. Er entdeckt auf den ersten Schlag sein Problem und sein Ziel. Aber er wird schwanken in der Wahl der Mittel. Die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt sind getrennt – die Aufgabe ist, zwischen ihnen ein Verhältnis der Unterordnung herzustellen. Das kann man auf zwei Arten tun: Entweder unterwirft die Exekutive sich die Legislative, oder die Legislative unterwirft sich die Exekutive. Wilson wird als reifer Mann die erste Lösung vollziehen; als Jüngling sieht er diese Lösung nicht einmal. Er bleibt unter dem Einfluss seiner Lektüre, der liberalen und parlamentarischen Ideen des 19. Jahrhunderts und er verteidigt die Kabinettsregierung nach englischem Muster, das heisst die Herrschaft eines Ministeriums, das aus den Kammern her-

vorgegangen und ihnen verantwortlich ist. «Die Exekutive hat das ständige Bedürfnis der Zusammenarbeit mit der Legislative. Die Legislative soll unterstützt sein durch eine Exekutive, die fähig ist, ihre Beschlüsse klug und kräftig auszuführen. Es ist ein Verbindungsglied zwischen beiden nötig , ... und dieses Band, diese vermittelnde Stelle, ist das verantwortliche Kabinett.»

* *

Im Jahre 1880 veröffentlichte Wilson in der Revue der Universität von Virginia einige Abhandlungen über englische Politiker (John Bright und Gladstone). Ende 1880 verliess er diese Universität. Er hatte sich überarbeitet und gönnte sich ein Jahr der Ruhe im Schosse seiner Familie. Aber er war vermögenslos und musste selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen, Er entschied sich für den Beruf des Advokaten und liess sich im Mai 1882 in der neuen Stadt Atlanta nieder. Dort herrschte ein sehr reges Leben und die Geschäfte blühten. Die Wahl schien sehr klug, Wilson richtete sich bescheiden ein, man zeigt heute noch sein einfaches Zimmer. Aber er hatte keinen Erfolg. Er hatte ohne Zweifel einen zu ausgeprägten Sinn für die öffentlichen Geschäfte, als dass er sich für Privatangelegenheiten interessiert hätte. Er wartete auf die Klientenschaft, aber er verstand es nicht, sie zu suchen und anzuziehen.

Er konnte sich nicht trennen von der Beobachtung und dem Nachdenken über historische und politische Fragen. Er hatte also seinen Beruf schlecht gewählt. Nach einem Jahr des Wartens erkannte er das, er verliess Atlanta und kehrte an eine Universität zurück, um seine Studien zu vollenden und Professor zu werden. Er arbeitete drei Jahre lang. Im Jahr 1885 wurde er mit einer Vorlesung über Geschichte am Bryn Mawr College beauftragt. Er stand in seinem 30. Jahre. Seine Lehrzeit war lang und vielgestaltig, aber nicht unfruchtbar gewesen und er bewies es, indem er im gleichen Jahr 1885 einen Band veröffentlichte unter dem Titel: Die Kongress-Regierung, Studie über die amerikanische Politik. Eine französische Übersetzung dieses Werkes ist im Jahr 1900 erschienen.

* *

Bei diesem Werk müssen wir einen Augenblick verweilen. Wilson nimmt hier (es ist das Zeichen eines beharrlichen Geistes) die Beobachtungen und Forschungen wieder auf, die er im Jahr 1879 in seiner ersten Studie veröffentlicht hatte. Zehn Jahre der Erfahrung haben seine Ansichten bestärkt und bereichert: Congressional Government ist kein Jugendwerk. Es gibt uns das Ausmass des Mannes, es entdeckt uns die

instinktiven Richtungen, in denen sich sein Denken bewegt und Früchte trägt.

Diese Entdeckung wird uns vielleicht überraschen. Wir wussten von Wilson vor seiner Präsidentschaft nichts, wir wussten sehr wenig von ihm, bevor der Krieg ihm plötzlich eine gewaltige, unerwartete Aufgabe, die eines Welt-Schiedsrichters, übertrug. Wir haben ihn anfänglich beurteilt auf Grund seiner Botschaften an das amerikanische Volk, dieser sehr beredten, von religiösen und christlichen Gedanken und von demokratischem Idealismus erfüllten Erlasse. Aber der Ton dieser Botschaften ist völlig verschieden von dem Ton des politischen Werks von Woodrow Wilson, von dem, was wir gern sein weltliches Werk nennen würden. Es scheint in seiner Person, wie in seinen Vorfahren, eine zwiefache Überlieferung und Be-seelung zu wirken; eine religiöse und eine praktische. Man glaubt auf der einen Seite einen Mann der Tat vor sich zu haben, einen scharfsinnigen Politiker, der eine freie, rasche Sprache führt, der nur die Wahrheit sucht und das nur tut, um zu handeln. Auf der andern Seite einen Volksführer, einen Priester, der, wenn er sich an die Massen wendet, vielleicht um sie tiefer zu rühren und besser zu führen (also immer, um zu handeln), eine feierliche Sprache spricht und an das Pathos alter

Glaubenssätze anknüpft. Aber die tatkräftigere dieser Persönlichkeiten, die gleichmässiger, die nie schlummert, ist die erstere. Wenn man die Botschaften des Präsidenten sorgfältig liest, so entdeckt man darin politische Klugheit, autoritäre und schöpferische Glut. Aber im Werk des Politikers findet man nur den Politiker. Wohlverstanden, wir nehmen das Wort in seinem edelsten Sinn; wir nennen Politiker denjenigen, der die Berufung, die Leidenschaft und unter Umständen das Genie hat für Staat und Vaterland.

Die Kongress-Regierung ist auf den ersten Blick das kluge und lebhafte Werk eines Schülers von Bagehot, der indessen seinen Meister nicht erreicht. Der alte Banquier von London hatte eine ganz andere Erfahrung, einen ganz andern Geist, als unser junger Politiker. Der persönliche Zug des Buches und seine Überlegenheit liegt anderswo. Bagehot ist ein Beobachter, den vor allem die Neugierde reizt. Woodrow Wilson ist dagegen ein leidenschaftlicher Beobachter. Er prüft die Einzelheiten der politischen Maschine seines Landes nicht aus dem Vergnügen an der Analyse und an unerwarteten Kombinationen, sondern in der Absicht, sie zu ändern, zu verbessern und vielleicht schon belebt durch einen fernen Ehrgeiz, auf sie Einfluss zu üben und ihr Herr zu werden.

Wie arbeiten diese so klug geordneten Gewalten? Eine fast religiöse Ehrfurcht hatte lange Zeit das Werk der Gründer des Vaterlandes vor jeder Kritik bewahrt. Er bricht mit dieser hergebrachten Hochachtung und führt seine kritische Arbeit ohne alle Scheu durch. Woodrow Wilson will zeigen, dass die Grundideen der amerikanischen Verfassung falsch und ihre Resultate ungereimt sind. Der Verfassungsrat von 1787 wollte die drei Gewalten, Vollziehung, Justiz und Gesetzgebung, trennen, sie einander entgegensetzen, so dass sie sich vollkommen im Gleichgewicht halten und niemals die Freiheit der Bürger bedrohen. Sie hatten eine negative Idee vom Staate, sie haben nicht beachtet, dass der Staat eine positive, leitende Aufgabe hat, die er unmöglich erfüllen konnte, wenn er der Kraft und Einheit beraubt war. Was ist eingetreten? Die Verfassung hat niemals richtig gewirkt, sie wurde von den Politikern immer «interpretiert und gedreht.» Eine der Gewalten hat immer darnach gestrebt, die Leitung auf Kosten der beiden andern an sich zu reißen. Im Jahr 1885, da Wilson schreibt, triumphieren die Parlamentarier. Der Präsident ist nur noch das Haupt der Beamten. Er wagt nicht mehr, von seinem Recht Gebrauch zu machen, direkt zum Kongress zu sprechen. Er vermag die gesetzgeberische Arbeit nicht

mehr zu leiten durch seine Angaben, seine Empfehlungen, seine Vetos. Die beiden Kammern haben es fertiggebracht, seine Gewalt einzuschränken, zu ersticken. Der oberste Gerichtshof, der über die Gesetzmässigkeit der Gesetze selbst zu wachen hat, weicht: Er erkennt der gesetzgebenden Gewalt das Recht zu, die Natur, die Ausdehnung und die Mittel ihrer eigenen Macht selbst zu bestimmen. Was bleibt übrig? Die Abgeordnetenkammer und der Senat, die zusammen den Kongress bilden, bleiben Sieger. Aber es sind traurige Sieger, Der Kongress hat es verstanden, sich seiner Konkurrenten zu entledigen, aber er hat es nicht verstanden, sich frei zu machen von den Vorschriften, in die die Verfassung ihn einschliesst. Er hat die Rechte der Exekutive nicht unterdrücken können, die Exekutive ist ausserhalb des Kongresses vorhanden, sie erreicht auf Umwegen wieder ihren Platz und richtet sich dort ein. Der Kongress hat die Bedeutung der Staatssekretäre vermindern und schwächen können. Aber sie sind doch noch da, der Präsident ernennt sie und der Kongress kann sie nicht stürzen. Der Kongress kann nicht die berühmten Debatten einführen und über sie entscheiden, die den Ruhm der europäischen Parlamente bilden und ihr Ansehen sichern. Die Kammer der Abgeordneten muss sich darauf beschränken, im

Schosse ihrer siebenundvierzig hergebrachten Kommissionen verworrene und geheime Arbeit zu leisten, unter der Leitung von siebenundvierzig Präsidenten, von denen ein jeder sich als Herr seines kleinen Gebietes fühlt und sich damit begnügt, seine Macht durch schiefe Herrschermethoden zu sichern. So ist die ursprüngliche Verfassung völlig ins Gegenteil verkehrt, und in der Institution, die über die andern den Sieg davon getragen hat, herrscht «eine lächerliche Zersetzung». Die Wirkung dieser Zersetzung ist eine fortwährende Arbeit des Verbesserns, der Schikane, der Interpretation, die einen unheilvollen Einfluss auf den amerikanischen politischen Charakter ausübt. «Wir haben immer ausgezeichnete Advokaten gehabt, während wir uns mit mittelmässigen Verwaltungsmännern begnügen mussten. Und es scheint, dass wir zu dem Unglück bestimmt sind, niemals in der Zukunft Staatsmänner zu besitzen, die fähig sind, etwas aufzubauen.»

Aufbauen, konstruieren: das Wort wird in der politischen Sprache der Vereinigten Staaten von Amerika oft angewendet. Man spricht von einer konstruktiven Politik, einem konstruktiven Geist. Solche Politiker, solche Geister sind selten; man fühlt lebhaftes Bedürfnis nach ihnen und man gibt ihm Ausdruck. Woodrow Wilson hat es als einer der ersten empfunden.

den und ihm den stärksten Ausdruck gegeben. Wird Amerika auf die Dauer ohne Baumeister, ohne Führer auskommen? Sicherlich nicht. Es brauchte solche und hat sie gefunden in den schwierigen Zeiten seiner Gründung. «Washington und sein Kabinett fanden Gehör beim Kongress und hatten einen bestimmenden Einfluss auf seine Beratungen; Adams gab der Regierung einen besonderen Charakter, obwohl ihm oft entgegen gearbeitet und seine Absichten durchkreuzt wurden. Und Jefferson war als Präsident, ebenso wie als Staatssekretär, der leidenschaftliche Führer (leader) seiner Partei.» Damals handelte es sich darum, «gegen England zu kämpfen, Lusitania, Florida zu erwerben; Dämme zu errichten gegen die Hochflut der französischen Revolution, Streitigkeiten auszufechten mit den werdenden Republiken des lateinischen Amerika... und in diesen auswärtigen Beziehungen hatten die Präsidenten alles zu besorgen, da ihnen die Führung der Unterhandlungen oblag.» Vom Jahr 1830 ab glätteten sich die Schwierigkeiten, das amerikanische Volk richtete sich bequem ein in seinem ungeheuren Gebiet, die Parteien organisierten sich und es gelang ihnen, die Autorität des Präsidenten zu schwächen. Wenn es sich darum handelte, den Präsidentschaftskandidaten zu wählen, so galt es als unerlässliche

Notwendigkeit, dass er eine möglichst kurze politische Vergangenheit habe und dass ihm unweigerlich jegliche Bedeutung abging – «Meine Herren, sagte ein hervorragender amerikanischer Politiker, ich werde ein ausgezeichnete Präsident sein, aber ein sehr ungeeigneter Kandidat. Eine bedeutende Laufbahn, die ein Mann einen sichtbaren Platz in der öffentlichen Meinung gibt, bedeutet eine absolute Unfähigkeit für die Präsidentschaft, denn die Kandidatur muss der Präsidentschaft vorangehen; und die Klippen der Kandidatur können nur überwunden werden durch ein leichtes Schiff mit geringer Fracht, das sich rasch drehen kann, um die Schwierigkeiten der Durchfahrt zu vermeiden.»

So erschien im Jahre 1885 die Verfassung, die politischen Gewohnheiten der Republik der Vereinigten Staaten. Woodrow Wilson hielt deren Reform für dringlich. Er sah das Land wachsen, sich festigen, und in der gleichen Bewegung verstärkte sich das Nationalgefühl in den Seelen. «Der Krieg zwischen den Staaten, schreibt Wilson, war der letzte und entscheidende Kampf zwischen den trennenden Kräften, die noch im Blute des politischen Körpers lebten, und jenen andern Kräften der Gesundheit, Einheit und Verbindung, die diesem Körper Kraft und Macht gegeben

hatten, je mehr das staatliche System aus der Jugend in die Reifezeit übergang und sich sein Organismus kräftigte und mit dem fortschreitenden Alter heranreifte.» Der Sieg des Nordens, die Niederlage der Separatisten, hatte den jugendlichen Unsicherheiten ein Ziel gesetzt. Die Republik der Vereinigten Staaten von Amerika war in Zukunft eine der ersten Mächte der Welt. Aber der politische Staat, die Triebkraft dieser Machtentfaltung, blieb eine kranke Maschine. Wie diese Schwäche heilen? Wilson scheint sich, seit den zehn Jahren, da er beobachtet und arbeitet, keine andere Frage gestellt zu haben. Wie diesem zerbröckelten, zerrissenen Staat die nötige Kraft und Einheit geben? Wie ihm jene persönliche Autorität, jenen Führer verschaffen, der, Woodrow Wilson weiss das seit jener Zeit, die Bedingung eines energischen nationalen Handelns, wie jedes andern Handelns, ist?

«Wenn es ein völlig klares Prinzip gibt, schreibt er, so ist es das Folgende: In jedem Geschäft, sei es ein Regierungs- oder ein Handelsgeschäft, muss man sich jemand an vertrauen, damit man weiss, wenn die Unternehmung schlecht endigt, wer gestraft werden muss. Um Euer Handelsgeschäft mit der Raschheit und dem Erfolg arbeiten zu lassen, den Ihr wünscht, müsst Ihr Euch ohne Hintergedanken Eurem ersten Angestellten anvertrauen und ihm die Mitte in die

Hand geben, Euch zu ruinieren, weil Ihr in ihm so die Beweggründe schafft, um Euch richtig zu dienen. Sein Ruf, seine Ehre oder Schande, all seine kaufmännischen Hoffnungen, hängen von Eurem Erfolg ab. Die menschliche Natur ist ungefähr die nämliche bei der Regierung, wie beim Tuchhandel. Die Macht und die absolute Verantwortlichkeit für den Gebrauch, den man davon macht, sind die wesentlichen Grundlagen einer guten Regierung. Das Gefühl der höchsten Verantwortung, die stolzen und hohen Gefühle, die das Vertrauen der andern in uns erweckt, das Bewusstsein, in einer amtlichen und so sichtbaren Stellung sich zu befinden, dass die treue Pflichterfüllung notwendig erkannt und belohnt, jeder Vertrauensmissbrauch aber entdeckt und bestraft wird, das sind die Einflüsse und zwar die einzigen, die praktische, energische und ehrenhafte Staatsmänner hervorbringen. Die besten Regierungen sind immer diejenigen, denen man grosse Kompetenzen einräumt, ihnen aber zu verstehen gibt, dass sie reich geehrt und belohnt werden, wenn sie einen guten Gebrauch davon machen, dass aber nichts sie vor der strengsten Züchtigung beschützen kann, wenn sie damit Missbrauch treiben.»

Man muss reformieren: Wilson macht am Schlusse seines Buches einen Reformvorschlag. Wir kennen ihn bereits: Es ist der nämliche, den er schon in seiner

Schrift von 1879 dargelegt hat, der nämliche, den Bagehot ihn gelehrt hat. «Da der Kongress die beiden konkurrierenden Gewalten besiegt hat, sagt er, wollen wir diesen Sieg anerkennen und gutheissen, indem wir den Kongress frei machen von den Banden, in die die Verfassung ihn einschliesst. Geben wir ihm, wie dem Parlament von England, das Recht, den Führer zu bezeichnen, der seine Partei leiten und das Land beherrschen wird ...» Wilson täuscht sich, er wird das später erkennen: die Reform, die er vorschlägt, wird nicht durchgeführt werden, sie ist ohne tatsächliche Unterlage. Der Scharfsinn Wilsons wird beeinträchtigt durch die Überlieferungen des europäischen 19. Jahrhunderts, durch die Beispiele des englischen Parlamentarismus, der damals jene wunderbaren Führer mit den Namen Disraeli und Gladstone hervorbrachte. Wilson bemisst nicht richtig oder er bemisst überhaupt nicht die Lebenskraft der amerikanischen Präsidentschaft, wie sie in den Vereinigten Staaten besteht, gegründet auf die Volksabstimmung, die alle vier Jahre erneut vorgenommen wird. Er beurteilt die Präsidentschaft nach Analogie mit den Präsidentschaften oder den konstitutionellen Monarchien von Europa. In dem Zeitpunkt seiner Beobachtung ist die Präsidentschaft wenig tätig, er glaubt sie am Erlö-

schen. Aber sie schlummert nur. Ein Washington, ein Lincoln haben sie innegehabt und ihre Vergangenheit mit Ruhm bedeckt. Warum sollte ihre Zukunft ruhmlos sein? Das Volk bleibt mit ihr verbunden, sowohl durch seine Gewohnheiten, wie durch seine Hoffnungen und es wäre nicht klug, sie zu mindern und herabzusetzen.

Der Irrtum Wilsons darf uns übrigens nicht in Erstaunen setzen: Kein Beobachter und kein Theoretiker scheint dies plötzliche Wachstum, die unerhörte und ganz unvermittelte Entwicklung der Funktion des Präsidenten vorausgesehen oder gefordert zu haben. Es ist dies eine der merkwürdigsten Überraschungen der Geschichte: der Keim war da, und er lag in guter Erde.

II. Wilsons historische und politische Schriften 1890-1902

Die Arbeit Wilsons ist leicht zu verfolgen, weil sie logisch ist. Mit zwanzig Jahren zieht die Erfassung der Tagesbegebenheiten seine Aufmerksamkeit auf das Problem des amerikanischen Staates. Er studierte es zehn Jahre lang und macht es zum Gegenstand seines ersten Buches. Und jetzt, weit entfernt, sich davon zu trennen, erweitert und vertieft er sein Studium, er will das Problem, das ihn beschäftigt, in seiner Jahrhunderte alten Geschichte, in der ganzen Ausdehnung seines Gebietes erfassen. Der Staat, wie er seinem Wesen nach ist, wie er sich in seinen geistigen Wirkungen äussert, ist der Gegenstand, den er kennen will. Was ist der englische Staat? Der deutsche Staat? Der französische Staat? Was war der mittelalterliche, der antike Staat? Was ist ein Parlament, was eine Bureaucratie? Kurz, was ist der Staat und seine Wirksamkeit? Nach drei Jahren des Studiums veröffentlicht Wilson ein Buch mit dem Titel; Der Staat, Elemente historischer und praktischer Politik. Dies ausgezeichnete Lehrbuch hatte grossen Erfolg an den

amerikanischen Universitäten und wurde bald ins Französische übersetzt. Es ist nicht das Werk eines Forschers: Wilson geht nicht auf die Quellen zurück, er arbeitet aus zweiter Hand. Es ist auch nicht das Werk eines erfindungsreichen Denkers. Wilson stellt keine neuen Theorien auf, sondern er verwendet die der soziologischen Schule geläufigen Begriffe. Aber es ist das Werk eines kraftvollen, lebhaft erfassenden Geistes, der rasch und sicher die Summe der Tatsachen bemeistert, die für ihn nützlich sind. Er verbreitet sich nicht über die Natur des Staates, über den Grund und die Grenzen seines Rechts. Sein Standpunkt ist ein ganz positiver, historischer und praktischer, wie der Titel das anzeigt. Er betrachtet die menschlichen Gemeinschaften als Organismen, die ihre Gesetze, ihre Funktionen, ihre Organe haben, deren erstes der Staat ist. Durch das Mittel des Staates «passt sich die Gesellschaft ihren Lebensbedingungen an und verwirklicht ein aktiveres Leben». Der Staat ist ein leitendes Organ; das ist der Grund seines Daseins und er taugt umso mehr, mit je grösserer Sicherheit er leitet. «Das wesentliche Entscheidungsmerkmal einer jeden Regierung, welches immer ihre Form sei, ist die Autorität. Überall gibt es auf der einen Seite die Regierenden, auf der andern die Regierten. Und die Autorität der direkt oder indirekt Herrschenden beruht letz-

ten Endes immer auf der Gewalt.» Wilson glaubt nicht an den Niedergang der Autorität: die Funktionen des modernen Staates scheinen ihm nicht wesentlich verschieden von denen des antiken Staates. Ist er also ein eingefleischter Konservativer und hat ihm die Erfahrung einer Neuen Welt nichts gegeben? Keineswegs, und was er hierüber bemerkt, muss wörtlich wiedergegeben werden; Die Autorität, urteilt Wilson, wird und muss heute auf ganz andere Weise ausgeübt werden, «Die Regierung beruht nicht notwendigerweise auf offener Gewalt; sie muss sogar notwendigerweise eine andere Grundlage haben. Die Militärdespotien werden immer seltener und unsicherer. Die Völker sind nicht mehr aufgelöst, wie in der Feudalzeit, nicht mehr in Stände abgeteilt, wie in den alten Monarchien; sie bilden grosse Gesamtheiten, die durch Zustimmung oder Gegnerschaft einen gewaltigen Einfluss üben. Die Kraft der Mehrheiten ist die grosse Neuerung der modernen Gesellschaften und die Kunst des Staatsmannes muss darin bestehen, diese neue Kraft zu wecken, anzuregen und zu leiten.» Wir unterstreichen diese Worte. Wir können sie nicht lesen, ohne sofort daran zu denken, dass sie später ihre Anwendung finden werden.

Dies Buch über den Staat ist das einzige wissenschaftliche Werk, das Wilson geschrieben hat. Es begründete seinen Ruf. Im Jahre 1890 wurde er an die nämliche Universität Princeton berufen, wo er seine Studien beendet hatte. Man trug ihm einen juristischen Lehrstuhl an; er nahm an und trat von nun an in jenen höheren Gesellschaftskreis ein, in dem sich seine Universitätslaufbahn entwickeln und vollenden sollte.

* *

Die Universität von Princeton besteht seit 1746. Sie ist eine der ältesten von Amerika. Nur vier sind älter: Harvard, Yale, William und Mary. Die Universität Princeton war ursprünglich eine religiöse Stiftung; sie entstammt der nämlichen presbyterianischen, kalvinistischen Kirche, der, wie wir gesehen haben, die Familie Wilson angehörte. Sie bleibt mit dieser Kirche verbunden und hat sehr lange die Gepflogenheit gehabt, ihre Präsidenten unter den presbyterianischen Würdenträgern zu wählen. Und sie befolgte diese Übung noch am Ende des 19. Jahrhunderts. Der Name von Princeton und seiner Universität kehrt oft wieder in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Die Soldaten Washingtons haben sich vor seinen Mauern geschlagen, man zeigt noch die Spuren dieser Kämpfe. Im Jahre 1783 hielt eine Versamm-

lung der neuen Staaten Sitzung in seinem Stadthaus, und in Princeton schrieb und veröffentlichte Washington seinen Abschied an die Armee. Die Universität liegt im Staate New-Jersey, der an den Staat New-York angrenzt: Sie nimmt so Anteil am Leben des Nordens und Ostens, an der Kultur jener Gegenden Amerikas, die Europa am nächsten liegen und mit ihm verbunden bleiben. Sie nimmt, nach alter Übung, eine grosse Zahl junger Leute auf, die aus dem Süden stammen; so nimmt sie Anteil am Leben, an den Interessen und Leidenschaften dieses sehr anders gear- teten Amerika, das seine eigene Geschichte, seine eigenen Sitten und sein eigenes Nationalgefühl hat. So ist sie im höchsten Grad eine nationale Universität. Sie hat die ruhige Majestät der alten Universitäten von Oxford und Cambridge, ihrer Vorfahren und Vorbilder. Aber auch den Reichtum der amerikanischen Gründungen. Ihre alten Schüler, die alumni, bleiben ihr anhänglich und überschütten sie mit Schenkungen. Sie bedeckt ein Gebiet von fünfhundert Acres*), ihre Säle und Bibliotheken, ihre Wohnräume und Laboratorien sind im Grünen zerstreut; ihr Ruderplatz ist sechs Kilometer lang; Carnegie stellte die erforderli-

*) Ein Acre – 0,40467 Hektaren, also im Ganzen unge- fähr 202 Hektaren.

chen Mittel zur Verfügung, um den Milleton-Fluss, der das Universitätsgebiet streift, zu verbreitern und auf eine solche Länge schiffbar zu machen. Alt, reich, tätig, so genießt die Universität einen hohen Ruf, der auch ihren Professoren und Präsidenten zugute kommt. Ihre Professoren sind sehr angesehen im amerikanischen Leben, ihre Präsidenten sind mit einer sehr hohen Autorität ausgestattet.

Das öffentliche Leben war die Bestimmung von Wilson. Er benützte sofort die Vorzüge, die ihm seine neue Universitätsstellung gab und unternahm es, sich in anderer Weise bekannt zu machen, als bloss durch seine wissenschaftlichen Leistungen. Er war ein guter Redner; sein Talent war die Folge langer Übung und eines vorausschauenden Willens. Im Gedanken an das öffentliche Leben, sagt sein Biograph und Freund Harry Jones Ford, hatte er seine Redekunst ausgebildet und erworben. Er schrieb gut, sein Stil war klar und edel, natürlich belebt und überzeugend. Als Kritiker und Berater hatte er seinen Vater, den Pfarrer. Ihm las er alle seine Schriften vor. Der alte Herr forderte eine vollkommene Klarheit. Er hielt seinen Sohn an: Was will das heissen, dieser Satz? Der Sohn erläuterte ihn mit der ganzen Klarheit, deren er fähig war. Und der Vater; So hättest Du es sagen sollen. Man muss die Scheibe in die Mitte treffen und nicht wie

mit Schrot auf Vögel schiessen, das sich über die ganze Landschaft zerstreut. «Meinem Vater verdanke ich es», sagt Wilson gern, «dass ich gelernt habe, durch Definitionen zu denken.»*)

Wilson wollte sich vernehmen lassen und in die Ideenkämpfe und Streitfragen eingreifen, die die gebildeten Kreise aller Länder beschäftigen und in Atem halten. Hatte Wilson damals schon die Politik im Auge? Nichts berechtigt dazu, das ohne Weiteres zu bejahen, aber viele Zeichen sprechen dafür, dass man es vermuten kann. Als Jüngling hatte er daran gedacht. Wird er sich als Mann davon abziehen und abwendig machen lassen? Wird er seinen Ehrgeiz vergessen, der durch seine Bildung und Begabung vollkommen gerechtfertigt ist? Wir glauben es nicht. Wilson ist beharrlich in seinen Plänen, wie in seinen Ansichten und er verzichtet nicht leicht. Aber der Eintritt in die politische Laufbahn ist schwierig, die Berufspolitiker halten darüber strenge Wacht. Wem die Lehrzeit der kleinen parlamentarischen Stellungen zuwider ist, der muss warten und gross werden, bis er sich aufdrängt. Vielleicht war das Wilsons Plan. Er war 35 Jahre alt, ein langes Leben stand vor ihm und seine Aussichten waren günstig.

*) Eine Unterhaltung mit dem Präsidenten von Ida M. Tarbell, Colliers for October 28 – 1916.

Er hielt sich eine Zeitlang fern von den politischen Kämpfen. Aber als Mann der Universität machte er sich bekannt; er behandelte die allgemeinsten Fragen der Pädagogik und des geistigen Lebens.

Diese Probleme sind wohlbekannt: Die nämlichen Fragen haben sich in den gleichen Jahren und in den gleichen Grenzen in den Vereinigten Staaten, wie in Frankreich auf gedrängt: Die nämliche Ideenbewegung belebt die beiden Welten, Europa und Amerika. Was ist der Wert der Wissenschaft? Was ihre Nützlichkeit und ihre Grenzen? Welchen Wert hat die überkommene Kultur? Wie kann die technische Ausbildung der jungen Leute vereinigt werden mit den Anforderungen der allgemeinen Bildung? Diese Streitfragen haben die öffentliche Meinung in Frankreich lebhaft beschäftigt und sogar zu Spaltungen geführt. Es wird interessant sein zu vernehmen, wie Wilson darüber geurteilt hat. Seine Urteile stimmen, wie wir sehen werden, immer überein mit denen, die in Frankreich, in Europa der konservative Teil der öffentlichen Meinung vertreten hat. Daraus darf aber nicht geschlossen werden, dass Wilson ein Konservativer im Sinne der alten Welt ist. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Überlieferungen und Begriffe dort drüben ganz verschieden sind von den unsrigen. Hö-

ren wir ihn vielmehr ganz aufmerksam an und suchen wir ihn zu verstehen, ohne dass wir den Versuch machen, ihn einzuordnen nach Definitionen, die auf ihn nicht passen oder in Parteien, bei denen er nicht eingeschrieben ist.

Wir haben gesehen, in welchen ursprünglichen Richtungen sich die politischen Gedanken Wilsons bewegten: die Kraft, die Autorität, die Unabhängigkeit des Staates, das waren die sozialen Notwendigkeiten, die er zuerst gefühlt und für die er zuerst Garantien verlangt hatte. Im Gebiet der Pädagogik wählt Wilson seine Gesichtspunkte und stellt er seine Gedanken mit der nämlichen Raschheit und Deutlichkeit fest; was ihn vor allem in der Erziehung des Einzelnen beschäftigt, das ist nicht die individuelle, sondern die soziale Nützlichkeit, die diese Erziehung hervorbringen kann. Im Jahre 1893 richtet er an den internationalen pädagogischen Kongress in Chicago ein Schreiben, in dem er sich sehr klar ausdrückt. Es gibt zwei Arten, eine Erziehung zu beurteilen, sagt er: «Man kann sie beurteilen vom Standpunkt des Einzelnen aus, der sich waffnen will im Kampf um seinen Lebensunterhalt; oder man kann sie beurteilen vom Standpunkt der Gesellschaft selbst aus, die das Bedürfnis hat, durch ihre Berufsleute gut versorgt zu werden. Die Gesellschaft, darüber kann kein Zweifel bestehen, wird verlangen,

dass der Einzelne eine höhere allgemeine Bildung erhält, als er, wenn er sich selbst überlassen bliebe, sie sich vor der Ausübung seines Berufes selbst erwerben würde.» Zwischen diesen beiden Standpunkten, «demjenigen des Einzelnen, der sein Interesse verfolgt, und der Gesellschaft, die das Ihre sucht», trifft Wilson sofort seine Wahl. Er denkt nicht, wie das ein Angelsachse des 19. Jahrhunderts sicher getan hätte, dass das Individuum der beste Richter ist über die Bildung, die ihm zukommt und dass, was für die Gesellschaft passt, im Wesentlichen nichts anderes ist, als die Summe dessen, was sich für jeden Einzelnen schickt. Ganz im Gegenteil: das Interesse der Gesellschaft ist verschieden und höher, urteilt er, es soll die Oberhand haben. Er schreibt: «Die Frage ist zweifellos sehr ernst für unser Land. Es herrscht hier ein Glaube, der sehr eng und hartnäckig mit der Theorie der demokratischen Regierung verbunden ist und den unsere Gesetzgeber nur sehr lau bekämpfen. Wir glauben, dass ein jeder völlig frei ist, seine Beschäftigungen nach seinem Belieben zu ordnen. Unsere Gymnasien und Universitäten, unsere hohen Schulen für das Recht, die Medizin und Theologie haben selten das erforderliche Vermögen, über das sie verfügen müssten, um sich frei zu machen von den populären Anforder-

rungen und Auffassungen.» Es ist aber notwendig, dass die hohen Schulen, die Universitäten, diese Freiheit erhalten und dazu kommen, den Stand der Bildung zu vermitteln, der für die organisierte Menschheit notwendig ist Diese Aufgabe fällt ihnen zu, denn der amerikanische Staat beschäftigt sich nicht mit der Erziehung. Was soll eine Universität lehren, wenn sie dieses alten und grossen Namens würdig sein will? Wilson prüft diese Frage in einem Artikel, den er im September 1894 in der Zeitschrift «das Forum» veröffentlichte.

«Eine Universität muss, um national zu sein, im Mittelpunkt aller ihrer Zweige das Studium jener Literatur aufrecht erhalten, in welcher der ideale Besitz der Rasse, die edlen Beispiele, die zarten Eingebungen des Charakters, des Geistes, der Gedanken der Nation enthalten sind, der sie dienen soll. Sie soll auch die Geschichte und die leitenden Ideen der Einrichtungen lehren, die die Energien der Nation stärken, die Ordnung und die öffentlichen Sitten aufrecht halten. Diese Studien müssen für alle Studierenden gemeinsam sein, denn sie allein sind geeignet, ihren Geist für das bürgerliche Leben zu schulen, das sie zusammenführen werden. Mit Bezug auf den Rest sollen sie frei sein in der Wahl dessen, was sie lernen wollen

Die Welt, in der wir leben, wird beunruhigt durch viele Stimmen, die ein kommendes Gericht und Urteil verkünden; aber diese Stimmen verwirren uns, ohne uns zu fördern . . . , Man muss ihnen einen Damm entgegensetzen; es gibt keinen besseren, als eine umfassende Vertrautheit mit den schönsten Seiten, die die Menschen geschrieben haben, und die Kenntnis der Einrichtungen, die die Menschheit erprobt hat: Jede Nation hat ihr Grosses Buch geistiger Prüfungen und politischer Erfahrungen. Wer es kennt, wird weiser, auch ruhiger und Herr über seine Nerven. Wenn alle diejenigen, die eine Erziehung erhalten haben, das (studiert hätten, so könnten sie zusammenleben und regieren, sie verstünden Sprachen zu sprechen, die andere Menschen verstehen könnten. Seht diese wahnsinnigen Worte, diese fanatischen Leidenschaften, seht sie in der Vergangenheit, seht sie in den Büchern. Sie sind nicht neu, diese Schreckensdrohungen und Aufreizungen. Aber auch sie sind alt, die weisen und menschlichen Gedanken, die diese Leidenschaften mässigen und zum Guten tauglich machen werden. Wir haben alte Erfahrungen in diesen geistigen Gebieten. Sich an wirtschaftlichen Schwierigkeiten stossen, abenteuerliche und romantische Träume von

sozialen Umwälzungen träumen, das alles stammt nicht von heute. Daher müssen wir in den Büchern die Garantien und Beispiele suchen, die uns endlich zu einer gesunden und systematischen Kritik dem Leben gegenüber befähigen.»

Das ist die Grundidee, die er in seinen pädagogischen Studien ausdrückt und entwickelt. Dieser grose Amerikaner empfindet einen Widerwillen vor dem, was wir in Europa Amerikanismus zu nennen pflegen; er verachtet die hastige Arbeit der Modernen, die Oberflächlichkeit und den Dünkel in ihrem Denken; er verwirft sie, er sucht nach einem Heilmittel gegen sie und er empfiehlt ständig die Kenntnis der Vergangenheit.

Im Oktober 1896 hatte er in Princeton an einer Universitätsfeier eine Rede zu halten. Er wählte als Thema: «Princeton im Dienste der Nation».

«Ich habe kein anderes Laboratorium, als die Welt der Bücher und der Menschen, die mich umgibt; aber ich müsste mich schwer täuschen, wenn nicht der wissenschaftliche Geist unserer Zeit im besten Zuge ist, uns einen sehr schlechten Dienst zu leisten und in uns eine schwere Entartung hervorzubringen. Die Wissenschaft hat in uns einen Geist der Übertreibung und

der Verachtung der Vergangenheit erzeugt; sie hat uns gläubig gemacht gegenüber allen Versprechungen glänzender Fortschritte und Allerweltsheilmittel. Sie lässt uns an die Güte alles dessen glauben, was neu ist, . . . In der Philosophie hat sie uns den Agnostizismus gebracht, in der Politik die wissenschaftliche Anarchie

Ich wiederhole, der Gelehrte trägt daran keine Schuld; er hat seine Arbeit mit einer Intelligenz und einem Erfolg geleistet, die man nicht genug bewundern kann. Aber in den Wänden seiner Werkstätte gibt es Spalten und durch diese Spalten dringt ein schädliches, giftiges Gas ein, das in unsere Lungen eingedrungen ist, ein Gas, das sich anscheinend nur bilden kann in der äusseren Luft, wo Menschen leben, die es nicht verstehen, von ihren Lungen den richtigen Gebrauch zu machen. Wenn ich einen Versuch einer Sozialreform unter Führung von Männern sähe, die solche Luft geatmet haben, so würde ich zittern; und von einer Revolution, die in diesem wissenschaftlichen Geist erzeugt und geführt würde, würde ich nichts Besseres erwarten, als eine vollkommene Zerstörung. Die Wissenschaft hat die Gesetze der sozialen Entwicklung und Vervollkommnung nicht geändert; die Wissenschaft hat die Natur der Gesellschaft nicht geändert, sie hat die Ge-

schichte im Geringsten nicht leichter verständlich gemacht, noch den menschlichen Geist leichter zu ändern. Sie hat uns eine viel grössere Handlungsfreiheit in der physischen Welt erworben, sie hat uns befreit von abergläubischer Furcht und von Krankheit, sie hat uns in den Stand gesetzt, uns der Natur wie eines vertrauten Dieners zu bemächtigen. Aber sie hat uns nicht von uns selbst befreit. Sie hat weder vermocht, uns von unsern Leidenschaften zu reinigen, noch uns zum Guten geneigt zu machen. Sie hat uns weder weniger habsüchtig, noch weniger ehrgeizig, noch weniger schwach uns selbst gegenüber gemacht. Im Gegenteil, man darf wohl annehmen, dass sie unsere Leidenschaften aufgereizt hat, indem sie den Reichtum sich so plötzlich anhäufen und so launenhaft verteilen liess. Sie hat so wunderbare, so unglaubliche Verbesserungen in der physischen Ausgestaltung unseres Lebens herbeigeführt, dass wir ungeduldig geworden sind gegenüber dem unveränderten Zustand jener Dinge, die sie weder verbessert, noch berührt hat. Wir wollen auch diese mit dem nämlichen Radikalismus, mit den nämlichen experimentellen Methoden erfassen und umgestalten. Wir haben mit der Vergangenheit gebrochen und sind in eine neue Welt eingetreten.

Man mag sich vielleicht wundern, wenn ich verlange, dass die alte Disziplin, die alte Erinnerung an die Zeiten, die nicht mehr sind, dass die altüberkommene Erziehung, die alte Treue gegenüber der Vergangenheit bewahrt werden müssen als die beste Vorbereitung für die Menschen, die Führer werden sollen in Zeiten sozialer Erhaltung?»

Diese Rede Wilsons hatte nachhaltige Wirkung, wie sein Biograph Ford berichtet; sie wurde in den Zeitungen und Revuen wiedergegeben. Der erzieherische und moralische Wert der Wissenschaft war damals (wie in Europa) Gegenstand des Studiums und der öffentlichen Besprechung. In diesen Diskussionen nahm die Rede Wilsons eine bedeutende Stelle ein und sie trug sehr dazu bei, das Gewicht seines Namens zu vermehren. Seine schönen rednerischen Gaben wurden bekannt: Die Städte, die Hochschulen, die Gesellschaften aller Art verlangten nach ihm und wollten ihn hören. Wilson hatte nicht das Feuer, nicht die warme Leidenschaft, nicht die bilderreiche lyrische Erfindungsgabe eines Bryan; er hatte nicht das familiäre Ungestüm eines Theodor Roosevelt. Sein Wort verführte nicht, packte nicht vom ersten Moment an; aber es drängte sich langsam auf, es bezwang und beherrschte schliesslich die Zuhörer.

* *

So sah sich Wilson von zunehmender und ihm wohlgesinnter Aufmerksamkeit umgeben. Er kam dieser Aufmerksamkeit entgegen durch Schriften von völlig allgemeinem, fast populärem Charakter.

Im Jahr 1892 hatte er ein geschichtliches Buch geschrieben: «Trennung und Vereinigung», worin die Geschichte der Vereinigten Staaten von 1829 bis 1889 dargelegt wurde, und zwar nicht mit dem Reiz einer reichen historischen Schilderung, sondern mit der Genauigkeit eines Lehrbuchs. Dies Buch ist ausgezeichnet; Mit Meisterschaft sind die Ereignisse dargestellt und die Menschen charakterisiert. Aber es ist ein Buch für das Studium und will nichts anderes sein. In den Jahren 1893 und 1896 veröffentlicht er zwei Bände Abhandlungen. Im Jahr 1897 folgt seine grosse Lebensgeschichte von Washington.

Sie ist seine beste schriftstellerische Arbeit, ein ausgezeichnetes Werk. Das Überraschende dieses Unternehmens und sein Erfolg sprechen für die geistige Kraft des Mannes. Er will eine Lebensgeschichte schreiben, das will fast heissen, einen Roman; er will Washington schildern, seine Familie, seine Freunde, sein Land; er will ihn wieder aufleben lassen von seiner Geburt bis zum Tod mit all seinen intimen und öffentlichen Erlebnissen: und es gelingt

ihm, ohne dass man die Austragung fühlt. Es ist ein reizvolles Werk voller Kraft und mit dem strengen Zusammenhang, der den Leser fortreisst und ihn bis zur letzten Seite fesselt. Die Analyse könnte schärfer sein. Wilson könnte die Grenzen seines Helden, seine etwas enge und düstere Natur, unverhüllter zeigen; er könnte es, denn er sieht sie sehr klar und er deutet sie in genügender Weise an. Er will ein Idealbild, kein blosses Portrait schaffen, er will ein ganz öffentliches, ein ganz nationales Werk schreiben, wie es unsere Thiers und Guizot zu ihrer Zeit getan haben. An dieser Aufgabe versucht er sich und er erntet einen vollen Erfolg.

Wir werden ins Land Virginia versetzt, wo Washington geboren ist. Virginia wurde im 18. Jahrhundert zuerst besiedelt von gesetzestreuen englischen Familien, die die puritanische Revolution, die Republik und den Königsmord nicht anerkennen wollten. Washington entstammte einer dieser Familien, die ihre alten Lebensgewohnheiten, ihre aristokratischen ländlichen Sitten und ihren Sinn für die Autorität und das Feudalrecht nach Amerika verpflanzt hatten. Washington verwaltet und vergrössert seit seinem 20. Jahr seinen Familienbesitz; er erforscht und vermisst neues Land, jenseits unzugänglicher Wälder und Berge. Als Kommandant der Miliz schlägt er sich herum mit den französischen Soldaten

und den Indianern. Als das Parlament in London diesen amerikanischen Kolonien Steuern auferlegen will, erblickt Washington als englischer Edelmann darin eine Beleidigung seines Rechts. Die Milizen bewaffnen sich und verlangen ihn als Führer. Washington ist zu sehr erfüllt vom Geist der Ehre, als dass er sich einer Aufgabe entziehen würde, die man ihm vorschlägt; er nimmt an, er wird der General der neuen Staaten von Amerika. Man übergibt ihm Freiwillige ohne Disziplin. Er lebt unter ihnen während fünf Kriegsjahren, er bildet sie zu Soldaten aus und schafft eine Armee. Oft wird er besiegt, aber nie entmutigt. Er hat keinen Sinn für die Preisgabe der einmal übernommenen Aufgabe. Er hält sich bereit, im allerschlimmsten Falle mit den Resten seiner Armee das Gebirge zu überschreiten und sich in die unerforschten Fernen des amerikanischen Erdteils zurückzuziehen, der für die Freiheit weite Zufluchtsstätten bietet. Aber seine Beharrlichkeit trägt den Sieg davon: England wird müde, die Kolonisten bleiben Sieger und frei. Sie legen die Waffen nieder und kehren in ihre Werkstätten, zu ihren Pflanzungen zurück. Washington kehrt heim auf seine Güter. Seine Aufgabe scheint beendet, aber sie ist es nicht. Die befreiten Kolonien sind nicht als Staat konstituiert. Sie tren-

nen sich und liegen im Streit miteinander. Wird der Name Amerikas, gleich wie derjenige Europas, einen blutigen Kampfplatz getrennter Völker bedeuten? Oder wird er im Gegensatz dazu die Heimat einer Vereinigung freier und friedlicher Völker bezeichnen? Alle Amerikaner, die das wollen, die eine neue Nation bilden wollen, richten ihren Blick auf den Führer, der sie alle befehligt und ihre Befreiung erkämpft hat. Washington vernimmt diesen Ruf, Er will nicht den Sieg davon getragen haben, um in der Welt neue Unordnung zu schaffen, er will die Gründung eines starken bewaffneten Staates. «Wir sind entweder ein einiges Volk», schreibt er, «oder wir sind es nicht. Sind wir es, so wollen wir in Übereinstimmung handeln in allen den Fragen, die uns alle angehen, handeln wie eine Nation, die ihren nationalen Charakter verteidigen will; wollen wir das nicht, dann wollen wir nicht länger die Komödie spielen, das scheinen zu wollen, was wir nicht sind.» Einzelne Kolonien waren in schwerer Unordnung; die extremen Demokraten verweigerten die Zahlung der Steuern, die gemässigten Demokraten schreckten davor zurück, sie zu zwingen und wollten die Ruhe! durch Paktieren und das Spiel feiner Einflüsse wiederherstellen. «Sie sprechen davon, mein lieber Herr, schreibt Washington einem dieser Gemässigten, die Unordnung in Massachusetts

durch bloße Beeinflussung zu heben. Verfügen Sie über diesen Einfluss und, wenn das noch der Fall wäre, glauben Sie, dass dies das Heilmittel ist gegenüber dem Aufruhr? Beeinflussen ist nicht Regieren. Wir müssen eine Regierung haben, die unser Leben, unsere Freiheiten, unser Gut garantiert, oder dann müssen wir uns ohne Verzug auf das Schlimmste gefasst machen.» Washington und seine Freunde haben den Erfolg, dass eine neue Verfassung angenommen wird. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben eine Regierung, eine Armee, eine Justiz, ein Bundeshaupt erhalten. Wer wird ihr erster Führer, der erste Präsident der Vereinigten Staaten werden? Das Volk, das ihn wählen muss, kennt einen einzigen Namen, will einen einzigen Mann: Washington. Er regiert acht Jahre lang, immer voll Klugheit und mit Autorität, als strenger Wächter über alle Rechte. Das Parlament, das Volk, leisten ihm oft Widerstand. Als das revolutionäre Frankreich in den Kampf tritt mit England, will eine mächtige Partei sich der neuen Republik anschließen. Washington billigt die französischen Ideen nicht und widersetzt sich einem Bündnis. Er wird deswegen beleidigt und mit Spottgedichten verfolgt; immerhin vermögen diese Beleidigungen und Spottgedichte seine breite Popularität nicht zu erschüttern. Er könnte sich

ein drittes Mal zum Präsidenten wählen lassen, aber er will nicht Er zieht vor, sich zurückzuziehen und sein Leben auf seinen Gütern zu beschliessen. Soweit ein Mann seine Aufgabe erfüllen kann, hat Washington die Seinige erfüllt und er kann noch einige Jahre das Leben des Landedelmanns geniessen, das er jedem andern vorzieht und das nur die Zufälle der Geschichte getrübt haben.

* *

Das ist dies Leben, von dem man mit Recht gesagt hat, dass es den Begriff von menschlicher Grösse geändert habe. Niemand hat es interessanter und edler erzählt, als Wilson. Er hat sich darin gefallen, scheint es, in diesem Leben und durch dasselbe all das Beste zum Ausdruck zu bringen, was die Alte Welt dem jungen Amerika in die Wiege gelegt hat. Man fühlt, dass Wilson sehr überzeugt ist von der Bedeutung und Vorzüglichkeit dieses Vermächtnisses: Dieser Edelmann, der ein Vaterland gründet und den demagogischen Einflüssen Widerstand leistet, hat seine volle Sympathie.*) Es ist deutlich fühlbar, dass Wilson am alten

*) Wilson hat keinerlei Sympathie für die französische Revolution. Er lässt das deutlich genug durchblicken in seinem Leben von Washington; er bringt das noch klarer zum Ausdruck in einer Studie über «Burke und die französische Revolution», die im Century Magazine vom September 1901

England hängt mit seinen Gedanken ebenso, wie mit seinem Blute. Aber wir müssen auf der Hut sein und dürfen uns nicht täuschen lassen durch den Geist sei-

erschienen ist. Ich verdanke die Kenntnis dieser Studie der Gefälligkeit und der ausgebreiteten Literaturkenntnis von René de Kerallain, der sie mir wie folgt wiedergibt: Es ist eine aufrichtige Lobrede auf Burke und eine lebhaft verteidigte seiner Haltung gegenüber der französischen Revolution. Diejenigen täuschen sich, sagt der Professor von damals, (ob auch der heutige Präsident, weiss ich nicht) die Burke vorwerfen, er habe den Kopf verloren und nicht verstanden, dass eine drastische Revolution nötig war, um Frankreich von seinen Missbräuchen zu reinigen. Aber Burke sah weiter als Frankreich. Er hatte in der Revolution das allgemeine und zerstörende Prinzip der freien Prüfung aller Dinge, des doktrinären Dogmatismus, des übertriebenen Rationalismus mit allen seinen logischen Folgen erkannt. Wilson verweist auf den epidemischen und ansteckenden Charakter dieses Prinzips. «Wenn die französische revolutionäre Doktrin in England Wurzel gefasst hätte, was wäre die Folge gewesen? Aber das war nicht der Fall und es ist handgreiflich, dass Burke, indem er Widerstand leistete, wie er es tat, den wirklichen Gedanken von England zum Ausdruck brachte.» Hier der Schluss des Artikels: «Wenn Ihr zum Rechten gesehen und Eure Aufgabe erfüllt habt, so mag es den Philosophen freistehen, darüber zu sprechen und zu urteilen. Burke hatte Recht und er handelte in Übereinstimmung mit seinem Genius, wenn er die französische Ansteckung von England fernzuhalten suchte.» (Loc, cit. Seite 792, Zeile 2).

nes Werks oder durch die Universitätsreden, die wir eben erwähnt haben. Wilson ist tief innerlich ein Amerikaner, ein durch die Berührung mit einer neuen Erde und einer neuen Luft erneuter Mensch, der jederzeit bereit ist zu Neuerungen. Er ist der Sohn eines Amerikaners und der Enkel eines Einwanderers, der in den Westen eindringend den Wohlstand der Seinen durch die doppelte Arbeit seines Geistes und seiner Hände begründete. Wilson weiss, wodurch sein Vaterland mit der alten Welt verbunden ist; aber er weiss auch, worin es sich von ihr unterscheidet und wo sein eigenes Leben beginnt. Hören wir, wie er im Mai 1895 in der historischen Gesellschaft des Staates New-Jersey spricht, die ihren 50. Jahrestag feiert:

«Was ist die Richtung der amerikanischen Geschichte? Wodurch unterscheidet sie sich von der europäischen? Welches sind die Züge, die ihr allein angehören: und ihr die eigene Bewegung verleihen? Unsere Gesichtspunkte sind, wie ich fürchte, sehr dadurch eingeschränkt worden, dass unsere Geschichte, bis auf die letzten Jahre, ausschliesslich geschrieben worden ist von Amerikanern des Ostens, aus den atlantischen Staaten Wir beschäftigen uns zu sehr mit den Anfängen und den Einflüssen der alten Welt. Wenn unsere Geschichtsschreiber ins Innere unseres Erdteils

eindringen, scheinen sie mit zurückgewandtem Haupte zu gehen, ihre Blicke wenden sich nicht ab von den Orten, wo sie ans Land gegangen sind, von den Heimstätten der ersten Pioniere. Sie vernachlässigen die Einwanderung und den ständigen Zustrom von fremdem Blut, sie denken immer an unser Volk und fast immer sprechen sie von ihm, als ob es einem einzigen Stamm entsprossen wäre, wie wenn es sich in seinen verschiedenen Teilen gleich wäre und wie wenn es sich ganz natürlich altüberkommenen und vertrauten Sitten anpassen würde. Diese Betrachtungsweise kann uns umso eher irreführen, als sie, ohne völlig wahr zu sein, doch viele Wahrheit in sich schliesst. Der gemeinsame britische Stamm hat ursprünglich das Land geschaffen und immer den Ton angegeben. Wir hatten Einrichtungen, die uns der ganzen Länge der Küste nach gemeinsam waren. Diese Einrichtungen hatten die Zeit gehabt, sich zu entwickeln und fest einzuleben, bevor unsere grosse Wanderung gegen den Westen begann, die alle Elemente unseres Lebens abändern und erneuern sollte.

Nachdem so unsere Anfänge gesichert waren, begannen die Veränderungen, Wann ist unser Volk das amerikanische Volk geworden? Von dem Tage an, da es dem Atlantischen Meer ein für

alle Mal den Rücken kehrte; als es seine Westgrenze von den französischen Posten befreit sah, als es sich vertraut machte mit den Übergängen über die Berge, und als die Landstriche, die jenseits liegen, der Grundstock ihrer Hoffnungen, das Ziel und der Traum der jungen Leute wurden. . . . Der Westen ist das grosse Wort unserer Geschichte, «Der Mann des Westens» wurde der Typus und der Herr unseres amerikanischen Lebens.»

Wilson beendigte seinen Vortrag mit einer lebhaften Schilderung der Gestalt Lincolns, des Helden des Westens, eines Sohnes von Pionieren, der selbst unberührte Wälder und Wasserläufe durchmass, der gross war durch die Jugendkraft von Geist und Herz, durch den Scharfsinn, die Feinheit, die Energie, und der durch diese Naturgaben an die Spitze seines Volkes gestellt wurde. «In Lincoln», sagte er, «erkennen wir das Vorbild und die Blüte unseres Stammes. Es scheint, dass die Natur in ihm den Typus des Amerikaners habe schaffen wollen und dass sie freigebig die königliche Macht des Genies beigefügt habe, um uns zu zeigen, was wir erreichen können.»*)

*) Die von Ida M. Tarbell veröffentlichte Unterhaltung mit dem Präsidenten enthält eine prächtige Stelle über Lincoln.

So hat Wilson die beiden grossen Gestalten der Geschichte der Vereinigten Staaten, Washington und Lincoln, gezeichnet. Sie haben ihren Ruhm durch ihre Verdienste erworben, aber sie verdanken ihn nicht allein dem Verdienst, sondern vor allem der tragischen Tatsache, die aus diesen beiden Männern nicht nur Führer des Volkes, sondern auch Führer im Kriege machte. Unter Washingtons Führung sind die Amerikaner in die Befreiungskriege eingetreten. Unter der Führung Lincolns sind sie in den Bürgerkrieg eingetreten, der die Einheit und den Zusammenhalt der

«Ah, Lincoln», sagte der Präsident begeistert, «er verkörpert das, was ich den Amerikanismus nenne mehr als irgendjemand; er hat begonnen als Politiker der Prärie, er ist hervorgegangen aus dem rauhesten menschlichen Stamm; aber alles hat ihn gestaltet, gebildet, umgewandelt. Er lernte nebenbei auf seinem Wege. Als er ankam, wusste er nichts und auf einmal wusste er alles. Er wusste anfänglich nichts vom Osten, als er dorthin kam. Aber von seiner ersten Rede an bewies er, dass er ihn so gut verstanden hatte, dass er ihn eroberte. Er hatte nichts von dem, was ein Präsident haben muss, bis zu dem Tage, als er Präsident wurde. Er war ein Mann des Volkes, aber voll Genie. Er verstand den Westen, den konservativen Osten; er verstand sogar den Süden. Was den Norden anbetrifft, so hat kein Mann des Nordens ihn so gut verstanden. Eine prachtvolle Gestalt!»

Neuen Welt gerettet hat. Unter der Führung dieser beiden Männer haben sie sich hingegeben und ihre Söhne zu Tausenden geopfert. Sie haben gesiegt und auf die Namen ihrer Führer den gewaltigen Ruhm übertragen, den sie selbst erworben hatten. Das Blut hat immer eine eigene Kraft: Es gründet, weiht und beherrscht immer die Geschichte. Zu diesen beiden Namen tritt in Zukunft ein Dritter: Washington, Lincoln, Wilson! Die beiden ersteren haben heute ihre Idealgestalt gefunden, der Ablauf eines Jahrhunderts legt sie völlig klar und erlaubt, dass man sie beurteilt. Der Eine, ganz Mann der Überlieferung, verkörpert das Alter und das Ideal der Rasse; der Andere, deren Verjüngung auf einer neuen Erde, die Kraft und den Saft eines Volkes von Pionieren. Wie wird in Zukunft das historische Bild Wilsons erscheinen? Lassen wir der Zukunft die Freiheit des Urteils und begnügen wir uns mit der Kenntnis der Anfänge und der Entwicklung dieses von seinen Vorgängern so grundverschiedenen Amerikaners, dieses Willensmenschen und Gelehrten, des Mannes aus einer geistigen Elite, die sich in der Neuen Welt bildet und nach deren Leitung strebt.

* *

So ziehen die grossen Universitätsprobleme und die historischen Arbeiten Wilson in keiner Weise ab

von seinem jungen, lebendigen Vaterland; er hat politischen Ehrgeiz besessen und er vergisst ihn nicht. Und nun sind, in dem nämlichen Jahr 1897, als er seine Biographie Washingtons veröffentlichte, Ereignisse eingetreten, die seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und die zu erwähnen sind.

Cleveland beendigte seine Präsidentschaft: es gibt wenige so interessante in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Cleveland gehörte der demokratischen Partei an und zwar dem Anschein nach, wie Wilson, deren konservativem Flügel. Er wurde Präsident und er hat regiert. Er hatte gesunden Menschenverstand und war furchtlos; er sah klar und zögerte niemals. Er fand wichtige auswärtige Probleme vor und er verstand es, sie zu lösen. Er hielt durch einen Machtanspruch eine von einem amerikanischen Konsul auf den Hawaii-Inseln in unglücklicher Weise eingeleitete Unternehmung auf; er leitete aus eigener Machtvollkommenheit ein kräftiges Vorgehen gegen England ein, das sich Venezuela aufdringen wollte. Er richtete an England ein Ultimatum, liess Kriegskredite bewilligen und zwang es, ein Schiedsgericht anzunehmen. Er zeigte nicht weniger Entschlossenheit gegenüber seiner Partei; Es gelang ihm, Tausende von öffentlichen Ämtern den Wahleinflüssen zu entziehen. Er weigerte sich auch, eine demagogische Wäh-

rungepolitik zu verfolgen: Diese Weigerung zerstörte seine öffentliche Laufbahn und machte seiner Präsidentschaft ein Ende, Cleveland war ein grosser Mann, dem die Gelegenheiten gefehlt hatten, aber er hatte es verstanden, wenn nicht grosse Taten zu tun, so doch ein grosses Beispiel zu geben und die Fesseln zu brechen, die die Präsidentschaft eingeschlossen hielten. Das Beispiel war nicht verloren für den scharfen Beobachter Wilson. Der Professor, der in Amerika bereits bekannt war durch seine tüchtigen Bücher, durch sein klares und entschiedenes Wort, durch seine Gaben eines angenehmen Redners, war in Wirklichkeit ein Mann der Tat, der seine Kraft zusammenhielt: Die Taten Clevelands beschäftigten ihn tief. Er entdeckte in ihnen plötzlich die Lösung des Problems der amerikanischen Politik. Er hatte sie in den Büchern, in den fremden Überlieferungen gesucht; er hatte sie in einer Nachahmung des englischen Parlamentarismus zu finden geglaubt, der unter der Führung eines ersten Ministers, der zugleich Haupt der regierenden Partei und der Regierung ist, in Ordnung gehalten wird. Aber keine Tatsache hatte seine theoretische Eingebung bestätigt, und so verfolgte er mit umso grösserem Interesse den ganz anders gearteten Versuch, den ein praktischer Politiker unternahm, ein Präsident der Repu-

blik, der sich kräftig bemühte, seine Präsidentschaft wirklich zu machen. Im März 1897, in dem Momente, als die Regierungszeit Clevelands zu Ende ging, veröffentlichte er im Atlantic Monthly eine Lobrede, in der die Leidenschaft durchbricht: «Es ist klar, schreibt er, dass Cleveland dem Land einen grossen Dienst geleistet hat; es ist klar, dass seine Unabhängigkeit und die seltene Kraft seines Willens mit grösserer Klarheit als je zuvor die wahre Natur der Regierung der Vereinigten Staaten hat in Erscheinung treten lassen. Er war der Präsident, wie er den Gründern unserer Verfassung in unbestimmten Umrissen vorgeschwebt hatte; ein Mann, mehr als ein Parteimann, und ein Mann, begabt mit eigenem Willen, ein Diener seines Landes auf eigene Hand, nicht ein blosser Mitgesellschafter der Kammern, ein Mann, der seine Vollmachten in der Art eines ersten Magistraten ausübt, mehr als in der Art eines Parteihauptes . . . »

* *

Damals schrieb Wilson seine Geschichte des amerikanischen Volkes, von der eine französische Übersetzung angekündigt ist.

«Es ist ein Buch, das ich geschrieben habe, um selbst die Geschichte meines Landes zu lernen», sagte er zu seinem Verleger, als er ihm die Handschrift brachte.

«Und wann wollen Sie anfangen, antwortete der Verleger, selbst Geschichte zu machen?»

Man begann seine Kraft zu fühlen und man erwartete ihn am Werk.

Wilson führt seine Erzählung von den allerersten Zeiten bis auf die letzten Tage. Er erzählt die Ankunft der ersten Kolonisten. Er erzählt von dem historischen Tag im April 1889, als das letzte freie Land den letzten Pionieren übergeben wurde. Sie warteten, mit ihren Pferden und Wagen gelagert, hinter der Linie der Schildwachen. Am neunten um die Mittagsstunde wurde auf das Zeichen einer Trompete der Durchgang geöffnet und eine rohe Menge stürzte sich in diese letzten freien Räume. Am Abend des nämlichen Tages war alles besetzt. Oklahoma, am Morgen eine Wüste, war ein Staat der mächtigen Union. Es blieb nichts mehr zu erobern im Innern der Neuen Welt, und um die nämliche Zeit begannen die Vereinigten Staaten, von Menschen angefüllt, zu überlaufen und zurückzufluten gegen die Alte Welt. Wilson schneidet diese kaum begonnene Geschichte an: Die Annexion von Hawaii, die Vertreibung Spaniens aus den Besitzungen, die ihm noch verblieben waren, und bei der gleichen Gelegenheit die Besetzung der Philippinen. Wilson zählt diese Eroberungen auf. Seine Darstel-

lung ist nicht auf einen imperialistischen Ton gestimmt. Aber sie ist völlig national, es ist der Ton eines Staatsmannes, der die Geschichte kennt und der den neuen Geschicken nicht gram ist.

«Plötzlich, schreibt er, und ohne Vorbedacht, hörten die Vereinigten Staaten auf, sich ausschliesslich mit ihrer innern Entwicklung zu beschäftigen, sie kehrten sich ab von der Politik der Vereinsamung, die bisher von allen ihren Staatsmännern befolgt wurde und von dem Ersten unter ihnen, Washington, empfohlen worden war. Sie hatten ein Kolonialreich erworben und im Gebiet der internationalen Politik den Platz eingenommen, der ihrer Macht entsprach. Niemand, der mit gerechtem Geist dem Verlauf dieser Geschichte gefolgt ist, wird sich über das Ereignis verwundern. Zweifellos ist es eingetreten unabhängig von jeder Berechnung. Niemand hatte in dem Augenblick, als der Krieg im Jahr 1898 mit Spanien ausbrach, die Idee, diese alte Herrschaft über die fernen Inseln wegzufegen und an ihrer Stelle das Gesetz der Vereinigten Staaten aufzurichten. Aber das spanische Reich kam als ein Kartenhaus zum Vorschein, berührt von der amerikanischen Macht, zerfiel es in Stücke. Die Herrschaft über die spanischen Kolonien war überall gescheitert und hatte Ruinen angehäuft.

Es wäre unmöglich gewesen, sie wieder aufzurichten, nachdem sie niedergeschlagen war. Ein rascher Instinkt hatte den amerikanischen Staatsmännern gezeigt, dass sie an einem Wendepunkt im Fortschritte ihrer Nation seien. Nachdem Amerika seine eigenen Hilfsquellen entwickelt hatte, begann es den Weltmarkt zu erobern. Sein Erdteil war völlig besetzt. Es gab keine Grenzen mehr, «um die Beine der jungen Leute zu befriedigen»: diese neuen Grenzen gegen Indien und den fernen Stillen Ozean hin kamen der amerikanischen Nation entgegen, wie aufgeweckt durch die Notwendigkeit der neuen Bahn selbst, die sich vor ihr öffnete. Das Volk nahm die unerwarteten Folgen des Krieges mit einem sehr bezeichnenden Mangel an kritischem Sinn auf und begrüßte die Eroberungen seiner Flotte und seiner Armee mit naivem Enthusiasmus.»

III. Präsident der Universität Princeton

Im Jahre 1902 ist Wilson 45 Jahre alt. Er ist Professor an der Universität von Princeton, er ist weder Mitglied der Deputiertenkammer, noch Senator. Er hat keinerlei Ehrgeiz und keine Aussichten, er hat nichts unternommen in dieser Richtung, und doch wird er in zehn Jahren Präsident der Republik der Vereinigten Staaten sein. Wie ist das möglich? Wie bringt er es dazu? Darin liegt etwas, das ein Franzose nicht verstehen kann, der lediglich die Gebräuche der französischen Demokratie kennt, und das erklärt werden muss.

Unsere französische Politik ist ein eigentlicher Beruf, in den man als junger Mann eintritt, in dem man sein Leben zubringt, wo man von Stelle zu Stelle fortschreitet. Unsere Präsidenten (mit einer einzigen Ausnahme, dem Marschall Mac Mahon, der in jeder Richtung eine Ausnahme ist), sind, beständig aus dieser parlamentarischen Laufbahn hervorgegangen. Das gilt nicht für die amerikanischen Präsidenten. Der parlamentarische Einfluss macht sich bei ihrer Wahl allerdings geltend, sogar mit grosser Kraft, aber er bestimmt und beherrscht sie doch nicht. Der Präsident

wird durch das Volk gewählt, nach den Regeln einer in zwei Stufen sich vollziehenden Wahl. Die Popularität und das Ansehen der Politiker ist nicht so gross, dass sie den Massen die Männer aufzwingen könnten, die sie selbst gewählt haben. Die Parteien, die in Amerika sehr gut organisiert und sehr stark sind, wählen die Kandidaten und sie vermeiden sehr oft, um grössere Aussicht auf Erfolg zu haben, im parlamentarischen Leben abgenutzte und verbrauchte Berufspolitiker zu wählen, sie suchen unter ihren nicht dem Parlament angehörenden Freunden bekannte und geachtete Männer, neue Namen, die gerade dadurch die Stimmen auf sich ziehen. Wir sprechen hier von den Kandidaten für die Präsidentschaft; wir könnten das Gleiche sagen von den Kandidaten für die hohe Stellung eines Gouverneurs. Jeder der 48 Staaten, die die Union bilden, ist in den Schranken der Verfassung frei und wählt seinen Gouverneur selbst. Gouverneure und Präsident der Republik, diese beiden einflussreichen, überragenden Ämter und politischen Stellungen, sind auf diese Weise der Erschleichung durch die Parlamentarier entzogen. So ist es möglich, dass Männer der Universität, Soldaten, selbst führende Industrielle, hohe politische Hoffnungen hegen können. Wenn dieser Zustand nicht zuerst verstanden wird, so versteht

man die Art nicht und kann sie nicht verstehen, wie Wilson sein Leben eingerichtet hat-

Im Jahr 1902 war die Präsidentschaft der Universität von Princeton frei geworden. Was ist die Präsidentschaft einer Universität? Wieder eine Funktion, die unter den unsrigen nicht ihresgleichen hat und die erklärt werden muss. Auf jedem Schritt, den wir da tun, setzt uns die Neue Welt in Erstaunen. Die amerikanischen Universitäten sind grosse freie Körperschaften, die nicht durch einheitliche Gesetze geregelt sind. Sie geben sich ihre Gesetze selbst, sie sind autonom. Sie führen ihr selbständiges Leben, wie eine Finanzgesellschaft oder ein industrieller Trust. Sie haben ihre reichen Protektoren, die das erforderliche Geld geben und in gewisser Weise die Aktionäre der Unternehmung sind. Diese Protektoren bilden einen Verwaltungsrat, der einen Vorsteher wählt: das ist der Präsident der Universität. Sie übertragen ihm sehr grosse Kompetenzen, weil das die amerikanische Überlieferung ist, weil viele unter ihnen Geschäftsleute sind und wissen, dass die Freiheit und Verantwortlichkeit des leitenden Mannes die Grundbedingung jedes Erfolges ist. Ein Universitätspräsident, der Erzieher von 5'000 oder 6'000 jungen Leuten, der Herr eines königlichen Besitzes, von Schulen, Mu-

seen, Landgütern, übt eine Art geistiger Regentschaft aus, die mit den Bischöfen der alten Welt verglichen werden kann. Wir haben früher auf das hohe Ansehen hingewiesen, das die Universitätsprofessoren geniessen; der Präsident der Universität aber befindet sich in einer wahrhaft hervorragenden Stellung. Er hat das Recht und fast die Pflicht, über alle moralischen und intellektuellen Fragen, die das Land beschäftigen, seine Meinung abzugeben, und er ist sicher, dass man auf ihn hören wird. «Niemand, schreibt Bryce in seinem Werk über die Vereinigten; Staaten, nicht einmal ein Bank- oder Bahnmagnat, geniesst in den Vereinigten Staaten einer grösseren Bedeutung, als der Präsident einer der alten Universitäten Harvard, Yale, Cornell oder Princeton ...»

* *

Wen werden die Verwaltungsräte der Universität Princeton zum Präsidenten wählen? Bis jetzt war es die ständige Übung gewesen, einen Reverend der Presbyterianerkirche zu wählen. An der Universität gab es unter den Fakultäten ein theologisches Seminar, sie bildete Geistliche aus und es war richtig erschienen, sie ganz unter religiösem Einfluss zu halten. Aber die Versuchung war gross, diesen Professor Wilson zu wählen, der eine so grosse Autorität bei seinen Schülern und, durch verschiedene Mittel, einen

solchen Einfluss auf das Publikum hatte. Professor Wilson verführt nicht, aber er zieht an. Er hat wenig Freunde, ja man kennt sogar keine solchen; aber er hat Bewunderer. Er steht für sich, aber er ist nicht ungesellig. Bei festlichen Anlässen sieht man seine hohe Gestalt, der weder Grösse, noch Leichtigkeit im Umgang abgehen. Er kann mit Frauen liebenswürdig sein, er findet daran sogar Gefallen und die Unterhaltung mit Frauen ist die einzige, die er aufsucht. In allem, was er unternommen hat, hat er immer den Eindruck, wenn nicht von hoher Überlegenheit, so doch von vollkommener Fähigkeit hinterlassen. Fügen wir bei, dass er sich um die Stellung bewirbt: er erhält sie und wird Präsident der Universität von Princeton.

Er nimmt seine Tätigkeit auf und hält eine Antrittsrede. Hören wir, wie er die Aufgabe der Universität umschreibt;

«Die Universität besteht nicht für diejenigen, die Handarbeit leisten, nicht einmal für die Künstler, deren Gaben den Reiz und den Luxus des modernen Lebens erhöhen. Sie besteht für die kleine Zahl derer, die verstehen, organisieren, überwachen, die die Verbindung herstellen zwischen den einzelnen Volksgruppen und die notwendig den Überblick über die gesamte Arbeit der Gesellschaft

haben müssen. Die Demokratien brauchen solche Diener nicht weniger, als jene andern Staatsformen, wo Geburt und Vorrecht die Führer bezeichnen; und die Universitäten, die die Aufgabe haben, solche Führer heranzubilden, sind nichtsdestoweniger demokratische Einrichtungen.

Es gibt zwei Wege, um einen jungen Mann aufs Leben vorzubereiten. Man kann ihm Spezialkenntnisse und die Geschicklichkeit vermitteln, die zum tüchtigen Berufsmann und zum Geldverdienen tauglich machen. Für Tausende von jungen Leuten ist das der Weg, der befolgt werden muss, er ist gut und ehrenhaft, er ist unentbehrlich. Aber er ist nicht der Weg der Universität und wird es nie sein. Die Universität muss aus den Menschen, die sie aufnimmt, etwas anderes und höheres machen, als geschickte Berufsleute. Sie muss ihren Geist geschmeidig machen, ihren Gesichtskreis erweitern, sie muss in ihnen einen Überschuss an geistiger Tatkraft heranbilden, der sie anspornt, aus dem Kreise ihres Berufes hervorzutreten, sich für die weiteren Kreise zu interessieren, mit denen ihr Leben verbunden ist, der sie zu Staatsbürgern macht, nicht bloss zu Berufsleuten, der ihre Seelen erhebt und adelt. Ein freies geistiges Kapital, das ist, was die Welt vor allem braucht, ein freies Kapital, das

immer zur Verfügung steht für die neuen Unternehmungen auf geistigem oder materiellem Gebiet, die den Fortschritt der Rasse sichern und den Menschen dem neuen Leben entgegen führen.»

Die Geister an Ordnung gewöhnen, bilden, entwickeln, das ist die Aufgabe der Universität und es gibt kein besseres Mittel auf diesem Weg, urteilt Wilson, als die alten Sprachen.

«Woher haben diese Sprachen die Kraft, die Geister zu schulen? Sie verdanken sie ihrer bestimmten, klaren Methode. Und diese Methode entstammt ihrem Alter und ihrer Vollendung. Ihr Alter und ihre Vollendung machen sie so nützlich und passend für die ersten Schritte der Erziehung, Sie vermitteln dem Kind den Grundstock von Wissen, der durch Erfahrung nicht mehr angetastet wird, sondern festgestellt, abgeschlossen und grundlegend ist. Das ist die Nahrung der Geister seit Generationen und Generationen, daran hat sich die Menschheit seit unvordenklichen Zeiten herangebildet.*)

*) Wilson versäumt niemals die Gelegenheit, seinen Glauben an den erzieherischen Wert der alten Sprachen zum Ausdruck zu bringen. L'Outlook vom 13. Juni 1917 berichtet über eine Sitzung, die an der Universität Princeton abgehalten wurde und an welcher die Bedeutung, die den klassischen Studien in einer freiheitlichen Erziehung zukommt,

Auch das Eindringen in die Mathematik ist eine Übung der gleichen Art, wie die vertraute Kenntnis der Denkweise und der Sprachen des klassischen Altertums, weil wir uns auch in ihr die Schulung des Menschengeschlechtes seit unvordenklicher Zeit aneignen Die Mathematik bildet, wie die klassischen Sprachen, einen endgültigen Kern von Wissen und Einsichten, eine bewährte Disziplin, eine Methode des Denkens, die unaufhörlich dahin gewirkt hat, die Kräfte des Geistes auszugleichen, zu vervollkommen, auszuweiten und zu schärfen. Wenn das Kind sich in der Mathematik übt, nimmt es Anteil an der bestbegründeten, am sichersten erworbenen geistigen Erfahrung, die es in der Welt gibt.»

Das sind die leitenden Gedanken; Wilson wird daraus die Folgerungen ziehen. Er wird seine Arbeit antreten und zum ersten Mal seine ausseror-

behandelt wurde, Taft, Roosevelt und Wilson äussern sich in dieser Sitzung zu Gunsten der klassischen Studien, «Wir dürfen, schreibt Wilson, die Weisheit nicht zurückstossen, die auf uns vererbt ist, und nicht versuchen, unser Glück zu machen mit dem geringen Gepäck, das wir selbst gesammelt haben. Wir müssen vielmehr so viel als möglich den Geistern die genaue Kenntnis des klassischen Altertums beibringen.»

dentliche Fähigkeit zur Durchführung von Reformen ausüben, die ihn in allen seinen Stellungen charakterisieren wird.

Es war notwendig, dass jemand die Universität Princeton fest in die Hand nahm: Die Disziplin war schwankend, der Fleiss nahm ab. Aber Wilson sorgte für alles. Seine erste Sorge war, die Examen strenger zu machen und Unfähige auszuschneiden. Aber das war nur ein Anfang, Er beschäftigte sich in der Folge mit den Studienprogrammen, die eben in unglücklicher Weise geändert worden waren. Die Modernen hatten die obligatorischen Studien der alten Sprachen und der Mathematik unterdrückt; sie hatten ein System der freien Wahl eingeführt, das den jungen Leuten die Freiheit gab, sich angenehme und leichte Studienpläne zusammenzustellen. Sie waren nicht 20 Jahre alt und man überliess ihnen die schwierigste aller Wahlen. Wilson änderte dies System. «Lassen wir die jungen Leute wählen, hatte er in seiner Eröffnungsrede gesagt, aber auch wir haben zu wählen und unsere Wahl muss zuerst vorgenommen werden, die freie Wahl der Schüler kommt an zweiter Stelle. Wir müssen für den Zusammenhang sorgen. Wir müssen dafür sorgen, dass die Studenten, wenn sie sich für eine Abteilung entschlossen haben, dort einen festen Zusammenhang finden und alle Grundlagen des modernen

Wissens.» Er bestimmte seine Ansichten näher und sorgte dafür, dass sie angenommen wurden. Ohne auf die Einzelheiten einzutreten, können wir kurz sagen, dass jeder Student mindestens fünf Kurse besuchen musste, von denen er drei frei wählen konnte, während ihm zwei vorgeschrieben wurden.

Aber was nützen die besten Studienprogramme, wenn die Arbeitsmethoden mangelhaft sind? Wilson machte sich daran, diese Methoden selbst zu verbessern. Die jungen Leute hörten während zwei oder drei Stunden im Tag Kollegien, dann waren sie sich selbst überlassen, ihrer Lektüre, ihren Spielen. Ihnen fehlte die Führung, sie hatten keine Berührung, mit ihren Lehrern, ausser während der kurzen und wenig wirksamen Dauer der Vorlesungen. Wilson schlug ein neues System vor; Die Schaffung kleiner Gruppen von Studierenden, die einer Art Aufseher, Unterlehrer, zugeteilt werden sollten, der die jungen Leute durch regelmässige Besprechungen und gemeinsame Untersuchungen in der Art der deutschen Seminare zur Arbeit anhalten sollte. «Wenn es uns gelingt, für Princeton einen sicheren Bestand solcher Mentoren zu finden, hatte er in seiner Rede gesagt, in der er seine Reformpläne entwickelte, werden wir unsere Universität umgewandelt haben. An Stelle junger

Leute, die sich mit schwerer Arbeit abmühen, werden wir Menschen bekommen, die denken lernen, Menschen, die geübt sind, sich in der Welt der Gedanken zu bewegen, in der doch ihr ganzes Interesse und ihr Ehrgeiz liegt.» Wilson ging daran, eine solche Körperschaft zu bilden und er hatte Erfolg. Er wählte hundert tüchtige, in ihren Studien bereits fortgeschrittene Studenten und zog sie an seine Universität. Er suchte sie selbst aus, in den Vereinigten Staaten und in England. Zwei kamen aus Frankreich, zwei aus Deutschland.

Aber was nützen die besten Arbeitsmethoden, wenn die Lebensführung unregelmässig ist, wenn die Anwendung fehlt? Wilson hatte den Plan einer grundsätzlichen Reform gebildet und er führte sie stückweise ein. «Wenn radikal sein heisst, in allem auf den Grund zu gehen», sagte er einmal heftig, «dann bin ich ein Radikaler.» Er wird das bald beweisen. Die Studenten von Princeton lebten zerstreut in den Pensionen und Mietzimmern der Stadt. Diejenigen des ersten und zweiten Jahres bildeten sehr ausschliessliche, sehr eifersüchtige Vereine: Der Corpsgeist bildet sich nirgends so rasch, wie in dieser amerikanischen Gesellschaft, deren Gleichheitssinn man so vorschnell rühmt. Diejenigen des dritten und vierten Jahres, wenigstens gewisse unter ihnen, eine noble Elite, lebten

in grossen, prächtig eingerichteten Clubs. Wilson entschied, dass die Studenten des ersten und zweiten Jahres in die Universitätsgebäude zurückzukehren haben: Dort sollten sie Zusammenleben in enger Gemeinschaft mit ihren Beschützern, wie die Studenten von Oxford oder Cambridge. Das war eine wichtige Änderung, aber er erreichte sie.

Aber sein reformatorischer Ehrgeiz war noch nicht befriedigt; er wollte weiter gehen, immer noch weiter, und die Gesamtheit der Studierenden in die Universitätsräume zurückkehren lassen, die des dritten und vierten Jahres gerade so gut, wie diejenigen des ersten und zweiten. Er musste daher diese grossen und stolzen und durch so viele einflussreichen Freunde unterstützten Clubs treffen und unterdrücken. Ihr Dasein war seinem auf Gleichheit gerichteten und autoritären Geist zuwider. Zweifellos verletzte es auch einen alten gleichheitlichen und puritanischen Sinn, der in seiner Natur vorgezeichnet lag. Von dem Tage an, da er die Präsidentschaft von Princeton angetreten hatte, bezeugt sein Biograph H. Wilson Harris, hatte er daran gedacht, sie zu zerstören. Aber er wartete vier volle Jahre zu, bevor er seine Absicht erklärte, «Die Hochschulen dieses Landes müssen von Grund auf umgestaltet werden, erklärte er in einer Universi-

tätsversammlung, und Amerika wird das verlangen.»

Spricht so der Mann der Universität oder der Volkstribun? Es ist ein neuer Ton, es ist die Stimme des Volksführers, in dem Präsidenten von Princeton wird der künftige Präsident der Vereinigten Staaten sichtbar. In diesem Jahr 1906, in dem er sich so ausdrückte, hat Wilson zum ersten Mal an die Laufbahn gedacht, die ihn erwartet. Im Jahr 1909 wird die Amtsdauer des Präsidenten Roosevelt ablaufen. Im Jahr 1908 wird sein Nachfolger bezeichnet werden. Wilson fragt sich, ob nicht er dieser Nachfolger werden könnte, und bereitete seine Kandidatur vor. Aber es ist nur ein erster Versuch. Wilson erkennt bald, dass die demokratische Partei, mit der er verbunden ist, noch einmal den volkstümlichen Redner Bryan Vorschlägen wird. Er wird also warten. Aber es ist in ihm etwas erwacht und in Wallung gekommen, das nicht mehr weichen wird und nicht übereinstimmt mit der Zurückgezogenheit des Universitätsmannes, die ihn so stark kennzeichnete. Es ist ein Drang, ein Feuer in ihm erwacht nach breiterer, freierer Tätigkeit. Das öffentliche Leben von Amerika war damals heftig bewegt. Präsident Roosevelt hielt es in Atem durch seine heftigen Reden gegen die Plutokraten und er stachelte die Volksseele auf. Wenn man das vergisst,

kann man die lebhaftere Neuerungslust nicht sofort verstehen, die Wilson an seiner Universität ins Werk setzt.

Wilson bereitet in aller Stille seine Reformpläne vor. Das ist eine Gewohnheit, von der er sich nicht mehr trennen wird. Wenn er Rat einholt, so geschieht es im geheimen. Im Juni 1907 verliest er in seinem Verwaltungsrat den Entwurf zu einer völligen Umbildung der alten Universität. Neue Bauten sollen errichtet werden, um den Bedürfnissen einer neuen Organisation zu genügen. Alle Studenten sollen mit ihren Pflegern unter dem nämlichen Dache zusammenleben. Das Gewicht seiner Stellung, aber auch seiner Persönlichkeit, war so gross, dass der Rat anfänglich diesen Vorschlag annahm. Aber bald wurde er bekannt und es erhob sich eine lebhaftere Gegnerschaft. Es war eine Empörung, ein Schrei der Entrüstung. Die alten Herren, diese alumni, aus deren Schenkungen die Universität lebte, wollten nicht, dass man an die Clubs rühre, in denen sie gelebt hatten und in denen ihre Söhne lebten. Zahlreiche Warnungen gingen beim Verwaltungsrat ein: Wir werden nichts mehr zeichnen, sagte man. Die Mitglieder des Rates widerstanden dem Geschrei nicht. Im Oktober verlangten sie von ihrem Präsidenten, dass er seinen Entwurf zurückziehe. Wilson musste einwilligen. Aber er erklär-

te deutlich, dass er alle seine Ansichten beibehalte und dass er den Kampf mit den Gegnern nicht aufgebe. «Damals», sagte er eines Tages im Gespräch, «bin ich zum ersten Mal mit Wall Street*) zusammengestossen und habe selbst gesehen, auf welche Weise Wall Street sich allem widersetzt, was man zum Wohle des Landes unternimmt.»

* *

Verlassen wir einen Augenblick diesen Kampf, der noch nicht beendet ist und öffnen wir ein Gedankenblatt, das Wilson im Jahr 1908 in vornehmer Ausstattung veröffentlicht hat. Es trägt den Titel: Das freie Leben. Es enthält eine Art Lebewohl, einen Abschiedswunsch, den Wilson an die jungen Männer richtet, die nach vierjährigem Studium Princeton verlassen. Sein Abschiedswort ist in der Art einer Predigt gehalten. So will es die Überlieferung, die er beachtet und deren Beobachtung ihm leicht fällt. Hat er doch als Kind so oft die Predigten seines Vaters angehört. Zuerst verkündigt er seinen Text: «Stellt Euch nicht gleich dieser Welt, sondern gestaltet Euch um durch die Erneuerung Eueres Gemütes, damit Ihr zu prüfen

*) Wall Street ist die Strasse in New-York, in welcher die Banken liegen und man sagt in den Vereinigten Staaten: «Wall Street», wie man in Frankreich «die Börse» sagt.

vermögt, was der Wille Gottes sei, der gute und wohlgefällige und vollkommene-» (Brief an die Römer XII. 2). Ein geheimnisvoller Text, der ganz vom Geiste des Paulus durchtränkt ist, der zum Geist des christlichen Protestantismus selbst geworden ist. «Stellt Euch nicht gleich.» Sie haben diese Worte vernommen und sie erinnern sich ihrer, diese Kirchen, die gegenüber der anglikanischen Kirche den Geist der Trennung und des Protestes aufrecht halten, und die sich alle durch einen gemeinsamen Zug als Schwestern anerkennen: durch ihren Non-Conformismus, «Ne vous conformez pas» Diesen nämlichen Rat gibt Wilson seinen jungen Leuten, sie sollen auf die Stimme ihres eigenen Innern hören, sie sollen sich selbst treu bleiben.

«Es ist kein entferntes, dunkles, nur poetisches Ding, sondern im Gegenteil eine volle Wirklichkeit, die im Gewissen eines jeden von uns lebt. Jeder überlegte Mensch, jeder Mensch, dessen Geist nicht ein flatternder Schatten ist, hat in sich nicht nur einmal, sondern oft, eine unbezwingliche geistige Kraft gefühlt, die er «sich selbst» nennt, die dafür kämpft, dass sie nicht durch den Zufall der Umstände überschwemmt wird, dass sie nicht gezwungen wird, sich Dingen anzupassen, die sie nicht leiden kann, Dingen, die sie ersticken, ihrer

Originalität, ihrer angeborenen Unverletzlichkeit berauben würden, und die sie in der unbestimmten und gemeinen Masse untertauchen liessen, in den ungezählten Mengen einer Welt, die sich bewegt, sich ändert und nie zwei Mal die gleiche ist, Diese Kraft fühlt instinktiv, dass sie nur Siegerin bleiben kann, wenn sie sich weigert, sich anzupassen. Sie muss sich den Dingen anpassen, die kommen und gehen, die keinen Grund und kein Prinzip enthalten; aber sie darf sich nicht durch sie unterwerfen, noch von der deutlichen Richtung der Tätigkeit abdrängen lassen, die sie gewählt hat.»

«Passt Euch nicht an, bleibt Euch selbst getreu». Wir kennen diese Formeln und viele andere, die daraus abgeleitet werden. Sie sind alt, sie verdanken ihrem Alter und der grossen Menge von Handlungen, die sie angeregt haben, eine ausserordentliche Dehnbarkeit. Ibsen hat aus ihnen anarchistische Lehren abgeleitet; Wilson bedient sich ihrer, aber um eine ganz andere Moral zu lehren. Halten wir uns immer vor Augen, wo dieser Abkömmling von Puritanern lebt, in der grossartigen Anstalt, an deren Spitze er steht, unter Bauten in klassischem Stil, unter herrlichen Bäumen und einladenden Wohnungen, in der Stille und dem Luxus einer amerikanischen Universität. «Passt Euch nicht der Welt, den Gebräuchen der Welt

an», sagt er den jungen Leuten zum Abschied; er spricht zu ihnen nicht als Mystiker, sondern als Priester; die Welt, vor der diese jungen Leute nach seinem Willen auf der Hut sein sollen, ist New-York und Wall Street, die Politik, die Bank, die Fabrik, der Salon, die Partei, der Club, mit einem Wort, die Weltlichkeit. «Gestaltet Euch um durch die Erneuerung, Eueres Gemütes!» sagt er ihnen. Verstehen wir immer die Absichten eines grossen Priesters, eines grossen Universitätsmannes! Erneuert Euern Geist! Wilson will ihnen sagen: Vergesst diese vier Jahre nicht, die heute zu Ende sind und die ihr verlebt habt in der Gemeinschaft der Gedanken und der ewigen Werke.

«Vier Jahre sind Euch gegeben worden, um die Aussichten und Horizonte zu betrachten, die die Bücher eröffnen, um die Wahrheiten zu erfassen, die kein Alter haben, und die, niemals zerschlagen, niemals verändert, das wechselnde Leben aller Zeitalter durchschreiten. Ihr kennt die ewigen Masse, die hohen Gesetze, nach denen die Fortschritte der Welt stets geregelt worden sind – Gesetze, die gesunden Gedanken und reiner Eingebung entstammen und die ihren Sitz in ruhigen Welten zu haben scheinen, wohin die Verwirrungen der Leidenschaften nicht gelangen können, in deren reiner

Luft weder Nebel, noch Sturm drohen. Die Ausichten, die Zeiten, die Umstände können ändern, aber das menschliche Herz ändert sich nicht mit alledem. Gewiss, es hat einfachere Zeiten gegeben, wo die Dinge, die uns heute in Zweifel und Verwirrung versetzen, sehr leicht schienen. Aber wenn uns heute das Leben verwirrt, so geschieht es, weil wir es nicht in seiner Einfachheit und in seiner Gesamtheit sehen. Sehen wir häufiger nach rückwärts und wir werden bemerken, dass wir den Blick gestärkt haben, um vorwärts zu sehen.»

Das ist nicht das Mahnwort des Apostels, sondern der Rat eines weisen Platonikers. Der Apostel hat nie gesagt: «Seht nach rückwärts, befragt die ewige Erfahrung . . . » Er hat gesagt: «Richtet Euern Blick auf Gott, befolgt die absolute Offenbarung.» Aber der angelsächsische Geist versteht es, sich alle Dinge mit Geschick anzupassen, sie aufs Beste zu verstehen und zu Nutze zu ziehen. Der angelsächsische Geist ist praktisch und will, dass jedes Ding zu etwas gut sei, «Mir scheint, schreibt Wilson, dass die Worte der Heiligen Schrift den Geist ganz natürlich zu den Überlegungen führen, die ich Euch vorlege.» Im weitem Verlauf seiner Rede fährt er unbekümmert fort, dem evangelischen Text die platonische Umschreibung

beizufügen. Ändert Euern Geist, sagt er; bildet ihn um durch das Wissen; das Wissen verleiht ewige Jugend. Bildet ihn um durch die Freundschaft; die Freundschaft ist eine königliche Gabe und der Adel der Seele. Das Wissen und die Freundschaft. Ihr findet sie an der Universität:

«Der Mensch, der durch die Universität verwandelt ist, derjenige, dessen Denken und Wollen erneuert worden sind an den Quellen des Wissens und der Liebe, ist eine der grossen Kräfte der Welt. Wir leben in einem Zeitalter der Verwirrung, der Unklarheit und Uneinigkeit . . . Zahlreich sind die Stimmen, die ihre Meinung abgeben, aber selten diejenigen, die etwas wissen; zahlreich die Versuche, aber selten die überlegten Vorschläge . . . Und unsere Pflicht als Männer der Universität, ist es, uns zu beherrschen; es ist unser Vorrecht, ruhig zu bleiben und zu wissen, dass die Wahrheit nicht geändert hat, dass die alte Weisheit wertvoller ist, als irgendein unvergorenes Eigenes; dass wir weder mit der Menge laufen, noch sie verachten sollen, sondern für sie, wie für uns selbst, klugen Rat suchen sollen.»

* *

Wir werden diese Sprache kaum mehr hören: Der Universitätsmann wird vor dem Politiker und Volks-

führer verschwinden. Am 9. März 1909 spricht Wilson am Jahresbankett der staatsbürgerlichen Liga von St. Louis. «Ich glaube, je älter ich werde, desto weniger eigne ich mich zum Bankettredner, sagt er, denn ich werde immer ernster. Ich sehe auf einige meiner Freunde mit hoffnungslosem Neid: Sie sind so wohl abgemessen, so kühl; ihr Urteil ist immer so wohl getrennt von den lebendigen Regungen, die sie bewegen. Ich dagegen, je älter ich werde, umso leidenschaftlicher werde ich» Davon überzeugt man sich in Princeton selbst, wo der alte Kampf nicht zur Ruhe kommt.

Er wird öffentlich: Die Zeitungen von New-York besprechen ihn, Polemiken brechen aus, denen Wilson nicht fern gestanden zu haben scheint. Der Konflikt nimmt in der Folge die eigentümliche Gestalt eines Zweikampfes an zwischen dem sehr allein stehenden Vorsteher, der mit seinem Aufsichtsrat auf ziemlich gespanntem Fusse steht, und den Millionären, die die Universität protegieren. Im Jahr 1909 wurde der Universität ein Geschenk von zwei und einer halben Million Franken angeboten. Der Spender wünschte, dass das Geld zur Gründung einer Lehrerbildungsschule verwendet werden sollte. Aber nach welchen Plänen sollte diese Schule eingerichtet werden? Wilson hielt immer, noch sein altes Projekt aufrecht, das

vertagt, aber nicht endgültig abgelehnt war. Er fand einige Bestimmungen des Schenkers mit seinen eigenen Ansichten unvereinbar und er verlangte die Ablehnung der Schenkung. Es ist unannehmbar, sagte er, dass Geldanerbieten die Entscheidungsfreiheit der Universitätsbehörden einschränken könnten. Er fragte: «Ist es richtig, wenn im Moment, wo das ganze Land die Augen auf uns gerichtet hält, als auf Männer, die die Ideen dem Geld voranstellen, wir uns zurückziehen und sagen: nach allem haben wir uns doch getäuscht, wir ziehen das Geld den Ideen vor?» Er kämpfte mit einer sehr lebhaften Gegnerschaft, aber er siegte; die Schenkung wurde abgelehnt.

Aber sein Sieg hatte kurze Dauer, kaum hatte er sich von diesem Angebot von zweieinhalb Millionen befreit, als er sich an einem neuen Angebot von fünfzehn Millionen Franken stiess. Sofort erschienen auch die zurückgewiesenen zweieinhalb Millionen wieder auf dem Plan, das Angebot wurde erneuert. Das waren zu viele Millionen! Vor dieser Zahl musste Wilson sich beugen und sich bereit machen, seine Präsidentschaft zu verlassen, nachdem er schliesslich besiegt worden war. Aber dieser Misserfolg erniedrigte ihn nicht, schädigte ihn nicht, und er richtete -seine Blicke nach andern Zielen.

IV. Gouverneur des Staates New-Jersey

Ohne Zweifel dachte Wilson seit Jahren daran, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden und vielleicht muss man die interessanten Reden, die er im Jahr 1907 hielt und im Mai 1908 – wenige Monate vor der Wahl von Taft zum Präsidenten – unter dem Titel: Die konstitutionelle Regierung der Vereinigten Staaten veröffentlichte, als eine Art Programm auffassen. Diese kraftvollen, raschen Reden sind in doppelter Richtung interessant, sie geben eine ausgezeichnete Übersicht über die amerikanische politische Organisation und eine meisterhafte Darlegung der Gedanken des Mannes, der bald diese Organisation leiten und seine ganze Willenskraft auf sie zur Anwendung bringen wird.

Sie geben uns eine Art zweiter, nunmehr vollständig ausgereifter Auflage des Jugendwerkes über die Kongressregierung, das wir bereits kennen, Im einen, wie im andern Buch prüft Wilson die Kammer der Abgeordneten, den Senat, die Gerichtshöfe, die Präsidentschaft, die Parteien, was sie alle sind und wie sie wirken. Er hält sich weniger an die Gesetzestexte, als

an die Praxis, er interessiert sich sehr für das, was ist, aber mehr noch für das, was sich vorbereitet und was sein wird. Ein heisser, reformatorischer Wille belebt jede seiner Beobachtungen. Eine politische Verfassung, sagt er, ist kein Mechanismus, der ein für alle Mal geschaffen ist, der der Gegenstand einer mathematischen Definition und Beweisführung sein könnte. Eine politische Verfassung ist ein lebendiger Körper und man muss an sein Studium nicht mit mathematischem Geist herantreten, nicht im Geiste Newtons, wie die alten Theoretiker des 18. Jahrhunderts taten, sondern in vitalistischem Geist, im Geiste Darwins, mit dem ständigen Streben, die Organe zu entdecken, die sich zurückbilden, die sich verstärken, die sich ändern. «Die Verfassungen, sagt er mit Nachdruck, sind das, was die Politiker aus ihnen machen.» In der Verfassung der Vereinigten Staaten aber gibt es ein Organ, das stark wird; Es ist die Präsidentschaft. Cleveland hat die Entwicklung begonnen, Roosevelt hat sie fortgesetzt. Die Präsidenten des 19. Jahrhunderts wählten ihre Minister unter den hervorragenden Parlamentariern. Cleveland als erster, Roosevelt nach ihm, haben die Praxis geändert, sie sind der Ansicht gewesen, dass die Minister, die den Präsidenten umgeben, eine Körperschaft persönlicher Ratgeber des Präsidenten bilden sollen, und dass der Präsident

Grund habe, sie unter den Männern zu wählen, die sein persönliches Vertrauen haben und deren Rat er gerne hört, Cleveland als erster, und nach ihm Roosevelt, wollten Männer an sich fesseln, deren Arbeitskraft sie erprobt hatten. Männer, die nicht im öffentlichen, sondern im privaten Leben ihre Proben abgelegt haben, Banquiers, die sich niemals in den Vorständen irgendeiner Partei hatten sehen lassen, hervorragende Juristen, die sich von der Politik fern gehalten hatten, Verwaltungsmänner, die in der Leitung öffentlicher Betriebe Erfolg gehabt hatten: Wie wenn der Präsident allein eine politische Funktion bekleiden würde, während die Minister nichts anderes sind, als seine privaten Berater, die Mitarbeiter nach seiner Auswahl.

Aber das ist nicht die einzige Änderung, die die Präsidentschaft steigert; alles scheint zu ihrem Wachstum zusammenzuwirken. Die Schwierigkeit und wachsende Bedeutung der Geschäfte des Auswärtigen, in denen der Präsident fast souveräne Befugnisse hat, verleihen ihm vor der Welt den Rang eines Staatsoberhauptes. Seine Botschaften an das Parlament, die früher sehr selten waren und sehr wenig beachtet wurden, werden unter dem Einfluss seines Ansehens wichtige Erlasse, die einen grossen Einfluss auf die öffentliche Meinung ausüben. Der Präsident

erwirbt so die Macht der Leitung, der Initiative, die zu dem ihm verfassungsmässig eingeräumten Vetorecht hinzutritt und seine Macht vervollständigt. Die Grundlage dieser Macht ist die Zustimmung der Nation und sie hat keine andere Beschränkung, als diese Zustimmung selbst. «Der Präsident ist frei, schreibt Wilson, in seinem Gewissen und nach dem Recht, ein so grosser Mann zu sein, als er es vermag. Seine Fähigkeit wird ihm die Grenze setzen und wenn er das Parlament beherrscht, so kann es deshalb geschehen, weil der Präsident die Nation hinter sich hat und das Parlament das nicht hat. Die einzige Waffe, die er hat, um mit dem Parlament fertig zu werden, ist die öffentliche Meinung.»

Eine Gefahr bedroht das Amt: es droht, zu schwer zu werden und seine Träger zu erdrücken, Es scheint, dass das gesamte Volk seine Augen auf den Präsidenten gerichtet hält und von ihm erwartet, dass er spricht. Jede Frage, und sei sie noch so spezieller Natur, militärisch, wirtschaftlich, gesetzgeberisch, soll der Präsident kennen und sich darüber aussprechen; er soll alle Probleme voraussehen und alle Unruhe beschwichtigen. «Menschen mit Durchschnittsbegabung werden da nicht mehr genügen, schreibt Wilson, wir werden immer gezwungen sein, unsere Präsidenten unter den

weisen und klugen Kraftmensch zu wählen. Dieser Schlag ist selten.»

* *

Und trotzdem ist er bereit, er verkündet es nicht, er trägt seine innere Berufung nicht ohne Not zur Schau. Aber sie ist vorhanden, sie treibt ihn an und er wird sich ihr nicht entziehen. Er lebt wie ein «weiser und kluger Kraftmensch», er ordnet sein Leben in aller Ruhe. Die Zeit seiner Präsidentschaft in Princeton war nicht verloren. Er hat den nützlichen Ruf eines radikalen Demokraten gewonnen, er ist in die politischen Kämpfe seiner Zeit eingetreten, und der Streit, den er mit seinem Verwaltungsrat geführt hat, hat ihn populär gemacht. Was wird er jetzt tun? Wir stehen im Anfang des Jahres 1910. Das Bündnis der Konservativen, der alumni, der Plutokraten, ist siegreich in Princeton. Wilson muss anderswo ein Wirkungsfeld suchen. Im Jahr 1912 wird die Präsidentenwahl stattfinden. Wird Wilson als Kandidat auftreten? Vielleicht. Der Präsident Taft ist ein ernsthafter und fähiger Beamter, dem es aber an Macht gebricht, er wird zweifellos nicht mehr gewählt werden. Roosevelt wird sicher wieder kandidieren: wird er ans Ziel gelangen? Seine immer lebhaftere Persönlichkeit interessiert und beschäftigt die öffentliche Meinung, sie bringt Leben auf die politi-

sche Bühne, aber sie zwingt sich nicht auf. Roosevelt ist ein glänzender politischer Abenteurer: Man kann ohne Furcht den Kampf mit ihm aufnehmen. Der Demokrat Bryan, der schon zwei Mal kandidiert hat und zwei Mal besiegt worden ist, scheint nicht zum Erfolg bestimmt. Ein neuer Mann wird gute Aussichten haben und Wilson wägt sie zweifellos wohl ab. Aber es müssen noch zwei Jahre ablaufen, sie müssen mit Nutzen und Glanz angewendet werden. Und nun sollte eben die Stelle eines Gouverneurs von New-Jersey frei werden. Im November 1910 sollte die Wahl stattfinden, im September die Kandidaten bezeichnet werden. Wilson beschloss, den Versuch zu unternehmen und sich in der Stellung eines Gouverneurs vollends bekannt zu machen. «Es unterliegt keinem Zweifel, schreibt sein Biograph und Freund Henri Jones Ford, dass der Trieb, der ihn von der Präsidentschaft von Princeton auf den Gouverneurstuhl von New-Jersey führte, als letztes Ziel die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten von Amerika vor Augen hatte.»

Was ist der Gouverneur eines Einzelstaates? Für den französischen Leser muss diese Stellung erklärt werden. Er muss sich daran erinnern, dass die Republik der Vereinigten Staaten in Wahrheit ein alter und dauernder Staatenbund ist. Es waren dreizehn Staa-

ten, als sie sich im Jahr 1775 zusammenschlossen, um den Kampf mit England aufzunehmen. Heute sind es achtundvierzig, aber jeder dieser achtundvierzig will ein Staat bleiben. Er hat seinen Namen, seine innere Verfassung, die die ersten Kolonisten geschaffen haben und die von den jetzigen Bewohnern nach Belieben verbessert wird; er hat sein Zivil- und Strafgesetzbuch, sein Steuerrecht, seine Arbeiterschutzgesetzgebung; er hat seine hohe und seine niedere Kammer, seinen für zwei, drei oder vier Jahre gewählten Gouverneur, dessen Stellung, mit Ausnahme des engeren Rahmens, sehr ähnlich ist derjenigen, die der Präsident der Vereinigten Staaten auf der Bühne der Welt einnimmt. Es ist natürlich und vernünftig, dass man aus der einen Stellung in die andere vorrückt und es scheint, dass sich in der letzten Zeit eine Tradition bildet, die die amerikanische Wählerschaft geneigt macht, ihren Bundespräsidenten unter der Zahl der achtundvierzig Gouverneure zu suchen. Roosevelt war vor seiner Präsidentschaft Gouverneur gewesen; dieser frühere Fall hatte sich bewährt. Wilson entschloss sich, als Gouverneur von New-Jersey den letzten Versuch, die letzte Probe seiner Kraft, zu machen.

* *

Der Staat New-Jersey ist sehr bedeutend Er ist benachbart mit New-York, seine Tätigkeit ist unauflös-

bar verbunden mit derjenigen der Hauptstadt am atlantischen Ozean. New-York liegt an der Mündung eines grossen Stromes, des Hudson. Es bedeckt das eine der Ufer seiner Mündung. Auf der gegenüberliegenden Seite liegt Jersey-City. In Tat und Wahrheit ist es die nämliche Stadt, die durch den historischen Zufall einer Grenze geteilt wird. Aber dieser Zufall hatte damals bedeutende Folgen. Die gesetzliche Kontrolle der Finanzgesellschaften war nicht die nämliche in New-York und in Jersey-City, nachlässiger in der letzteren, strenger in der ersteren, und die Trusts wussten aus einer so bequemen und entgegenkommenden Nachbarschaft sehr wohl ihren Vorteil zu ziehen. Sie kamen ans andere Ufer des Flusses, schrieben sich in Jersey-City ein und wurden so nicht mehr geplagt. Die demokratischen Politiker, die in New-Jersey die Herren waren, sahen den Trusts durch die Finger und zogen ihren Vorteil aus der Gastfreundschaft, die man von ihnen verlangte: Schädliche Gewinne, die die politische Moral des ganzen Staates herabsetzten. Es war allgemein anerkannt, dass diese Moral bedenklich war, dass die Kammer, die Beamtungen, die Parteivorsteherchaften des Staates von New-Jersey das waren, was man in Frankreich «Cavernes», Höhlen, nennt.

In diese «Höhlen» wird Wilson, ein fernstehender und ehrenhafter Mann der Universität, als Herr eintreten. Wie ist das möglich? Auch wir haben da und dort in der alten Welt unsere «Höhlen». Aber die sie innehaben, verstehen, die Tore zu hüten und den Eintritt jedem zu verwehren, der Hinderlich werden könnte. Sie verstehen auch, wenn aussergewöhnlicher Weise ein solcher sich hätte eindringen können, ihn durch eine schlaue Quarantaine unschädlich zu machen. Sind ihre Vettern in Amerika weniger klug? Das wird niemand glauben. Aber die Verschiedenheit des politischen Mechanismus macht, wie es scheint, für den amerikanischen Parlamentarismus andere Wege möglich, als für irgendeinen kontinentalen Parlamentarismus. In Amerika werden die Häupter der vollziehenden Gewalt, die Gouverneure und Präsidenten, durch die Volkswahl ernannt. Die Politiker sind dort drüben sehr einig, sehr stark und unsere Parteiausschüsse reichen nicht heran an diese gewaltigen Maschinen, die souveränen Herrscher über Ehren und Ämter. Aber alle zwei, drei oder vier Jahre findet das grosse Gericht statt, das bei uns nicht vorhanden ist und das den geheimen Gewalten die Wage hält: Das Volk, das direkt befragt wird, wählt seine Gouverneure, sein Parlament. Es ist eine Berufung ans Volk, ein Eindringen von Licht und Luft, . . . Aber übertrei-

ben wir nichts! Die Politiker, die Kommissionen und ihre Präsidenten, was man drüben «les machines et les bosses» (etwa: das Triebwerk und seine Bonzen) nennt, halten eng zusammen und verstehen sehr oft die Wirksamkeit dieses Rechtsmittels abzuschwächen, Luft und Licht zu trüben. Aber das kostet doch Mühe, der Erfolg ist nicht sicher, sie lieben daher die Wiederkehr der grossen Tage nicht, an denen das Volk seine Führer wählt. Sie suchen sie unschädlich zu machen durch Kunstgriffe, von denen einer darin besteht, dass sie sich hinter einen Kandidaten verstecken, der kein Berufspolitiker ist. Sie schieben einen Mann vor, der es versteht, zu gefallen, und der Erfolg haben kann infolge der Neuheit seines Namens, infolge eines anderwärts in unverdächtigen Kreisen, wie etwa auf einem Universitäts-Lehrstuhl oder in Gerichtshöfen, erworbenen Rufes, kurz einen Mann von der Art Wilsons, der sich durch das Ansehen einer hohen Stellung gewinnen lässt. Die Politiker, die ihn annehmen und seine Kandidatur begünstigen, zählen auf die Unerfahrenheit des Neulings und auf ihre Kunst, ihn am Tag nach seiner Wahl zur Ohnmacht zu verurteilen und so selbst weiter zu herrschen, wie sie es vorher getan haben. Diese Lage ist schief und jeder sucht daraus seinen Vorteil zu ziehen, das Volk, die Kandi-

daten, die Politiker, «Das Unglück unserer heutigen politischen Lage, schreibt Präsident Wilson, ist, dass wir einen Mann nötig haben, der nichts zu tun hatte mit den herrschenden Klassen, mit den das Land beherrschenden Einflüssen, und der daher aufstehen und für uns sprechen kann; wir haben das Bedürfnis, eine Stimme von aussen zu hören, die das amerikanische Volk dazu auf ruft, von Neuem sein Vorrecht zu bestätigen, selbst Herr über seine Regierung zu sein.*)»

Die Politiker von New-Jersey hatten allen Anlass, Vertrauen zu haben. Ihr moralischer Verruf war alt und wohl gefestigt. Sie waren schon manches Mal angeklagt und von sehr kräftigen und tätigen staatsbürgerlichen Verbänden angegriffen worden. Aber sie hatten es immer verstanden, ihre Macht zu verteidigen, sodass sie schliesslich ihre Gegner eingeschüchtert und die anständigen Leute ihres Staates zur Untätigkeit gebracht hatten. Sie kannten den Eifer Wilsons und seine Beredsamkeit: diese Eigenschaften, urteilten sie, würden aus ihm einen guten Advokaten machen. Sie kannten auch seine Vergangenheit, die ganz der geistigen Arbeit gewidmet war. Sie wussten, dass er es nicht vermocht hatte, den Verwaltungsrat der

*) Die neue Freiheit, franz. Ausgabe, Seite 80.

Universität Princeton zu besiegen. Dieser Misserfolg schien einen Gouverneur zu versprechen, der leicht zu leiten wäre. Sie nahmen ihn daher gerne an. Der «boss» der demokratischen Partei, ein gewisser James Smith, ein arg kompromittierter Mensch, willigte ein, seinen Rücktritt zu nehmen und versprach auch, dass er auf die Ehre verzichten werde, im Senat den Staat New-Jersey zu vertreten; kurz, er tat alles, damit der glänzende Outsider von der Universität, der Kandidat von aussen, alle Freiheit und alle möglichen Zusicherungen erhielt, die seinem Erfolge günstig waren.

Wilson unterbrach indessen seine Tätigkeit als Professor nicht. Er war beim Golfspiel auf den Feldern von Princeton, als man ihm die Anzeige überbrachte, dass seine Kandidatur durch die Parteiversammlung der Demokraten von New-Jersey tatsächlich angenommen worden sei. Die Versammlung, die soeben seinem Namen ihren Beifall gegeben hatte, wollte ihn hören. Die Überbringer der Meldung nahmen ihn in ihrem Auto mit, legten mit ihm in einer halben Stunde zwanzig Kilometer zurück und liessen ihn auf die Tribüne steigen, auf der er seine politische Laufbahn begann. Seine Rede verriet eine ausserordentliche Klarheit und praktischen Sinn und hätte den Berufspoliti-

kern, die sich auf seinen Namen geeinigt hatten, zu denken geben können. Er hielt sich nicht auf bei unnützen Dankesbezeugungen. Er nahm in der Öffentlichkeit davon Kenntnis, dass er soeben als Kandidat der demokratischen Partei bezeichnet worden sei, ohne dass er das gesucht oder irgendjemand gegenüber eine Verpflichtung übernommen hätte, und dass er infolgedessen vollkommen frei sei, wenn er zum Gouverneur gewählt werden sollte, dem Volk und dem Staat in voller Unabhängigkeit zu dienen. Und er entwickelte sein Programm:

«Drei grosse Fragen sind uns gestellt: die Neuordnung und Verbilligung der Verwaltung, die Ausglei chung der Abgaben, die Kontrolle der Finanzgesellschaften. Es gibt in diesen Zeiten der Neuordnung noch andere, sehr wichtige für uns, wie für alle Staaten der Union. Zum Beispiel die Haftbarkeit der Unternehmer für Betriebsunfälle, die Unterdrückung der Wahlkorruption, die Erhaltung des öffentlichen Gutes. Aber die drei erstgenannten überragen alle andern. Aber es ist nicht genug, dass wir sie kennen. Wir müssen aus dieser Kenntnis die Folgerungen ziehen, handeln, und zwar in der allerdeutlichsten Weise.

Die Frage der Kontrolle der Finanzgesellschaften ist sehr schwierig, niemand darf sich einbilden,

sie völlig zu beherrschen. Aber es gibt doch Punkte, über die volle Klarheit herrscht. Es ist klar, dass wir im Staate New-Jersey eine Kommission des öffentlichen Verkehrs haben müssen, die mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüstet ist, um die Verwaltung aller der Gesellschaften zu überwachen und zu regeln, die für den öffentlichen Verkehr im ganzen Staatsgebiet zu sorgen haben Die Kontrolle der Finanzgesellschaften ist viel unmittelbarer eine Pflicht unseres Staates, als eine solche der Regierung der Vereinigten Staaten. Ich habe die feste Hoffnung, dass der Staat New-Jersey als erster die Reform versuchen wird. Wir müssen die Unternehmungen sehr gründlich prüfen, denen wir das Recht zugestehen wollen, sich zu bilden: Ihre Verfassung, die Gegenstände ihres Geschäftsbetriebes, ihre Grundlagen und Methoden der Kapitalisation, den Grad, in welchem sie der staatlichen Kontrolle unterstellt werden können, und ob sie überhaupt den Gesetzen des Staates und des Bundes entsprechen. Das alles kann geschehen und zwar in wirkungsvoller Art, Ich habe den Ehrgeiz, dass der Staat New-Jersey ans Ziel kommt.»

Diese Rede war die erste eines kraftvollen und glänzenden Wahlfeldzuges, Bis zum 8. November,

dem Tag der Wahl, durchmass Wilson den Staat und erklärte überall seine Unabhängigkeit und seine Absichten. Auf öffentliche Anfragen von Seite der Mitglieder von staatsbürgerlichen Vereinigungen antwortete er ohne Umschweife:

«Ihr fragt mich, was ich von unserem politischen System halte, von unsern Parteicomités und ihren Führern. Ich werde darauf antworten, dass ich seit Jahren dieses System studiere und beobachte und dass ich, je mehr ich es studiere, es umso mehr hasse. Ihr habt ganz recht, wenn Ihr sagt, dass es die grosse Gefahr unseres politischen Lebens ist und dass es tatsächlich, so wie die Dinge heute stehen, die gesetzgebende Gewalt zerstört und an deren Platz eine Herrschaft Bevorrechtigter eingesetzt hat. Ich habe Euch die Neuerung auseinandergesetzt, durch die ich dessen Abschaffung vorschlage; zunächst dadurch, dass durch die öffentliche Wahl in die vollziehenden Behörden Männer gewählt werden, die diesem System jedes Entgegenkommen verweigern und ihre ganze Kraft daran setzen werden, es zu zerstören. Sodann durch eine vollständige Öffentlichkeit.» Und man fragte ihn weiter; wie werden Sie sich gegenüber den Führern Ihrer Partei verhalten? Er antwortete: «Wenn

ich gewählt werde, werde ich mich selbst als den Führer meiner Partei betrachten und meine Aufgabe darin sehen, als direkter Vertreter des ganzen Volkes zu regieren.»

Wilson wurde gewählt. Er erhielt eine Mehrheit von 50,000 Stimmen. Er trat an die Stelle eines Anhängers der republikanischen Partei, der eine Mehrheit von 80,000 Stimmen gehabt hatte, Wilsons Wahlfeldzug hatte also 130,000 Stimmen auf die andere Seite gebracht und gewonnen. Auch die Parlamentswahlen, die in der nämlichen Zeit stattgefunden hatten, hatten die demokratische Partei begünstigt, der Wilson angehörte. Die republikanische Mehrheit, die in den beiden Kammern 31 Stimmen betragen hatte, wurde durch eine demokratische Mehrheit von 31 Stimmen ersetzt. So blieb Wilson weiter nichts, als seine Autorität zu beweisen und so zu regieren, wie er es versprochen hatte.

Und daran liess er es nicht fehlen. Es kostete einen Kampf, aber der Kampf war kurz und entscheidend. Wir haben bereits den James Smith erwähnt, diesen Lokalpolitiker, diesen «boss», der vor Wilson gewichen war. Wilson hatte diesen Rücktritt verlangt. In der nämlichen Parteiversammlung, in der seine Kandidatur aufgestellt worden war, hatte man einen Kandidaten bestimmt für einen der beiden Sitze im Senat der Vereinigten Staaten, die dem Staat New-Jersey

zukommen. Wilson hatte verlangt, dass dieser Kandidat nicht James Smith sein dürfe, mit dem er seinen Namen in keiner Weise verbinden wollte. Diese Forderung war gutgeheissen worden und es wurde ein James E. Martine an Stelle des «boss» gewählt. Wilson glaubte die Sache durch diesen Rücktritt und diese Kandidatenwahl in Ordnung. Aber er täuschte sich. Er vernahm zu seiner grössten Entrüstung, dass der Verzicht des James Smith eine blossе Finte war. Am Tag darauf erklärte Smith ruhig, dass er nicht wohl gewesen sei, dass das körperliche Unwohlsein, unter dem er gelitten habe, nicht mehr vorhanden sei und dass nicht mehr Martine, sondern er selbst, der Kandidat sei. Und seine politischen Freunde strafte ihn nicht Lügen.

Wilson war einen Augenblick verblüfft über die Unverfrorenheit dieser List, über das plötzliche Wiederaufleben der politischen Maschine, die er zu unterdrücken versprochen hatte. Aber er verstand wohl, dass es sich in diesem ersten Augenblick darum handelte, die Partie zu gewinnen oder zu verlieren. Und sie stellte sich für ihn sehr ungünstig dar, denn der Senator, der Vertreter von New-Jersey in Washington, sollte nicht durch die Volksabstimmung gewählt werden, sondern durch eine ganz kleine Wahlbehörde, die gebildet wurde durch die Mitglieder der beiden einzel-

staatlichen Kammern, das heisst durch die nämlichen politischen Persönlichkeiten, die seit Langem daran gewöhnt waren, mit ihrem Häuptling zu marschieren und ihm zu folgen. Wilson sah sich so vom ersten Moment an durch seine Gegner eingeengt und in grosser Gefahr, rasch und endgültig sich erniedrigen zu müssen. Der Kampf war unvermeidlich, er nahm ihn auf. Er wandte sich zunächst an James Smith, er rief ihm sein Versprechen in Erinnerung und forderte ihn auf, es zu halten. James Smith trug dieser Aufforderung in keiner Weise Rechnung und nun wandte sich Wilson sogleich an das Volk selbst. «Meine Lage ist heikel», sagte er, «ich weiss es. In meiner Eigenschaft als Gouverneur geht mich die Wahl eines Senatoren nichts an. Nach dem Gesetze habe ich nichts zu sagen und soll ich nicht eingreifen. Aber es gibt noch andere, als gesetzliche Pflichten. Mein soeben abgelaufener Wahlfeldzug hat mich in eine besondere Lage versetzt. Ich habe mich als Wortführer und Berater des Volkes anboten. Ich habe den Wählern ausdrücklich gesagt, sie sollen mir ihre Stimmen nicht geben, wenn sie eine andere Auffassung von der Stellung eines Gouverneurs haben als ich. Ich bin gewählt worden unter gewissen Bedingungen, für eine

bestimmte Aufgabe, und das gibt mir eine Verantwortlichkeit, der ich nicht ausweichen werde. Ich werde sagen, wie ich dazu die Pflicht habe, im ganzen Gefühl der Verantwortlichkeit meiner besonderen Lage, was ich unter diesen schwierigen Umständen für die Pflicht der Kammern halte.»

Wir haben diese Worte unterstrichen. Sie enthalten den ganzen Sinn und den Kern dessen, was man die Wilson'sche Revolution nennen kann; eine lang überdachte, wohl überlegte Revolution, da wir deren Definition schon in den ersten Schriften unseres Autors gefunden haben. Er hat immer eben das gewollt, was er heute tut: Eine Annäherung zwischen der Exekutive und der Legislative herbeizuführen, die durch die geschriebene Verfassung der Vereinigten Staaten künstlich getrennt sind; eine Autorität, und zwar eine persönliche Autorität, zu schaffen, die sich den Kammern aufdrängt, ihnen Rat erteilt, sie leitet und beherrscht, die ihnen mit einem Worte sagt, was sie für die Pflicht der Kammern in schwierigen Zeiten hält. Wir rufen hier den Anfang in Erinnerung, weil es dieser Anfang ist, der dieser Einzelheit, die uns eben beschäftigt, ihre Bedeutung gibt. Ziehen wir eine gerade Linie von den Anfängen bis zu dieser Begebenheit;

verfolgen wir diese Linie in Gedanken in ihrer Verlängerung. In dieser Verlängerung werden wir an einem nicht fernen Punkte sich ein Ereignis von ungeheurer Bedeutung vollziehen sehen; Im März 1917 wird Wilson unter den allerschwierigsten Umständen seinem Volke sagen, was er für dessen Pflicht ansieht, und er wird es in den Krieg hineinführen –. Kehren wir aber zurück zu seiner Regierungszeit als Gouverneur, in der sich Wilson eben üben und zeigen wird.

* *

Er wird Meister über den «boss», der ihn hat zum Narren halten wollen, er zwingt ihn zum endgültigen Rückzug; Martine wird zum Senator gewählt. Das ist ein erster Sieg, der das Feld reinigt und die folgenden fast leicht macht. Wilson übernimmt die Leitung der gesetzgeberischen Arbeit. Die Verfassung des Staates von New-Jersey enthielt den Satz, dass der Gouverneur «mit den Kammern Verbindung nehmen solle durch das Mittel einer Botschaft, die er zu Beginn einer Sessionsperiode oder zu jeder andern ihm gutscheinenden Zeit an sie richten solle, worin er ihnen die Massnahmen auseinander setzen solle, die er für richtig halte.» Das war ein geschriebenes Recht, das indessen nur schwache Wirkungen zeitigte. Wilson waffnete sich mit diesem Gesetzestext und brachte ihn

zu neuem Leben. Er wandte sich an die Parlamentarier und sagte ihnen, was er von ihnen im Namen der öffentlichen Meinung verlange. Die Verfassung gab ihm kein Recht, an den Gesetzesberatungen teilzunehmen. Er hielt sich daher fern. Aber er nahm teil an den Versammlungen der demokratischen Partei, als deren Haupt er sich in gleicher Weise, wie als Staatsoberhaupt, fühlt. Man lud ihn nicht ein; er lud sich selbst ein und verschaffte sich Geltung, und sprach mit einer Hartnäckigkeit und Autorität, die seine Gegner ermüdete.

Die gesetzgeberische Arbeit des Gouverneurs Wilson ist von hohem Interesse. Aber ein französischer Leser könnte sie nicht verstehen ohne vorhergehende Erklärungen, weil sie auf Verhältnisse und Probleme angewendet ist, die bei uns kein Gegenstück haben. Unsere Einrichtungen haben ihre zahlreichen Fehler; aber sie können nicht verglichen werden mit den amerikanischen Einrichtungen, sie sind zu verschieden geartet. Halten wir uns gegenwärtig, wenn wir die Politik der Vereinigten Staaten verstehen wollen, dass dies ungeheure Volk mit seinen bunt gemengten, ungebildeten, mit kalabischem, syrischem, kroatischem Blut durchsetzten Menschenmassen, unter Gesetzen lebt, die im Jahr 1787 durch die schotti-

schen und englischen Kolonisten geschrieben wurden, die dabei von einer Landaristokratie und einer Schar hervorragender, puritanischer Juristen geleitet wurden. Diese Männer hatten ein fein ausgedachtes, kompliziertes System von Behörden ersonnen, die gewählt wurden, um über die Schwierigkeiten zu entscheiden, die sich unter ihnen erheben könnten. Sie hatten angenommen, dass solche Schwierigkeiten nur ausnahmsweise auftreten und leicht zu lösen sein werden, denn ihre Tätigkeit verteilte sich auf den ungeheuren Raum, in dem sie zerstreut lebten. Nicht ohne Grund hatten sie angenommen, dass eine sehr kleine Zahl von Beamten genügen werde, und sie hatten beschlossen, sie selbst zu wählen: die Richter, Verwaltungsbeamten, die Milizoffiziere oder Schuldirektoren. Die allgemeine Wahl sollte sie alle bezeichnen. Die alten Kolonisten waren so fast dazu gelangt, den Staat zu unterdrücken und eine Republik vollfreier Männer zu gründen. Aber diese Wirklichkeit ist fern, und was sich davon erhalten hat, zeitigt unhaltbare Folgen. Ein amerikanisierter Bulgare, der etwas englisch stammelt, aber nicht lesen kann, muss jedes Jahr, wenn er in einer grossen Stadt wohnt, ein ganzes Hundert von Beamten wählen. Er muss trotz seiner Ungebildetheit die feinste politische Maschine handhaben. Dass er dazu unfähig ist, springt in die Augen. Aber

entmutigen wir diesen Unglücklichen nicht! Wie er unfähig ist, so ist auch sonst niemand fähig. Der aufgeklärteste, aufmerksamste Bürger einer amerikanischen Stadt wird überschwemmt von den Pflichten, mit denen eine alte Verfassung ihn beladen hat, durch die Zahl und Häufigkeit der Wahlen, die er vornehmen muss. Das ist der Ursprung der Macht der Kommissionen und Berufspolitiker, der Matadoren und ihrer Kreaturen. Es sind Spezialisten, die sich zusammentun, um die Wahllisten aufzustellen und die Abstimmungen zu handhaben, gerade so, wie sich die Kaufleute einigen, gewisse Produkte aufzuführen und anzubieten. Das sprach Wilson im März 1909, einige Monate vor seiner Wahl, in einer der staatsbürgerlichen Vereinigungen deutlich aus, die sich zum Ziel gesetzt hatten, diese Probleme zu studieren:

«Ihr habt den Wählern dieses Landes so viele Beamte zu wählen gegeben, dass sie dazu nicht Zeit haben und sich deshalb auf die Berufsleute, das will sagen auf die Berufspolitiker, verlassen. Diese gehorchen wiederum in letzter Linie dem «boss» des Wahlkreises. Wenn Ihr Euren Wahlzettel, den demokratischen oder republikanischen, in die Urne legt, stimmt Ihr entweder für die Namen, die von der einen der Maschinen gewählt, oder Ihr entschei-

det Euch für die Namen, die von der andern bezeichnet worden sind. Das sei gesagt, ohne irgendjemand zu beleidigen. Ich halte darauf, zu sagen, dass ich nicht zu denjenigen gehöre, die sagen, nachdem einmal unsere Regierung ist, was sie ist, dass die «boss» der Gegenstand des Tadels und der Verachtung sein sollen; denn wir haben unseren Staat so eingerichtet, dass ihre Tätigkeit genauso notwendig ist, wie diejenige des Präsidenten der Republik. Sie sind die natürliche, unvermeidliche Frucht dieses Baumes. Wenn wir sie nicht gern haben, so müssen wir einen andern Baum pflanzen, ein anderes Mittel gibt es nicht. Der «boss» ist genauso berechtigt, wie irgendein Glied unserer gesetzgebenden Behörden, weil Ihr dem Volk eine Aufgabe gegeben habt, die es unmöglich lösen kann und auf diese Weise unvermeidlich gemacht habt, dass diese Aufgabe ausserhalb des Volkes gelöst wird und durch diejenigen, die sie lösen können.»

Letzten Endes ist die Verfassung fehlerhaft, fehlerhaft, weil sie zu einer blossen Fiktion geworden ist. Das ist sie geworden, weil sie veraltet ist, und weil sie veraltet ist, muss sie notwendigerweise das Feld räumen vor den im Geheimen wirkenden, starken und le-

bendigen Kräften. Hören wir weiter, was Wilson sagt: «Und was ist die Lehre aus alledem? Die Folgende, wie ich sie meinen Zuhörern im Kolleg entwickelt und immer wieder entwickelt habe. Heute ist es das erste Mal, dass ich sie einer Versammlung meiner Mitbürger ausserhalb unserer Universitätsräume auseinandersetze. Ich habe lange gezögert, das zu tun, weil die Aufgabe entmutigend scheint, wenn man an die grosse Zahl seiner Mitbürger denkt. Das Heilmittel ist in einem einzigen Wort enthalten: Vereinfachung. Vereinfacht Eure Verfahren, so werdet Ihr zu einer wirksamen Kontrolle gelangen; kompliziert sie, und Ihr werdet sehen, dass sie Eurer Kontrolle entgehen und immer entgehen werden.

Vereinfachung! Vereinfachung! Vereinfachung! Das ist die Aufgabe, die Eurer wartet: Die Zahl der zu wählenden Beamten auf das kleinstmögliche Mass herabsetzen, sodass Ihr wissen könnt, wen Ihr gewählt habt; sodass Ihr wissen könnt, in wen Ihr Euer Vertrauen gesetzt habt, und dass die Zahl der Beauftragten, die Ihr zu überwachen habt, so klein ist, dass Ihr sie wirksam überwachen könnt. So werden wir es machen, um in diesem Land die Kontrolle des Volkes wieder in ihre Rechte einzusetzen; das ist der einzige Weg, den es gibt, um die politi-

sche Kontrolle wieder herzustellen. Geht in anderer Weise vor, wählt zum Beispiel neue Beamte, die ausdrücklich beauftragt sind mit der Kontrolle derjenigen, die Ihr schon gewählt habt, so werdet Ihr nichts anderes erreicht haben, als eine neue Abschwächung Eurer Kontrolle.»

Vereinfachen, das heisst, eine Verfassung den Fähigkeiten der grossen Masse anpassen, eine Verfassung, die sich gründete auf die politischen Fähigkeiten einer hochentwickelten, patriarchalischen Gesellschaft. Vereinfachen, das will heissen, den Bedürfnissen eines modernen, mit Unternehmungen und Verantwortlichkeiten belasteten Staates eine Verfassung anpassen, die berechnet war auf die Bedürfnisse eines ursprünglichen Staates, der mehr Schiedsrichter zwischen den Bürgern, als Führer des Volkes war. Die Wahlhandlungen, die Kontrolleinrichtungen vereinfachen! Die Gewalten vereinigen! Aus den Elementen einer republikanischen Gesellschaft, die im 18. Jahrhundert durch puritanische Kolonisten eingerichtet worden war, eine neue, gebietende und doch volkstümliche, in mehr als einem Zug cäsaristische Staatsordnung herausbilden: das ist die Aufgabe, die Wilson sich klar umschrieben hat, und an deren Durchführung er nun in dem beschränkten Rahmen seiner ge-

genwärtigen Regierungsmacht herantritt.

Zuerst will er die geheimen Einflüsse vermindern, er will sich die Kontrolle der politischen und finanziellen Gesellschaften sichern, die unter dem Schein einer fiktiven Demokratie regieren. Er tritt ein für ein Gesetz, das den Parteivereinigungen und Parteiberatungen die Öffentlichkeit auferlegt und die Art bestimmt, wie im Schosse einer jeden Partei die Kandidaten bezeichnet werden. Der Widerstand ist lebhaft. Abtrünnige Demokraten vereinigen sich mit den Republikanern, um den Kampf gemeinsam zu führen und die Verwerfung des Gesetzes zu betreiben. Zu dieser Versammlung war Wilson nicht eingeladen worden, aber er läßt sich selber ein, er spricht vier Stunden lang, er schüchtert die Gegner ein und erhält die notwendige Unterstützung. Das Gesetz wird angenommen. Er vergrößert auf der einen Seite die Macht des Volkes, auf der andern die Macht des Gouverneurs auf Kosten der geheimen Ausschüsse der Parteien. Der Gouverneur erhält das gesetzliche Recht, an den Parteizusammenkünften teil zu nehmen, in denen die Programme beschlossen werden. Diese Bestimmung war lebhaft angefochten worden. Sie macht aus dem Gouverneur einen Diktator, sagte man. «Es gibt kein Argument, das mehr zu Gunsten des Gesetzes

sprechen würde», schreibt ein politischer Schriftsteller, der der Sache Wilsons zugetan ist. «Wir sind nicht mehr der Meinung, dass die Vereinigung der Gewalt notwendiger Weise die Tyrannei bedeute. Was wir zu tun haben, ist, dass wir solche Massnahmen annehmen, die die Gewalt in die Hände der verantwortlichen Regierung legen.»*)

Wilson beschäftigt sich nachher mit den Finanzgesellschaften, die mit dem öffentlichen Verkehr beauftragt sind. Sie sind zahlreich in den Vereinigten Staaten, wo die Stadtgemeinden nicht gewohnt sind, ihre Wasser-, Gas-, Transportunternehmungen usw. selbst zu betreiben. Sie sind mächtig, sie machen sich immer zu schaffen um die gesetzgebenden Behörden, um die Parteien, und suchen sie für sich zu gewinnen, im Geheimen durch Bestechung, öffentlich durch Schenkungen unter dem Namen Propagandagelder. Wilson entschloss sich, diesen Handel zu unterbinden, indem er alle Beziehungen zwischen den industriellen Gesellschaften und den Parlamentariern unterdrückte. Er hatte übrigens in dem Staat, dessen Gouverneur er war, nur eine Massnahme einzuführen, die in andern Staaten bereits eingeführt war: er schuf eine Verwal-

*) The New Stateism, von John M. Mathews, North American Review, Juni 1911.

tungskommission der öffentlichen Dienste. Diese Einrichtung hat, nach den Ausführungen eines amerikanischen Schriftstellers, die Wirkung «alles das, was die Organisation dieser Gesellschaften anbetrifft, von der Politik zu trennen, die gewählten politischen Körperschaften davon zu entlasten und an ihre Stelle eine sehr kleine verwaltende Behörde zu setzen.»*) Sie setzt sich aus vier Mitgliedern zusammen; ihrer Amtsgewalt unterstehen die Wasserversorgung, das Gas, das Telephon, die Strassenbahnen, die Eisenbahnen usw. Sie hat das unbeschränkte Recht, von den Akten der Gesellschaften, ihrer Geschäftsführung und ihren finanziellen Beziehungen Kenntnis zu nehmen. So ist die Verantwortlichkeit einer kleinen Zahl von Sachverständigen, die gut bezahlt werden, an die Stelle der verworrenen Verantwortlichkeit einiger Hundert Volksvertreter getreten.

Wilson ergänzt fortwährend die Zahl der Reformen, die in seinem Programm enthalten sind. Die öffentliche Meinung leiht ihm ihre mächtige Hilfe; die Parlamentarier vermögen nicht mehr Widerstand zu leisten. Die Gesetze des Staates New-Jersey schreiben den Gemeinden zahlreiche Versammlungen vor

*) Young, The New American Government and its work, Kapitel XVIII.

und es müssen noch mehr Beamte gewählt werden, als Abgeordnete in die gesetzgebenden Behörden, die alle von den Parteien abhängig sind, Wilson ändert diesen gesetzlichen Rahmen und macht ihn geschmeidiger. Er lässt neue Bestimmungen in Kraft treten, die die Bürgerschaften ermächtigen, sich nach einem moderneren System zu verwalten durch das Mittel einer wenig zahlreichen, direkt vom Volk gewählten Kommission, an deren Spitze ein bezahlter Bürgermeister steht Vierundzwanzig Städte, unter denen die grössten des Landes, Atlantic-City, Jersey-City, Trenton, Hoboken, machen fast sofort davon Gebrauch.

Aber das ist nicht alles. Er bringt mehrere Gesetze zur Annahme, die die Wahlkorruption bekämpfen, ein Gesetz, das die Haftung der Unternehmer bei Betriebsunfällen bestimmt. . . . Er hat alle diese Resultate in der kurzen Spanne eines Jahres erreicht, er hat sie durch seine Energie, seine Beharrlichkeit und sein unglaubliches Glück sozusagen aufgezwungen.

Er überlegte noch andere Reformen. Die Verfassung verbot ihm, an den parlamentarischen Beratungen teilzunehmen, sie hielt ihn davon fern, wie bei uns den Präsidenten der Republik. Wilson wollte dies abändern und auf diesem Weg die Macht seines Einflus-

ses vermehren. Aber ein plötzlicher Umschlag des Glückes trat seiner Tatkraft hindernd in den Weg: ein beträchtlicher Teil der demokratischen Partei erklärte sich gegen ihn und verband sich mit den Republikanern, die im November 1911 in beiden Kammern von New-Jersey die Mehrheit gewannen. Von jenem Moment an wurde die Regierungstätigkeit Wilsons schwierig. Immerhin hatte er den Erfolg, ein wichtiges Gesetz, das die Finanzgesellschaften einer genauen Kontrolle unterstellt, zur Annahme zu bringen. So nahmen die Skandale ein Ende, die wir oben erwähnt haben, und es wurde den in New-York in die Klemme gebrachten Finanzmännern unmöglich, den Hudson zu überschreiten und ihre Tätigkeit in Hoboken oder Jersey-City weiterzuführen. «Er hat in fünf Monaten bewiesen, schreibt ein kanadischer Schriftsteller, dass er ein Idealist ist, der es verstand, die Politiker einzuwickeln und Erfolge zu erzielen.»

V. Die erste Kandidatur für die Präsidentschaft

Wilson konnte übrigens seine Gedanken mit andern Dingen beschäftigen, als mit der Regierung seines Staates. Die Präsidentenwahl des Jahres 1912 nahte heran. Im Juni sollten die Parteien ihre Kandidaten bezeichnen, im November sollte die Volkswahl stattfinden. Im Jahr 1911 hatte Wilson an vielen Orten politische Reden gehalten und war bis in die an den Stillen Ozean grenzenden Staaten gelangt. Im Januar 1912 hatte er in Washington eine Rede gehalten, die ihn in seiner Partei an die erste Stelle gebracht hatte. Er war bereit und jedermann wusste das.

Sagen wir ein Wort von den amerikanischen Parteien, die so verschieden sind von den unsrigen und daher anfänglich so schwer zu verstehen sind. Unsere Parteien haben systematische Programme, die ihre Kämpfe bestimmen, und wenn wir an die beiden berühmten amerikanischen Parteien denken, die republikanische und die demokratische, so ist es unsere erste und ganz natürliche Regung, dass wir den Unterschied ihrer Parteiprogramme zu erfahren suchen. Aber dieser Unterschied tritt schlecht in Erscheinung

und daher rührt unser Erstaunen und unsere Verlegenheit. Zweifellos gab es eine Zeit, wo ein solcher Unterschied bestand. Die Republikaner waren der Zentralregierung und ihrer Entwicklung günstiger gesinnt. Die Demokraten dagegen waren mehr eingenommen für die Autonomie der Einzelstaaten, und diese einander widersprechenden Richtungen führten im Jahr 1861 zu einer blutigen Krise, dem Bürgerkrieg des föderalistischen Südens gegen den zum Einheitsstaat neigenden Norden. Ein halbes Jahrhundert ist seither verstrichen, die Frage, die die beiden Parteien in Atem hielt, hat ihre Schärfe verloren, sie ist nicht mehr vorhanden. Eine andere, dauerndere, trennt sie. Die republikanische Partei ist schutzzöllnerisch, die demokratische dagegen neigt zum Freihandel. Aber das ist nur eine allgemeine Richtung und genügt nicht, um das Vorhandensein der zwei gewaltigen Organisationen zu erklären, die in jedem Dorf vorhanden sind. Kann man sagen, dass die eine der beiden Parteien, die demokratische, volkstümlicher, fortschrittlicher ist, als die andere? Gewiss, das kann man. Bryan, der etwas wie der Jaurès der Vereinigten Staaten ist, gehört zu ihren Führern. Die Hochfinanz in New-York, Wall Street, unterstützt die republikanische Partei mit ihren Mitteln. Aber es wäre leicht, diesen Kennzeichen andere, ent-

gegengesetzte, gegenüberzustellen. Auch die demokratische Partei hat ihre Finanzmänner, die sie unterstützen; auch die republikanische Partei hat ihre Parteiführer, die heftig gegen die Trusts eingenommen sind; und wenn Bryan durch die konservativen Republikaner bekämpft wird, so geschieht das nämliche durch die konservativen Demokraten, die Demokraten der Südstaaten. Zu den letzteren aber gehört Wilson und er hat auch niemals ein Hehl gemacht aus der Abneigung, die ihm die demagogische Charakterlosigkeit seines Parteigenossen Bryan einflösst. Als er das erste Mal an eine Kandidatur für die Präsidentschaft gedacht hatte, im Jahr 1906, hatte er die Unterstützung der konservativen Demokraten gesucht.

Alle diese Bemerkungen werden unsere Untersuchung nicht stark gefördert haben und die Frage bleibt so ziemlich unverändert: Warum gibt es eine republikanische Partei? Warum gibt es eine demokratische Partei? Warum stehen diese beiden Parteien in unüberwindlicher Gegnerschaft? Die Antwort lautet zweifellos; Sie sind vorhanden, weil sie früher ihre Daseinsberechtigung hatten. Sie blieben weiter vorhanden, weil sie zu wirklichen Staatseinrichtungen geworden sind, zu Gesellschaften für politische Stellenvergebung, zu Verwaltungsunternehmungen, von

denen jede ihre Kundschaft hat, weil Staaten und Bürgergemeinden an ihre Dienste und an ihr Personal gewöhnt sind, sie hassen einander, weil sie sich ähnlich sind und in Wettbewerb stehen. Man hat diese beiden Parteien mit den beiden grossen Pariser Warenhäusern, dem Louvre und dem Bon Marché, verglichen, die beide die gleiche Aufgabe haben: Sie versorgen die Haushaltungen, sie bieten um die Wette immer bequemere und billigere Artikel an, sie haben ihre wechselnde Kundschaft, die bald das eine, bald das andere überläuft, je nach der Geschicklichkeit der Angebote, Es ist etwas zutreffendes in diesem Vergleich und ein französischer Leser wird gut tun, ihn im Gedächtnis zu behalten, wenn er sich aus der Verlegenheit ziehen will, die er manchmal empfindet, wenn er gewissen Schlagwörtern, die ein langer Gebrauch abgenutzt hat, einen zu bestimmten Sinn beimessen will.

Welche Stellung nahmen, die beiden Parteien im Jahr 1912 ein? Die republikanische hat seit langer Zeit die Präsidentschaft inne, sie war dessen müde geworden, Roosevelt hatte von 1902 bis 1908 mit geräuschvoller Heftigkeit regiert, die schliesslich nicht mehr gefiel. Hierauf war Taft gewählt worden; Er regierte in Ehren, fein, aber ohne Schwung, er riss sein Land, das Menschen von hinreissender Kraft liebt, nicht mit

sich. Die republikanische Partei hielt an der Kandidatur eines Mannes fest, dem nichts vorzuwerfen war und Taft hätte gute Aussichten gehabt, wenn nicht plötzlich Roosevelt den Versuch unternommen hätte, die Wählerschaft zu spalten, indem er im Namen einer neuen Partei, die sich die progressistische nannte, als Kandidat aufgetreten wäre. Sein nationales und demokratisches Programm war sehr schön. Aber er konnte sich nicht auf eine dauerhafte Organisation stützen, und so viele Spaltungen erhöhten die Aussichten disziplinierter Gegner. Das verstanden die Demokraten. In einem Parteikongress im Juli 1912 liessen sie die Kandidatur Bryan fallen und wählten als ihren Kandidaten den Mann, der Proben seines Wissens, seiner Klugheit und seiner Fähigkeit abgelegt hatte. Wilson, Nachdem er als Kandidat erklärt worden war, wurde sein Name durch einen Beifall begrüsst, der eine Stunde und fünfzehn Minuten dauerte. Das war ein gutes Vorzeichen. Man erinnerte sich immerhin daran, dass Bryan, als er im Jahr 1908 als Kandidat bezeichnet worden war, durch Geschrei, Getrappel und Bravos begrüsst worden war, die eine Stunde und siebenundzwanzig Minuten gedauert hatten.

**

Was für ein plötzlicher Wandel in seiner Bestimmung: Wilson bewirbt sich um das erste Amt der Welt. Wie wird er sich in dieser Prüfung bewähren? Wir haben ihn kennen gelernt als Professor; er sprach mit dem ganzen Wissen, und dem ganzen Scharfsinn, die diese Stellung erforderte. Wir haben ihn kennen gelernt als Präsidenten der Universität: er sprach mit der Autorität, dem Adel, ja der Salbung, die dieser Stellung entsprach. Wir haben ihn kennen gelernt als Gouverneur eines Einzelstaates: er sprach mit der ganzen notwendigen Klarheit und Kraft. Dieser zähe, geschmeidige, ungemein fähige Mann hat bis jetzt sich allen Tätigkeiten gewachsen gezeigt, in denen er sich versucht hat. Jetzt muss er sich an die grossen Mengen wenden, das grösste und bunteste Volk überzeugen und mitreissen. Wie anders ist diese Aufgabe! Sehen wir zu, wie er sie anpackt und an die Hand nimmt:

Jeder französische Leser kann sich den Wortlaut selbst verschaffen. Schon 1913 ist in Frankreich ein Band übersetzt und veröffentlicht worden, der die Wahlreden Wilsons aus der Zeit seiner Kandidatur enthält. Der Band ist betitelt: Die neue Freiheit.*) In-

*) La Nouvelle Liberté, Einführung von Jean Izoulet, Übersetzung von Emile Maucombe. Verlag Crès.

dem Wilson sich an die grosse Menge wendet, ändert er seine Sprache. Er lässt seinen historischen Realismus ein wenig zurücktreten. Die Massen sind, er weiss es, im Grunde immer gläubig, hoffnungsvoll, den idealistischen Antrieben und religiösen Anregungen zugänglich. Er schafft sich eine neue Redekunst, die idealistisch und religiös ist und die Gleichheit und Demokratie verherrlicht. Es scheint, dass ihm dies sofort und ohne Anstrengung gelingt, wie wenn er in allen seinen Unternehmungen von einem wahrhaftigen Instinkt für das öffentliche Leben, für das, was gesagt werden muss und wie es gesagt werden muss, geleitet würde. Diese Umwandlung ist so überraschend, dass man in einer Biographie Wilsons nicht darum herumkommen kann, ihre Triebfedern aufzudecken und verständlich zu machen. Ida Tarbell bemerkt dies und wundert sich, wie wir selbst, in ihrer oben erwähnten interessanten Studie. Sie fragt sich: «Wie ist Wilson der grosse Demokrat geworden, der er heute unbestreitbar ist, er, dessen Laufbahn so lange diejenige war, die gewöhnlich in Amerika die Aristokraten des Geistes heranbildet?» Sie erzählt; «Ich habe ihm diese Frage selbst gestellt: Ich weiss nicht, hat er mir freimütig geantwortet. Ich habe nicht das Bewusstsein gehabt, dass diese Änderung für mich eine Arbeit bedeutete. Sicherlich ist meine Abstammung dabei nicht

ohne Bedeutung: Mein Blut ist eine Mischung von schottischem und irischem. Es gibt in Schottland keine wirkliche Aristokratie. Es gibt dort auch keinen wirklichen Bauernstand. Es gibt unter den Schotten keine Unterschiede, als solche, die aus der Erziehung hervorgehen. Ich habe nie irgendwelche Schwierigkeiten empfunden im Verkehr mit irgendwem, abgesehen von den Unterschieden des Geschmacks. Mein Vater war gerade so.» Diese Erklärung muss man gewiss im Sinne behalten. Aber sie darf uns nicht entmutigen, nach einer andern zu suchen. Warum schlummert diese ferne Erbschaft so lange? Warum wird sie plötzlich wirksam, wenn es nicht dem Instinkt für das öffentliche Leben zu danken ist, der die Persönlichkeit Wilsons leitet, diesem eigentümlichen, realistischen und praktischen Instinkt, der ihm in jedem Moment die wirksamsten Worte eingibt. Er sucht immer die Zustimmung, die Unterstützung des Publikums zu finden, das ihm gerade zuhört. Dessen Erregungen sind Kräfte, die mächtigsten Kräfte der Welt. Er ruft sie hervor und führt sie als Meister. «In der Politik», sagt er zu Ida M. Tarbell, «bin ich ein Pragmatiker, mein erster Gedanke ist: Wird das Erfolge zeitigen?»

Wir wissen, mit welcher weiser Beredsamkeit der Universitätspräsident Wilson seinen Schülern das Stu-

dium der klassischen Kultur empfahl, dieses dauerhaftesten Besitzes, den dreissig Jahrhunderte der Erfahrung unserer bescheidenen Gegenwart und der immer ungewissen Zukunft überliefern. Hören wir jetzt den andern Wilson, den volkstümlichen Kandidaten für die Leitung eines Volkes und hören wir, wie er zu diesem amerikanischen Volke spricht, wie er vor ihm und mit ihm die grosse Neuerung und die unbegrenzten Hoffnungen der amerikanischen Geschichte preist. Es ist keine Rede, schreibt Jean Izoulet, es ist ein Hymnus, dessen einfache und grossartige Eingebung und dessen tiefen religiösen Sinn zu bewundern man nicht müde wird.

«So oft wir uns der Entdeckung Amerikas erinnern, so darf man doch keine Gelegenheit versäumen, sie sich neuerdings vor Augen zu stellen. Seit Jahrhunderten, in Wirklichkeit seit dem Beginn der Welt, hatte Europa seinen Blick gegen Osten gerichtet. Alle Handelswege, alle Anregung und alle Energie verliefen von Westen nach Osten. Der Atlantische Ozean war für die Welt nichts anderes, als eine bescheidene Hintertüre,

Da plötzlich verstopfte die Wegnahme von Konstantinopel durch die Türken den Ausgang nach dem Orient. Europa musste dieser Gefahr begegnen oder sich damit abfinden, dass es für seine

Energien keinen Ausweg mehr hatte: Im Westen dehnte sich das unbekannte Meer. Europa wagte sich darauf hinaus und erfuhr so, dass die Erde zweimal grösser war, als es geglaubt hatte.

Columbus fand nicht, wie er erwartet hatte, die Kultur Chinas. Er fand einen leeren Erdteil. Und auf diesem Weltteil, auf dieser neu entdeckten Hälfte der Erde, hat die Menschheit auf ihrem geschichtlichen Wege spät die Gelegenheit gefunden, eine neue Kultur zu beginnen; hier hat sie das seltene Vorrecht gehabt, eine neue menschliche Erfahrung beginnen zu lassen.

Dieser Augenblick einer einzigartigen Gelegenheit wird immer die Teilnahme aller derjenigen erregen, die seine Fremdartigkeit und Fruchtbarkeit ins Auge fassen. Tausend Phantasien hätten ersonnen werden können, ohne dass die Einbildungskraft gewagt hätte, einen solchen Roman zu erfinden. Der halbe Erdball bleibt verborgen bis die Zeit erfüllt und der Augenblick gekommen ist, um in der Kultur einen neuen Sprung nach vorwärts zu tun. Ein Kapitän bildet sich auf langer Fahrt den bescheidenen Ehrgeiz, dem Handel eine neue Strasse zu erschliessen, stattdessen eröffnet er einer moralischen Revolution der ganzen Menschheit den Weg.

Das Menschengeschlecht ging daran, eine neue Ordnung zu gestalten auf dieser herrlichen Erde, die niemand betrat – nach den Euch wohlbekannten Erzählungen der alten Reisenden – ohne den zarten Duft der in Blumen prangenden und vom Gemurmel klarer Bäche erfüllten Wälder in sich aufzunehmen. Das war der Weltteil, der auf die Berührung mit dem Leben wartete, mit dem Leben, das aus alten Lebenszentren herkam, aber gereinigt von allem Schmutz, geheilt von aller Müdigkeit, rein wie die Jungfrau, die sich rüstet, die junge Gattin zu werden. Das alles drängt sich der Einbildungskraft auf wie eine erstaunliche Vision, wie ein auserlesenes Wunder, das die Geschichte in ihrem ganzen Verlaufe ein einziges Mal uns vor Augen stellt. Nur etwas kann damit verglichen werden, nur eine Tatsache, die ebenso die Quellen unserer Teilnahme fließen lassen kann, wie das Bild der Schiffe des Columbus bei ihrer Landung an den glänzenden Gestaden: Dieses eine ist der Gedanke an die Beklemmung des Einwanderers von heute, wenn er vom Vorderdeck das Land erblickt, dem er sich mit dem Glauben nähert, dass darin auch er die irdische Glückseligkeit finden werde, mit dem Glauben, dass er als freier Mann die Nöte des früheren Lebens vergessen und an der Erfüllung der Hoffnungen der

ganzen Welt teilhaben kann.

Ist es nicht wahr, dass jedes Fahrzeug, das seinen Kiel nach Westen gerichtet hat, die Hoffnungen getragen hat, die die Unterdrückten der andern Länder, Generation nach Generation, in sich trugen? Wie haben die Herzen der Menschen immer geschlagen, wenn sie die Küste von Amerika sich vor ihren Augen erheben sahen! Wie ist ihnen immer vor Augen gestanden, dass der Bewohner dieses Landes endlich befreit sei von den Königen, von den bevorrechtigten Klassen, von allen den Fesseln, die die Menschen niedergedrückt und ohne Hilfe gelassen hatten. Dass er endlich in den vollen Genuss seines Gefühles für ernsthaftes Menschentum treten und hier ein Glied einer grossen Gesellschaft von Brüdern sein werde, die nicht darauf ausgehen, einander zu betrügen und zu täuschen, sondern das Gute für alle zu verwirklichen suchen!

Was findet man in den Schriften der Männer, die Amerika gegründet haben? War es ihre Absicht, den egoistischen Interessen von Amerika zu dienen? Nein, sie wollten der Sache der Menschheit dienen, dem Menschengeschlecht die Freiheit bringen.

Sie haben ihre Standarten hier auf gerichtet, in Amerika, sie, die Träger der Hoffnung, wie einen Leuchtturm der Ermutigung für alle Nationen der Erde. Und die Menschen drängten sich in Menge an unsere Gestade, erfüllt von einer Hoffnung, wie sie vorher nie vorhanden war, erfüllt von einem Vertrauen, das sie vorher nie zu fassen gewagt hatten, und das wurde der Hafen, wo ganze Generationen den Frieden, den Wohlstand, die Gleichheit, gefunden haben.

Gebe Gott, dass wir in dem schwierigen Stande unserer modernen Geschäfte unsere Standarten wieder bekommen und die Taten dieser Heldenzeitalter wiederholen können!»

Unsere Standarten wiederbekommen, sagt er; denn sie sind verloren, Amerika ist «auf dem besten Wege, einen Zusammenbruch, einen tragischen Zusammenbruch, zu erleiden.» Es ist bedroht von einer neuen Sklaverei, der man eine neue Freiheit gegenüberstellen muss. Wer sind die Herren, die es unterwerfen wollen? Es sind die Grossen der Finanz, die Magnaten, die die Parteien bestechen, die durch das Mittel der Parteien die Kammern in ihren Händen haben und durch die Kammern den Präsidenten zur Unwirksamkeit bringen, diesen direkten Vertreter des Volkes. Man muss energisch gegen sie vorgehen.

«Vielleicht ist es sogar schon zu spät, um umzukehren.»

Was muss geschehen?*) Man muss ein gesundes und offenes Bündnis zwischen Präsident und Volk ausbilden, um das dumpfe und ungesunde Zusammenspiel zwischen Kongress und Hochfinanz aufzuheben. Man muss den Präsidenten befreien. «Die Auffassung unserer letzten Präsidenten war die, dass sie die Präsidenten eines Verwaltungsrates seien. Das ist nicht meine Auffassung. Ich war erst einmal Präsident eines Verwaltungsrates, aber ich habe keine Lust, mir einen andern auf den Hals zu laden. Ich will Präsident des Volkes der Vereinigten Staaten sein.» Man muss das Volk befreien und die Verfassung ändern, wo sie ihm hinderlich ist. Man muss ihm drei neue Rechte geben. Zuerst das Recht des Referendums, das will heißen, das Recht, ein Gesetz zu verwerfen, das der Kongress ihm auferlegen will. Aber das genügt bei Weitem nicht. Man muss ihm auch das Recht der Initiative geben, das will heißen das entgegengesetzte Recht, dem Kongress dies oder jenes Gesetz aufzuzwingen, von dem der Kongress nichts wissen will. Und diesen beiden Rechten der Initiative und des Re-

*) Vgl. die Einführung von Jean Izoulet, *La Nouvelle Liberté*, Seite 16.

ferendums könnte man ein drittes beifügen, das Recht der Abberufung, das will heissen, das Recht, nach gewissem, genau vorgeschriebenem Verfahren die Verwaltungsbeamten abzuberaufen.

«Niemand soll sich täuschen lassen, wenn man ihm zuruft, dass man im Begriffe sei, an die Stelle des Repräsentativsystems die direkte Volksgesetzgebung einzuführen oder die Rückweisung der Gesetze, die die gesetzgebenden Kammern passiert haben, ans Volk, um direkt darüber abstimmen zu lassen. Die Verteidiger dieser Reformen haben immer in der unmissverständlichsten Weise erklärt, dass sie, weit entfernt, es zu zerstören, das Repräsentativsystem wieder zurückerobern wollen; dass die Initiative und das Referendum da gar nicht zur Anwendung kommen werden, wo die gesetzgebenden Körperschaften wirklich das Volk vertreten, das sie gewählt hat, damit sie ihm dienen. Die Initiative ist ein Mittel, darüber zu wachen, dass die vom Volk gewollten Massnahmen durchgehen, wenn die gesetzgebenden Behörden der öffentlichen Meinung trotzen oder sie verkennen. Das Referendum ist ein Mittel, um darüber zu wachen, dass die Massregeln, die dem Repräsentativsystem widersprechen und von denen das Volk nichts wissen will, in der Ge-

setzessammlung keine Aufnahme finden können.

Wir kommen zum Recht der Abberufung. Es beruht darauf, dass die Möglichkeit besteht, wenn ein Verwaltungsbeamter – wir werden bei diesen beginnen – sich bestechen lässt oder so wenig Klugheit zeigt, dass er Dinge begeht, die voraussichtlich zu allen möglichen Übeln führen müssen, ihn auf Grund einer durch das Gesetz genau bestimmten und vorgeschriebenen Massnahme vor Ablauf der Amtsdauer zu beseitigen. Ihr müsst gewiss zugeben, dass es manchmal hinderlich ist, ein sogenanntes astronomisches Regierungssystem zu haben, an dem man vor Ablauf einer Anzahl Jahre nichts ändern kann. In vielen unserer ältesten Staaten beträgt die ordentliche Amtsdauer der Verwaltungsbeamten nur ein Jahr. In diesen Staaten wollte die Bevölkerung einem Beamten nicht länger das Vertrauen schenken und ihn ihrer Kontrolle entziehen, als für die Dauer von zwölf Monaten. Die Neuwahlen sind ein ständiger Ansporn und beruhen auf dem Gedanken, dass das Volk ständig die Hände an seine eigenen Geschäfte legen muss. Das ist vollkommen das Prinzip der Abberufung. Ich kann darum nicht verstehen, wie ein Mensch, der sich auf die Überlieferung der amerikanischen Einrich-

tungen stützt, einen ernsthaften Grund finden kann, sich der Abberufung der Verwaltungsbeamten zu widersetzen. Das Abberufungsrecht hat keine andere Bedeutung, als die Folgende: Es handelt sich weder darum, eine unbeständige Regierung zu haben, noch die Beamten im Ungewissen zu lassen, wie lange ihre Macht dauern könnte, es handelt sich einzig darum, dass wir eine Regierung bekommen, die in Händen von Beamten liegt, die wissen, woher ihre Macht stammt und dass sie, wenn sie geheimen Einflüssen nachgeben, sofort durch den Einfluss der Öffentlichkeit abgesetzt werden.

Ihr versteht wohl, dass ganz natürlich in diesen beiden Fällen (Referendum und Initiative auf der einen Seite, Abberufungsrecht auf der andern) durch die blosse Tatsache des Vorhandenseins dieser beiden Mittel und der Möglichkeiten, die sie in sich tragen, die Schlacht zur Hälfte – mehr als zur Hälfte – gewonnen ist. Man wird selten von ihnen wirklich Gebrauch machen müssen. Die Tatsache, dass das Volk das Recht der Initiative hat, hält die Mitglieder der gesetzgebenden Behörden wach und zwingt sie, selbst die Initiative zu ergreifen. Die Tatsache, dass das Volk verlangen kann, dass man

eine gesetzgeberische Massnahme der Volksabstimmung unterstellen müsse, sorgt dafür, dass die gesetzgebende Behörde auf der Hut ist vor Entwürfen, die das Volk nicht durchgehen lassen würde. Die blossе Tatsache, dass der Beamte abberufen werden kann, lädt ihn dazu ein, sich so gut als möglich zu benehmen.»

Wenn so der Präsident und das Volk gestärkt und verbunden sind, muss sich ihre Macht dahin richten, diejenige der Magnaten herabzusetzen. Wie diese Macht herabsetzen? Durch die Reform des Schutzzolltarifs, durch die Reform des Banksystems, durch die Einrichtung einer öffentlichen Kontrolle über die Trusts. Zunächst die Reform des Schutzzollsystems.

«Unter dem Schutz der hohen Zölle hat sich im Land ein Netz von Fabriken gebildet, in dessen Maschen der Markt der Vereinigten Staaten eingeschlossen ist, Unternehmungen, die selbst das Gesetz diktieren und ihre Preise von sich aus bestimmen. Man hat früher wohl behaupten können, dass der erhöhte Zolltarif die Kosten der Lebenshaltung nicht erhöhen werde. Aber man wird heute nicht mehr die Ansicht verteidigen können, dass es nicht die Syndikate seien, die – nicht wegen des Zolltarifs, aber weil sie sich unter dem Schutz des Tarifs

selbst bilden konnten – die Preise festsetzen, die bezahlt werden müssen, die die Produktion und sogar die Arbeit bestimmen, die man auf den Markt bringen wird.»

Die heutige Schutzzollpolitik, wie wir sie verkünden hören, hat nicht die geringste Beziehung zu der Theorie, die Webster und Clay zu Anfang lehrten. Die «werdenden Industrien», die diese Staatsmänner fördern wollten, sind herangewachsen, so sehr, dass sie bald graue Haare bekommen. Aber sie haben nichts destoweniger immer neue Gründe gefunden, um besondere Vergünstigungen zu erlangen, Ihre Begehren sind bei Weitem über das hinausgegangen, was sie zu Zeiten von Blaine und Mac-Kinley zu verlangen wagten. Und doch waren diese beiden Apostel des Schutzzolles vor ihrem Tod zu dem Geständnis bereit, dass endlich der Moment gekommen sei, den Ansprüchen der subventionierten Industrien ein Ende zu bereiten. William Mac-Kinley liess im Zeitpunkt seines Todes Massnahmen ahnen, die die Anpassung an das neue Jahrhundert anbahnen sollten, Massnahmen, wie sie seine Nachfolger noch nicht getroffen haben. Ihr habt seine Worte in Erinnerung, als er am Ende seiner Präsidentschaft von der Politik sprach, mit der er seinen Namen besonders verbunden hat. Ich meine

den «Protektionismus». Ihr erinnert Euch, wie er sich mit der Ansicht von Blaine begegnete, der vor ihm gesagt hatte: «Wir haben das Land einer Politik überliefert, die, wenn man mit zu grosser Strenge dabei beharrt, zu einer Politik der Gewalt werden wird. Wir müssen in eine Zeit vorausblicken, die bald kommen wird und in der wir gegenseitige Handelsbeziehungen mit allen andern Ländern der Welt anknüpfen müssen». Das kam, unter anderer Form, dem gleich, wie wenn er gesagt hätte, dass man an die Stelle der Schroffheit die Nachgiebigkeit setzen, den Freihandel an die Stelle des Systems der geschlossenen Türen treten lassen müsse. Mac-Kinley erkannte, was seine Nachfolger nicht erkannt haben. Er hat eingesehen, dass wir uns selbst die Zwangsjacke angezogen hatten.

Wir sind der Ansicht, dass unsere Zollgesetzgebung in Zukunft nicht einen privaten Vorteil im Auge haben müsse, sondern eine Entwicklung und Gewinne, die dem ganzen Volk zu gute kommen sollen. Wir werden unsere fiskalischen Gesetze so einrichten, dass sie nicht Vergünstigungen austheilen, sondern dass sie einer Nation dienen. Wir werden mit den besondern Artikeln beginnen, bei denen wir sehen, dass sich private Vorrechte von ihnen ablei-

ten. Wir kennen diese Artikel. Die Herren waren so freundlich, sie uns selbst zu bezeichnen. Was uns vor allem andern in der Frage des Zolltarifes interessiert, ist, dass wir die Privatinteressen an der Tat hindern können, wenn sie den Kongress an der Kehle packen. Wir schlagen nicht vor, dass in Zukunft die Privatinteressen in den Sälen der Senatskommission für die «Mittel und Wege» und in der Kommission der Finanzen nichts mehr zählen sollen. Aber wir wollen, dass das Orte seien, wohin das Volk der Vereinigten Staaten gelangen kann und wo es vertreten wird, so dass alles im allgemeinen Interesse vor sich gehen kann und nicht nur im besonderen Interesse einer Gruppe von Personen, die bereits die Herren über die Industrien und der industriellen Entwicklung des Landes sind. Denn diese Herren mögen sehr weise sein, das ist gleichgültig; sie mögen ihr Vaterland sehr lieb haben, darauf kommt nichts an; sie mögen begabt sein mit einer merkwürdigen Kunst, den wahren Verlauf der Geschäfte zu erraten, darauf kommt nichts an; es gibt keine Gruppen von Menschen, weder in den Vereinigten Staaten, noch in irgendeinem andern Land, die so weise wären, um in ihren Händen die Geschicke eines ganzen Volkes zu halten und sie als

Vormünder zu verwalten. Wir haben die Meinung, dass die Angelegenheiten des Landes befreit und emanzipiert werden müssen».

Sodann muss durch die Revision des Banksystems die Macht der Magnaten getroffen werden. Das Banksystem ist alt, abgenützt und in allen Beziehungen schlecht. Die Magnaten lassen es bestehen, weil sie wohl wissen, dass am Tage der Reform der Bund sich ihnen als Aufsicht und als Teilhaber in der Verwaltung der Geldreserven des Landes aufdrängen wird. Der Tag dieser Reform kann nicht mehr hinausgeschoben werden. Die Magnaten müssen sich endlich an den Gedanken gewöhnen, dass das Volk das Recht hat, klaren Einblick in ihre Geschäfte zu erhalten. Sie müssen sich entschliessen, ihre Bücher zu öffnen und sie den staatlichen Kommissären vorzulegen.

«Die grossen Compagnien sind öffentlich. Es ist unannehmbar, dass ihre Handlungen durch die gleichen Gesetze geordnet werden, die das Privateigentum schützen. Ihre Leitung ist von öffentlichem, allgemeinem Interesse. Es handelt sich hier im eigentlichsten Sinne um das Geschäft von jedermann. Der Gegenstand vieler dieser Compagnien, die wir als Compagnien der öffentlichen Dienste bezeichnen, die für unser tägliches Leben unum-

gänglich nötig sind, die das Transportwesen besorgen, uns mit Licht, Wasser, Kraft versorgen – ihr Gegenstand ist durchaus eine öffentliche Angelegenheit, und deswegen können und müssen wir in ihre Geschäftsführung das Licht der öffentlichen Prüfung und Besprechung hineinleuchten lassen.

In New-Jersey ist dies seit Langem durch das Volk so geordnet worden. Vor ein oder zwei Jahren haben wir unsere Ideen über diese Frage in die Gesetzgebung übergeführt. Die grossen Compagnien, die es anging, hatten sich mit allen Kräften widersetzt. Sie sprachen vom Ruin und ich glaube wirklich, dass sie der Meinung waren, unsere Gesetze werden ihnen einigen Nachteil bringen. Aber sie haben ihnen keine gebracht und ich höre immer wieder Leute aus New-Jersey sagen: «Gouverneur, wir machten Ihnen Opposition, wir waren misstrauisch gegenüber Ihren Forderungen, aber jetzt, nachdem Sie sie durchgeführt haben, können wir sie nur begrüßen. Das war es, was man machen musste und es hat uns kein Haar gekrümmt, es hat uns einfach unsere moralische Stellung wiedergegeben, es hat jeden Verdacht von unserer Geschäftsführung genommen.» Nachdem New-Jersey als erster den Sprung gewagt hat, ruft es dem Rest der Staaten zu: «Kommt doch, das Wasser ist

ausgezeichnet.» Und ich frage die Männer, die an der Leitung der Vereinigten Staaten sind, ob sie sich auch Rechenschaft geben, dass sie mit jedem Jahr die Luft des Misstrauens schwerer machen, in der doch, wie sie selbst sehen müssen, die Geschäfte unmöglich erfolgreich geführt werden können.

Ich halte es daher für ein Gebot der Stunde, eine Bresche zu legen in den ganzen Gang der Politik und der öffentlichen Angelegenheiten, alle Türen weit zu öffnen, damit das Volk sie deutlich sehen kann, sie zugänglich zu machen für jede lebendige Kraft, für jede Meinung, die in den Gedanken des Volkes Einfluss hat; der Gesellschaft die Herrschaft über ein wirtschaftliches Leben wiederzugeben, das schliesslich ihr eigenes Leben ist, und zwar nicht durch revolutionäre Massnahmen, sondern durch eine ständige und entschlossene Anwendung des Prinzipes, dass das Volk das Recht hat, auf diese Fragen aufzupassen und sie zu regeln; und endlich die Vorrechte, die Vorteile der Unternehmer und der Privaten, die verborgenen Gewinne, abzuschaffen und sie ausser den Schutz des Gesetzes zu stellen,

Überall, wo eine öffentliche Angelegenheit behandelt wird, überall, wo Unternehmungen verfolgt

werden, die das Publikum in seinem Wohlbefinden, in seiner Behaglichkeit und Bequemlichkeit angehen, überall, wo politische Programme gebildet werden, überall, wo Kandidaturen um Anerkennung kämpfen, an allen Orten, unter allen solchen Umständen, muss eine Stimme, die durch das göttliche Vorrecht des Volkswillens gestärkt ist, die Worte hören lassen: «Lasst uns klar sehen!»

* *

Das ist in ihren grossen Zügen die Politik des Kandidaten Wilson. Es ist keine konservative Politik. Sie stützt sich auf die allgemeine Zustimmung des Volkes, die direkt angerufen wird. Sie hat Verfassungsänderungen im Auge. Sie ist auch keine revolutionäre Politik. Sie predigt die Stärkung der Staatsgewalten, die Unterordnung der Parteien unter das Ganze. Es ist eine der Politiken, die gleichzeitig volkstümlich und autoritär sind und die wir cäsaristische nennen. Wilson betitelt die Sammlung seiner Wahlreden; Die neue Freiheit. Diese Bezeichnung ist klug, denn die Freiheit, die er verspricht, ist sicherlich neu und ein Liberaler des 19. Jahrhunderts würde sie nicht anerkennen. «Die menschliche Freiheit», sagt Wilson in einer seiner Reden.*) «besteht in einer vollständigen Anpassung der

*) La Nouvelle Liberté, Seite 240.

menschlichen Interessen, der menschlichen Tätigkeiten und menschlichen Energien. Die einen müssen sich in die andern einpassen.» Dieses «Einpassen» hat keine Beziehung zu dem Streben nach Unabhängigkeit in Gedanken und Leben, das den alten Liberalismus bildete. Wilson weiss das und er wundert sich nicht darüber. Dieser für die Tat begeisterte Mann gehört ohne Einschränkung seiner Zeit an, und diese Zeit, er weiss es, gehört nicht den Individuen, sondern den Massen. Er ist der Ansicht, dass Freiheit vorhanden ist, wenn das Zusammenleben der Massen gesichert ist und wenn das Organ ihres Einheitswillens mit ihrer tiefen Zustimmung tätig ist.

«Was ist die Freiheit, sagt er weiter? Ihr sagt von einer Lokomotive, sie laufe ganz allein. Was versteht ihr darunter? Ihr versteht darunter, dass ihre verschiedenen Teile so gut verbunden und abgepasst sind, dass die Reibung auf ein Minimum herabgesetzt und der Gang vollkommen ist. Wir sagen von einem Schiff, das leicht durch die Wellen gleitet: Es läuft ganz von selbst und meinen damit, dass man zu der höchsten Vollendung gelangt ist, es dem breiten Luftstrom folgen zu lassen, der vom Himmel herabgestiegen ist, um seine Segel zu schwellen. Gebt ihm Gegenwind, und Ihr werdet es

zögern und sich neigen, mit den Segeln flattern sehen. Ihr werdet sehen, wie es nach dem so bezeichnenden Ausdruck der Seeleute, «über seinen Anker dahinjagt». Das Schiff wird nur gut gehen, wenn Ihr es wieder ins Gleichgewicht gebracht habt mit den Kräften, denen es gehorchen muss und denen es keinen Widerstand leisten kann.»

Die Konzentration der Gewalten und die allgemeine Zustimmung des Volkes, das ist, was Wilson die Freiheit nennt.

Das Wort Freiheit hat andere Bedeutungen gehabt, das dürfen wir nicht vergessen. Aber diese Politik, die immer auf das Volksempfinden Rücksicht nimmt, die darauf ausgeht, die Zustimmungen des Volkes zu suchen und seine Meinung zu erfahren, ist menschenfreundlich und hochherzig geblieben, auch wenn sie nicht mehr streng «liberal» ist.

* *

Wird Wilson gewählt werden? Er hat den Nachteil, der Kandidat einer Partei zu sein, die seit fünfzehn Jahren besiegt worden ist und nicht mehr an den Sieg gewöhnt war. Er hat den Vorteil, der Gegner einer Partei zu sein, die seit fünfzehn Jahren Sieger und durch ihre Siege verbraucht war. Eine Spaltung war in dieser republikanischen Partei eingetreten, die so stolz war auf ihre Macht. Die Konservativen und Pro-

gressisten hatten sich getrennt, jene stimmten für Taft, diese für Roosevelt. Taft genießt den Vorteil der hergebrachten Organisation. Roosevelt stützt sich auf seine persönliche Kraft, seine ungeheure Popularität. Er verteidigt ein Regierungsprogramm, das demjenigen des Gouverneurs Wilson sehr ähnlich ist. Aber er wird mehr gestützt durch Parteigänger, als durch eine Partei, und das verdirbt seine Aussichten.

Die Wahl des amerikanischen Präsidenten vollzieht sich in zwei Stufen. Die Absicht der Schöpfer der Verfassung war es gewesen, den Massen die Initiative für die Wahl zu entziehen und sie ganz einer Körperschaft auserlesener Wahlmänner anzuvertrauen. Jeder Staat muss im Verhältnis zu seiner Bevölkerung eine Anzahl Wahlmänner bezeichnen, wobei ein Staat nicht unter drei Stimmen herabsinken darf. Der Staat New-York verfügt zum Beispiel über 45 Stimmen, Pennsylvania über 38, Delaware, Nevada, Wyoming über 3. Der Wahlmechanismus hat sich erhalten, aber die Praxis hat die Absicht der Schöpfer der Verfassung getäuscht: Die Parteien und die Massen haben sehr rasch ihre Macht wieder gekräftigt; die Parteien, indem sie lange voraus die Kandidaten bezeichnen; die Massen, indem sie den Wahlmännern den bindenden Befehl geben, für den einen oder andern Kandidaten

zu stimmen. Die Massen sind es, die tatsächlich zwischen zwei oder drei Kandidaten die Wahl treffen, die ihnen von den Parteien vorgeschlagen werden. In jedem Staat trägt eine Liste von Wahlmännern den Sieg davon und die Stimme des ganzen Staates wird in ihre Hände gelegt. Das System ist mangelhaft, es unterdrückt die Minderheiten. Es ist vorgekommen, dass im Staate New-York eine Mehrheit von etwas über 1100 Stimmen bei einer Wählerschaft von mehr als einer Million Wähler die Wahl von 36 demokratischen Delegierten bestimmte, während die Wünsche einer republikanischen Minderheit von 49% der Stimmentenden vernichtet wurden. Das System kann sogar Mehrheiten zur Unwirksamkeit bringen. Nehmen wir an, der Wählerschaft werden drei Listen von Wahlmännern vorgelegt. Die eine erhalte 6, eine andere 4, die dritte drei Stimmen, zusammen 13. Das gibt sieben unter sich uneinige Wahlmänner, denen die sechs andern, die Zusammenhalten, gegenüberstehen. Die sechs tragen den Sieg davon und ihre Stimmen werden sich für alle dreizehn aussprechen.

Diese Einzelheiten muss man sich vor Augen halten, um die erste Wahl Wilsons zu verstehen. Er erhielt nicht die Mehrheit der Volksstimmen und wurde doch gewählt.

Hier die Zahlen:

	Stimmen von Volks- Wahlmännern stimmen	
Wilson	435	6,286,987
Roosevelt	88	4,125,804
Taft	8	3,475,813
Debs (Sozialist)	0	895,892
Chafin (Alkoholgegner)	0	200,772
Reinur (Arbeiterpartei)	0	38,814

So wurde Wilson, nachdem er 6,286,987 Stimmen gegen 8,737,295 Stimmen erhalten hatte, also trotzdem er in einer Minderheit von 2,450,308 Stimmen geblieben war, zum obersten Führer des Volkes der Vereinigten Staaten gewählt.

VI. Die Präsidentschaft – Die Reformen

Was für ein Präsident wird er werden? Taft war ein kluges, konservatives Staatshaupt gewesen, er hatte den Staat nach Art eines gelehrten und friedsaamen Juristen geleitet. Die Vergangenheit Wilsons zeigte klar an, dass er ein Führer ganz anderen Schlages sein werde. Wird er ein neuer Roosevelt sein? Die beiden Männer waren so verschieden: der eine in Worten überfließend, überschwänglich, eine Art Niagara; der andere von eisiger Kälte und ein lebendes Rätsel. «Das langgestreckte Gesicht deutet durch die Stirne und das breite, leicht vorstehende Kinn Beharrlichkeit und Eigensinn an», schreibt ein ausgezeichneter französischer Beobachter, Lechartier. «Der schmale Mund trägt einen Zug von schwer bestimmbarer Bitterkeit oder Müdigkeit, er klagt sich an, wenn er lacht und fügt den Worten einen Sarkasmus bei; der eher sanfte Blick, der gewöhnlich zur Erde gerichtet ist, verrät eine Müdigkeit oder besser eine unsägliche Langeweile. Die musikalische, gewöhnlich ziemlich tiefe Stimme gewinnt bei öffentlichen Versammlungen und Reden unter freiem Himmel Kraft, ohne jemals damit Wärme zu verbinden.

Seine gewöhnlich sehr nüchternen Gesten werden lebhafter vor einer Zuhörerschaft oder auf der Tribüne, sie kommen in Bewegung, er beschreibt einen Kreisbogen, automatisch, ruckweise. Diese Gesten unterstreichen die immer in prächtiger, akademischer Form zum Ausdruck gebrachten Gedanken und teilen sie ab. Er zeigt in Haltung, Kleidung, Auftreten, eine ausserordentliche, fortwährend überwachte Korrektheit. Gross, vielleicht wegen seiner Magerkeit, macht der Präsident der Vereinigten Staaten bei der ersten Begegnung den Eindruck von grosser Reserviertheit, von Selbstbeherrschung und Kälte. Dieser Eindruck wird bei jeder neuen Begegnung verstärkt. Es ist sicher äusserst schwierig, diese Kälte zu durchdringen und die Persönlichkeit des Präsidenten der Vereinigten Staaten kennen zu lernen.»*)

Wie Wilson regieren werde, wusste man nicht. Aber etwas war sicher: Er wird regieren. Seine Eröffnungsansprache, die er im März 1913 hielt, erschien sehr schön. Ihr Schluss war sicherlich rührend, und wie ergreifend für uns ist er, wenn wir ihn heute lesen!

«Wenn wir uns diesem neuen Zeitalter des Rechts und der Befreiung nähern, so empfinden wir Gefühle, die unser Herz rühren, wie wenn sie aus

*) Journal des Débats, 19. April 1916.

Gottes eigener Gegenwart zu uns kämen, vor der die Gerechtigkeit und das Mitleid versöhnt, und wo der Richter und der Bruder eins sind. Wir wissen, dass unsere Aufgabe nicht bloss eine politische ist, sondern es ist eine Aufgabe, die uns prüfen wird bis in den Kern unseres Wesens, die zeigen wird, ob wir fähig sind, unsere Zeit und die Bedürfnisse unseres Volkes zu verstehen, ob wir fähig sind, sein Wortführer und sein Dolmetscher zu sein, ob wir ein reines Herz haben, das verstehen kann, und einen aufrechten Willen, der die schweren Wege des Handelns zu wählen versteht. Das ist kein Tag des Triumphes, sondern ein Tag der Berufung. Hier regieren nicht die Kräfte einer Partei, sondern die Kräfte der Menschheit. Die Herzen der Menschen erwarten uns am Werk; Menschenleben schweben auf der Waagschale; Menschenhoffnungen wollen wissen, was wir tun werden. Wer kann sich rühmen, einer so grossen Aufgabe gewachsen zu sein? Wer würde es wagen, sich einem Versuch zu entziehen? Alle ernsthaften Menschen, alle Patrioten, alle die, deren Blick die Zukunft sucht, ich rufe sie an meine Seite, Mit Gottes Hilfe wird es an mir nicht fehlen, wenn sie mir nur Rat und Unterstützung geben wollen.»

Man bekam sehr bald ein erstes Zeichen, in welcher Weise er vorgehen werde. Es war eine scheinbar unbedeutende Sache, die in Wahrheit aber eine grosse Tragweite hat. Die amerikanischen Präsidenten haben das Recht, allein oder mit Zustimmung des Senates die Inhaber einer sehr grossen Zahl von Verwaltungsstellen zu ernennen. Das ist nicht nur ein Recht, sondern gleichzeitig eine ausserordentlich schwere und aufreibende Last. «Die blossе Tätigkeit der Ernennung von Beamten, die die Verfassung unserm Präsidenten auferlegt hat», hatte Wilson in seinem Buch über die Regierung der Vereinigten Staaten*) geschrieben, «hat einige unserer Präsidenten fast erdrückt, weil das eine Arbeit ohne Ende ist in einer Bureaukratie wie der unsrigen, der die beruflichen Grundlagen fehlen, wo die Wechsel häufig sind, wo alles in ständiger Bildung und Auflösung begriffen ist.» So aufreibend dies Vorrecht war, so hatten doch die Präsidenten eifersüchtig darüber gewacht, es auszuüben wegen des mächtigen persönlichen Einflusses, das es in ihre Hände legte. Präsident Wilson entschied, dass er dies Recht seinen Staatssekretären abtreten werde. Er zeigte an, dass er sein Ernennungs-

*) Constitutional Government in United States, Seite 79,

recht für jede Verwaltungsabteilung dem Chef des betreffenden Departements abtreten werde. Er verband damit die Absicht, seine ganze verfügbare Zeit der Staatsregierung zu widmen. Die Ankündigung dieser radikalen Entscheidung machte Eindruck und erhöhte das Ansehen des Präsidenten.

Diesem ersten Zeichen seines Willens schloss sich bald eine eindrucksvolle Kundgebung an. Erinnern wir uns jener Jugendschrift, in der er bei seiner ersten Prüfung der politischen Verhältnisse seines Landes mehr Konzentration in den Organen der Regierung gewünscht hatte: «Die Exekutive hat ständig das Bedürfnis der Zusammenarbeit mit der Legislative, schreibt er; die Legislative will unterstützt sein von einer Exekutive, die fähig ist, ihre Beschlüsse klug und kräftig auszuführen. Es ist daher ein Bindeglied zwischen beiden nötig» So drückte sich Präsident Wilson im Jahr 1879 aus. Im April 1913 handelt er, und die Tat des Mannes bestätigt genau den Gedanken des Jünglings. Diese Tat ist einfach, Präsident Wilson kündigt an, dass er an Stelle einer schriftlichen Botschaft selbst vor den Kongress treten und seine Botschaft verlesen werde.

Das rief unter den Parlamentariern eine grosse Erregung hervor. Der Präsident hatte das geschriebene Recht für sich, das war gewiss. Die Verfassung gab

es ihm ausdrücklich und die beiden ersten gewählten Präsidenten. Washington und John Adams, hatten im Kongress immer das Wort ergriffen, wenn sie ihm etwas zu sagen hatten. Aber ihr Nachfolger Jefferson, ein wenig gewandter Redner, ein Demokrat, der allem äusseren Prunke abhold war, hatte sein Vorrecht preisgegeben und keiner hatte es seither wieder aufgenommen. Kein Präsident ist seit dem 22. November 1800 im Kongress erschienen. Hundertdreizehn Jahre, ist das nicht ausreichend für die Verjährung eines Rechts? Die Parlamentarier waren bestürzt, einige wollten Widerstand leisten. Am 7. April 1913, am Vorabend des Tages, den Präsident Wilson für die Feierlichkeit bestimmt hatte, drückten zwei Senatoren in einer Versammlung ihr Bedauern aus und erhoben Einwendungen. Es handle sich um eine primitive, verlassene Gewohnheit, deren Wiederherstellung im Widerspruch zum Geiste der Verfassung stehe, Ihre Kollegen hörten sie aufmerksam an; aber was tun? Der Präsident hatte für sich einen Umstand, der stärker war, als das geschriebene Recht, er hatte die Zustimmung des Publikums und der Massen. Einige runzelten die Stirn und sagten: «Der Präsident im Kongress? Wie, eine Tronrede?» Die Leute, die sie so reden hörten, lachten und gingen vorüber. Die Senatoren muss-

ten sich bescheiden und durften keinen Versuch eines Widerstandes unternehmen, für den ihnen jede Unterstützung gefehlt hätte.

Am 8. April kam also der Präsident in das Abgeordnetenhaus. Die Senatoren waren unter Führung des Vizepräsidenten der Republik Marshall zu zweien in den Saal vorausgeschritten.

«Senatoren und Deputierte», erklärte der Vorsitzende Clark, «ich habe die grosse Ehre, Ihnen den Präsidenten der Vereinigten Staaten vorzustellen.»

Präsident Wilson erhob sich und begann seine Rede. Seine ersten Worte enthielten eine ganz familiäre und einfache Erklärung seiner Gegenwart.

Ich schätze mich sehr glücklich, sagte er, dass mir diese Gelegenheit gegeben ist, direkt zu den beiden Kammern zu sprechen und selbst den Eindruck zu bestätigen,*) dass der Präsident der Republik eine lebendige Persönlichkeit ist und nicht ein blosses Regierungsdepartement, das sich, wie von einer fernen Insel aus, wohin es als eine gefährliche Macht verbannt ist, an den Kongress wendet und Botschaften sendet, anstatt natürlich und mit seiner eigenen Stim-

*) To verify for myself the impression , . . .

me zu reden. Ich fühle mich glücklich, endlich zeigen zu können, dass er ein menschliches Wesen ist, das versucht, mit andern menschlichen Wesen in gemeinsamem Dienst zusammenzuwirken. Diese Erfahrung ist mir angenehm und in Zukunft wird mir in unsere gegenseitigen Beziehungen alles normal erscheinen.

Das hiess eine folgenschwere Neuerung in guter Form und mit grossem Geschick einführen. Die Vorstellung hatte Erfolg, sie gefiel, und der Präsident verlas seine Botschaft. Er legte hier mit Bestimmtheit, sowohl die Dringlichkeit der Zollreform, als auch die Grundlagen, die sie regeln sollten, dar. «Welches diese Grundlagen sein müssen, springt in die Augen. Wir müssen alles abschaffen, was einem Privileg ähnlich sehen kann, einem künstlichen Vorteil irgendwelcher Art. Wir müssen unsere Kaufleuten und Produzenten den Ansporn einer fortwährenden Nötigung auferlegen, die sie dazu zwingt, die tatkräftigen, sparsamen und unternehmenden Führer einer immerwährend bestrittenen Vorherrschaft, die besten Arbeiter und die besten Kaufleute der Welt, zu sein.»

Am Tag darauf war der Präsident von Neuem im Kongress, er hielt in dem bisher so selten benutzten Präsidentenzimmer Besprechungen mit den Kommis-

sionspräsidenten, den Parteiführern und bereitete so die sofortige Beratung der Zollreform vor.

* *

Solche Besprechungen sind immer unangenehm und verworren, Präsident Wilson hatte ihren geheimen Mechanismus in einer Studie vorzüglich dargestellt, die er in der North American Review vom Oktober 1909 veröffentlichte. «Die Methoden, nach welchen die Zollgesetze verfasst werden, sind kein Geheimnis mehr und sie werfen ein bezeichnendes Licht auf diese Gesetze selbst. Die Beratung in der Kammer hat nur geringe oder gar keine Bedeutung. Das diesen Gesetzen eigene Verfahren ist nicht öffentlich, sondern privat, und zwar deshalb, weil die Gründe, die viele dieser Zölle erklären würden, privater Natur sind. Die herrschende Gruppe in der Finanzkommission verfasst das Einführungsgesetz, unter Beizug von Experten, die von Seite der am meisten interessierten Industrien in die Kommission abgeordnet werden dürfen, um sie aufzuklären. Die einflussreichen Mitglieder der Kommission bestimmen auch, was für Zusatzanträge (wenn solche gestellt werden sollten) angenommen werden könnten, sei es, dass solche von der Minderheit der Kommission oder in der Kammer selbst gestellt werden. Die einzigen

Weisungen, die diese Mehrheit entgegennehmen müsste, wären diejenigen, die ihnen in bindender Form vom Parteirat zukommen könnten. Die herrschende Gruppe in der Finanzkommission des Senates, die nach der gleichen Methode vorgeht, arbeitet das Gesetz aus, das sie demjenigen entgegenstellen will, das ihr von der Kammer zugestellt wird. Der Ausgleich zwischen den beiden Gesetzen wird in einer privaten Zusammenkunft getroffen, an der die Abgeordneten dieser beiden Kommissionen teilnehmen. Was sich in den Kommissionen und Zusammenkünften abspielt, ist geheim. Wenn Journalisten sich darüber erkundigen wollen, so wird ihre Neugierde als eine Unverschämtheit betrachtet. Es herrscht die Auffassung, dass diese Angelegenheit die interessierten Industrien angeht und nicht das Publikum, das die Zölle zahlen wird. Die öffentlichen Beratungen, zu denen das Land als Zuhörer eingeladen wird, sind rein formell. Sie entscheiden nichts und sie sagen sehr wenig. Diese ganze Prozedur spielt sich in einer Stille und in einem Geheimnis ab, die sie schlechterdings unvereinbar machen mit den, wenn auch noch so bescheidenen, Anforderungen der öffentlichen Meinung und der politischen Reinlichkeit.»

So hatten sich die Dinge im Jahr 1909 bei einem verunglückten Versuch einer Zollreform abgespielt. Wie nun die parlamentarischen Arbeiten im April 1913 wieder beginnen, schlugen sie die gleiche Richtung ein, und die geheimen Intrigen der Interessenten, des «lobby»,*) wie man in den Vereinigten Staaten sagt, richten sich gegen das vorgeschlagene Gesetz, Präsident Wilson war darauf vorbereitet, aber er kannte seine Kraft und war sicher, dass er mit diesen geheimen Einflüssen fertig werde. Er fühlte sich stark, weil die Zollfrage die einzige war, in welcher die demokratische Partei vollständig und nach alter Überlieferung einig war. Es gab Demokraten, die Gegner der Trusts waren und solche, die von den Trusts Vorteile bezogen. Es gab demokratische Demokraten und es gab aristokratische oder plutokratische Demokraten, Es gab Demokraten des Nordens und des Südens, Es gab Demokraten, die nacheinander für die Republikaner Mac Kinley, Roosevelt und Taft gestimmt hatten, wie es auch solche gab, die mit mehr oder weniger Begeisterung für Bryan eingetreten waren. Aber es gab kaum solche, die nicht die Herabsetzung des Zolltarifs verlangt hätten. Der Präsident war ausserdem in

*) Das ist der Ausdruck, der diese Art Manöver bezeichnet.

starker Stellung, weil diese Herabsetzung der Zölle in dem Momente, da er sie verlangte, etwas ganz anderes und viel bedeutungsvolleres war, als ein blosses Mittel im Kampf gegen die Macht der Trusts. Es war eine nationale Notwendigkeit, die Republikaner hatten das selbst gefühlt, da sie im Jahr 1909 einen solchen Versuch unternommen hatten. Die Vereinigten Staaten hatten sich in einem Zeitpunkt mit Zollschränken umgeben, als es sich darum handelte, ihre werdenden Industrien zu schützen. Das hatte einen guten Sinn. Aber da es sich jetzt für sie darum handelte, schon mächtige Industrien weiter zu entwickeln, die Weltmärkte zu erobern, wurde die alte Schranke unnütz und schädlich. Die Absicht Wilsons war gesund, er konnte sie ohne Furcht durchsetzen, und er zögerte nicht damit. Er erklärte öffentlich, «dass er seine Stellung bezogen habe im Einverständnis mit den parlamentarischen Führern», und dass er «keinen Kompromiss suchen, noch annehmen werde.» Der «lobby» setzte trotzdem seine Tätigkeit fort. Die Abänderungsanträge waren schon zahlreich und es hatte den Anschein, als wollten sie die berühmte Armee von 847 Abänderungsanträgen erreichen, die im Jahr 1909 die Reform erdrückt hatte. Der Präsident trat in einer völlig unerwarteten und neuen Weise dazwischen. Er veröffentlichte eine Art

Mitteilung, die in Wahrheit ein Appell an das Volk war.

«Ich glaube, die öffentliche Meinung darauf hinweisen zu sollen, dass in diesem Momente in den Wandelgängen von Washington ausserordentliche Anstrengungen gemacht werden, um gewisse Abänderungen des Zollgesetzes zu erlangen, Washington hat selten einen so zahlreichen, so erfindungsreichen und so hinterlistigen «lobby» gesehen. Die Zeitungen sind angefüllt mit bezahlten Einsendungen, die darauf berechnet sind, nicht nur das Urteil der Politiker irre zu leiten, sondern auch die öffentliche Meinung des Landes selbst. Es ist ganz sonnenklar, dass unbegrenzte Summen ausgegeben werden, um diesen «lobby» zu unterhalten und um den Anschein eines Drucks der öffentlichen Meinung, die mit einigen der Hauptpositionen des neuen Zollgesetzes nicht einverstanden sei, zu erwecken.

Es ist von ernster Wichtigkeit für das Land, dass kein «lobby»-Einfluss gewinne und in diesen Materien die Stimme des Volkes ersticke im nämlichen Moment, wo einflussreiche Gruppen geschickter Leute eine künstliche Bewegung der öffentlichen Meinung zu schaffen und die öffentlichen Interessen ihren persönlichen Gewinnen hintanzusetzen

suchen. Es ist sehr nützlich, dass das Volk dieses Landes erfährt, was vorgeht. Die öffentliche Meinung allein kann sich diesem Versuch entgegenstellen und ihn besiegen.

Die Regierung in allen ihren Departementen sollte erleichtert werden von diesem unerträglichen Gewicht und diesen fortwährenden Unterbrechungen eines ruhigen Fortganges der Beratungen. Ich weiss, dass ich, indem ich so spreche, zum Vorteil der Mitglieder der beiden Kammern spreche, die sich, ebenso sehr wie ich selbst, freuen würden, wenn sie aus dieser unerträglichen Lage befreit würden.»

Niemals machte die Kundgebung eines Präsidenten einen solchen Eindruck, nie war sein Eingreifen wirkungsvoller: der «lobby» hörte plötzlich auf und die Reform wurde angenommen.

* *

Ein anderes Reformprojekt wurde ohne Zögern dem Kongress vorgelegt. So wie wir Wilson kennen lernten als Präsident der Universität, und in seiner Tätigkeit als Gouverneur, so finden wir ihn hier wieder, als unvergleichlichen Beherrscher und Anreger von Versammlungen. Er versteht es, die Ziele zu stecken und schreitet ihnen entgegen, indem er die Hindernisse niederreisst. Das ist sein Genie.

Es ist ein seltsames Schauspiel, diese in der Stille eines Professorenlebens lang zurückgehaltene Kraft. Aber noch wunderbarer; Dieser Mann der Öffentlichkeit ist ein Einsamer. Er stand immer abseits, nun wird er unzugänglich. Er sieht seine Minister während der absolut notwendigen Zeit. Er willigt ein, über diese oder jene Frage Aufschlüsse entgegenzunehmen, aber keine Ratschläge. Wer sich in dieser Weise vor ihm aussprechen soll, wird bei ihm eingeführt und zum Sprechen eingeladen, er spricht und der Präsident hört zu, indem er hie und da eine rasche stenographische Notiz macht, «Ich habe in den Geschäften, mit denen ich mich befasst habe, fortwährend bemerkt, (man leiht ihm diesen Ausspruch), dass es gar niemanden gibt, der nicht etwas weiss, was ich nicht weiss und niemand, der mehr Dinge weiss, als ich weiss.» Er nimmt also an, dass man ihn unterrichte, aber er behält sich immer die Arbeit des Zusammenfassens vor. Und dieser Mann, der immer einsamer wird, wird immer mehr ein Mann der Massen, ein Mann, der an die Masse denkt und der Herr ihrer Gedanken sein will. Tatsächlich hat er ja nur eine Kraft, die Zustimmung der Menge, die ihn gewählt hat, die seine Botschaften und Aufrufe hört und die ihm hilft, die Parlamentarier unter seinen Willen zu beugen durch die Furcht, die

die Menge ihnen einflösst. Die Menge beschäftigt seine Gedanken fortwährend. Seine Reden, seine Botschaften, sogar seine diplomatischen Noten schreibt er, und wird sie immer mehr so schreiben, nicht für die Menge, aber im Gedanken an sie. Er legt sie immer seinem getreuen Tumulty, seinem Privatsekretär, vor. «Tumulty», sagt er, «errät den Eindruck wunderbar, den die Worte machen, wenn sie über die Plattform gehen.» Wenn der Präsident allein lebt, wenn er die Pforten des Weissen Hauses schliesst, so geschieht es ohne Zweifel zum grossen Teil, damit ihn das Volk nicht des Einverständnisses mit den Finanzgrössen, den Magnaten, wie sie in amerikanischer Sprache heissen, bezichtige. Diese versuchen umsonst, mit ihm zu sprechen. Der Präsident weicht ihren Gesuchen aus oder weist sie ab, er will sie offenbar nicht bei sich sehen. Das ist ein Prinzip und eine grundsätzliche Haltung. Er hält sich mit wachsender Strenge daran, die sogar manchmal dem Dienst des Guten schädlich wird. Seine gesellschaftlichen Beziehungen bricht er ab. Wenn er Golf spielen will, geht er direkt auf die Felder, ohne den Klub zu betreten, und ruht sich allein aus. Nicht weniger zurückhaltend ist er gegenüber den Parlamentariern, die ihn sprechen wollen, die darauf dringen, aber keinen Erfolg haben. Man erzählt sich von der ziemlich komischen

Klage eines derselben: «Ich habe Tumulty gesehen», sagt er, «ich habe ihn ein halbes Dutzend Mal gesehen. Aber umsonst. Tumulty verspricht, aber es geschieht nichts. Was für eine Figur werde ich in meinem Wahlkreis machen? Dort fragen mich alle: Und was sagt Ihnen der Präsident über diese deutschen Angelegenheiten, wenn Sie ihn sehen? Bis jetzt habe ich sie angeschwindelt, aber wenn sie dahinterkommen, dass ich den Präsidenten nie gesehen habe, denken sie, dass etwas in meinem Fall nicht in Ordnung sei und meine Wiederwahl ist dahin.»*)

Auf der andern Seite wacht der Präsident überaus aufmerksam darüber, dass er die Verbindung mit der Presse nicht verliert. Die Presse kann die Massen leiten. Er will, soviel das möglich ist, die Presse führen. Dieser Mann, der niemand empfängt, opfert einen Nachmittag in der Woche, um Journalisten zu empfangen. Ihnen gestattet er, mit ihm zu sprechen, ihn zu befragen über die diplomatischen Schwierigkeiten mit Mexiko, über diese oder jene Zoll- oder Bankfrage. Manchmal weicht er aus; «Über diese Frage, sagt er, ist meine Ansicht nicht festgelegt, sie ist offen», oder

*) The mystery of Woodrow Wilson, in der North American Review, September 1917.

mit einer malerischen Formel: «My mind is to let, meine Meinung ist zu vermieten.» Aber er antwortet fast immer, und diese geschickt berechneten und geleiteten Antworten erreichen die Massen durch die Zeitungen, die der Präsident zum Echo seiner Absichten gemacht hat.

* *

So schreitet er von Reform zu Reform. Die Herabsetzung des Zolltarifs bringt einen Fehlbetrag in der Staatsrechnung. Man muss eine neue Steuer erheben. Die Bundessteuer auf das Einkommen wird daher eingeführt. Die Einkommen unter Fr. 20,000.– werden ausgenommen, die Einkommen von wenigstens Franken 20,000.– werden im Verhältnis von 1% herbeigezogen, das bei höheren Einkommen wächst. Da diese Steuer für das Jahr 1913 weniger eingetragen hat, als man berechnet hatte, wurde sie im Jahr 1914 erhöht.

Aber die grossartigste Unternehmung, die Präsident Wilson mit Erfolg durchgeführt hat, war die Reform des amerikanischen Bankwesens. Dies System war abscheulich. Aber es passte doch einigen mächtigen Banken, die an dessen Fehler gewöhnt waren und vor allem eine Reform fürchteten, die offenbar gründlich sein würde und ihre alten Freiheiten treffen sollte. So war es in der Tat. Die demokratische Leidenschaft war aufgerührt durch die Macht der Grossbanken.

Das nationale Interesse konnte diese Einrichtungen schlecht ertragen, die seiner Kontrolle entzogen waren und die unter Umständen die Fähigkeit hatten, durch die Macht des Geldes, das in ihren Händen lag, selbst den Staat zu kontrollieren. Der Präsident verstand es, die demokratische Leidenschaft und das nationale Interesse zusammenfallen zu lassen und entschloss sich, unterstützt durch diese verbundenen Kräfte, ein vollkommen neues System durchzusetzen.

Lassen wir die Übersicht in Übersetzung folgen, die H. J. Ford von demselben gibt.

«Sein Aufbau ist einfach, schreibt er, die Tausende von Banken, die über die ganze Fläche des Landes zerstreut sind wie ebenso viele Brunnen, wurden in ein Einheitssystem verbunden, in dem sie die Rolle der lokalen Wasserleitungen spielen, die mit einem nationalen Reservoir im Zusammenhang stehen. Das Land wurde in 12 Bezirke eingeteilt, in jeden derselben kam eine bundesstaatliche Reservenbank, die die Reserven der Lokalbanken in Depot hat und deren Wechsel diskontiert. Jede Reservenbank hat ihren neungliedrigen Verwaltungsrat, von denen sechs durch die Lokalbanken und drei durch den Bundes-Reservebanken-Rat, der eine allgemeine Aufsicht über das ganze System ausübt, gewählt werden. Die-

ser Rat wird gebildet aus zwei hohen Beamten des Finanzdepartements und aus fünf andern Mitgliedern, die durch den Präsidenten ernannt werden. Es gibt daneben noch einen andern Rat, den Federal Advisory Council (etwa «Bundes-Sachverständigen-Rat»), dessen Mitglieder durch die Banken gewählt werden. Die Aufgaben dieses Rates sind rein begutachtender Art. Die Bundes-Reservebanken beschäftigen sich mit allen Zweigen des Bankfaches und sie können im Ausland Agenturen errichten. Es ist sicher, dass dies Gesetz den Vereinigten Staaten eine mächtige Waffe in die Hand gibt, die ihnen behilflich sein wird, ein internationales Bankzentrum zu werden.»

Am 13. Juni 1913, während der Senat die Zollreform behandelte, erschien Wilson im Repräsentantenhaus und hielt eine Rede. Er zeigte den Abgeordneten an, dass er sie trotz der Hitze an der Arbeit festhalten werde, dass die Rücksichten auf die Gesundheit zurücktreten müssten vor dem öffentlichen Wohl, und dass es eine absolute Notwendigkeit sei, dem Land ein neues Banksystem zu geben. Die Abgeordneten arbeiteten ohne Unterbruch. Am 9. September nahmen sie das Gesetz an. Der Senat nahm es am 19. Dezember an. Wenn es verworfen oder durch Zusätze abgeschwächt worden wäre, hätte die Regierung der Ver-

einigten Staaten bei Weitem nicht die Kraft, über die sie heute für die Führung des Krieges verfügt Am 20. Januar 1914 wandte sich der Präsident noch einmal an den Kongress, um den Erlass einer neuen Gesetzgebung über die Trusts zu verlangen. Er wünschte Beschränkungen, die diesen schon früher auferlegt worden waren, klar zu umschreiben oder zu erschweren. Er verlangte ferner die Einsetzung einer mit starken Vollmachten ausgerüsteten Untersuchungs- und Justizkommission, um die Tätigkeit der Trusts kennen zu lernen, sie im Auge zu behalten und gegen sie einzuschreiten. Eine gleichartige Kommission war bereits mit der Aufsicht über die Bahngesellschaften beauftragt. Der Präsident verlangte für diese beiden eine Erweiterung ihrer Kompetenzen. Er suchte so die eine der Formeln seines Wahlfeldzuges anzuwenden; Klar sehen und Gerechtigkeit üben.

So brachte der Präsident in einem Jahr drei erhebliche Reformen zustande, die eine betreffend den Zolltarif, die zweite betreffend das Banksystem und die dritte betreffend die Trusts. Das war die Frucht seiner gesetzgeberischen Arbeit, als der Krieg ausbrach.

VII. Präsident Wilson und der Krieg

Präsident Wilson brauchte den Frieden, um sein gesetzgeberisches Werk zu Ende zu führen, stattdessen traf er auf den Krieg. Das Ereignis vom August 1914 unterbrach seine reformatorische Tätigkeit.

Was denkt Präsident Wilson in Wahrheit über den Krieg? War er damals, wie man es nicht ohne Grund angenommen hat, ein Pazifist? Keineswegs. Die Kenntnis seines schriftstellerischen Werkes gibt Aufschluss über diesen Punkt. Er führt nicht, wie Roosevelt, kriegerische Reden und hat nicht dessen militärische Neigungen. Aber er ist ein zu guter Kenner der Geschichte, um den Krieg zu verkennen, er anerkennt seine Bedeutung und seine Berechtigung. Wir haben gesehen, wie er in seiner Geschichte von Amerika die verschiedenen Kriege beurteilte, an denen die Vereinigten Staaten teilgenommen haben. Er erklärte und billigte sie. Er endete mit der Prophezeiung eines neuen Amerika, das an Reichtümern und Energien überquillt und bereit ist, über die Ufer zu treten und nach den alten Weltteilen zurückzufluten, aus denen

es herstammt. Das alles ist nicht die Haltung eines Pazifisten.

Aber der Mensch denkt und die Umstände lenken. Sie waren derart, dass Wilson als Kandidat und Präsident sich den Pazifisten wesentlich genähert hatte. Der berühmte Redner Bryan war sein Verbündeter in der Partei, er wurde sein Mitarbeiter und zum Minister der äussern Angelegenheiten in seinem Kabinett. Wilson musste auf ihn Rücksicht nehmen. Sein Gegner und Konkurrent war der stürmische Roosevelt, der Anhänger einer entschieden imperialistischen und militärischen Politik. Wilson musste die amerikanischen Massen für sich einnehmen, indem er in ihnen andere Ideale wachrief, indem er ihre Aufmerksamkeit auf innere Reformen lenkte, die nur im Frieden zu gutem Ende geführt werden konnten.

Vom Tage seines Amtsantrittes an fand Wilson auswärtige Probleme und Kriegsdrohungen vor. Sie vervielfältigten sich auf der ganzen Erde. Mit der ganzen Entschlossenheit, die er auf die Dinge verwendet, arbeitete er daran, sie aus seinem Weg zu räumen. Die internationale Hochfinanz bereitete eine Art von Beschlagnahme von China vor. China verlangte von ihr hundertfünfzig Millionen, nach denen es ein dringendes Bedürfnis hatte. Die Finanz lehnte ab, sie anerkennen stattdessen fünfzehnhundert Millionen

unter der Bedingung einer harten Kontrolle und von unerträglichen Sicherheiten. China sollte das Los von Persien oder der Türkei erleiden. Präsident Wilson weigerte sich bestimmt, den amerikanischen Finanzmännern seinen Beistand zu leisten und brachte es dahin, dass sie aus der Unternehmung ausscheiden mussten. Das war sein erster Schritt.

Die Verwaltung des Panamakanales, der damals seiner Vollendung entgegenging, brachte ziemlich vielgestaltige und gefährliche Schwierigkeiten. Das Volk der Vereinigten Staaten gerät leicht in Leidenschaft für diese grosse Unternehmung. Das vom Kanal durchschnittene Gebiet gehörte der Republik Columbia. Es war von Bedeutung, dass es in den Besitz der Vereinigten Staaten selbst kam und Präsident Roosevelt hatte sich seiner in der raschesten Weise bemächtigt. Columbia protestierte, es verlangte, neben anderen Forderungen, eine Entschädigung von fünfzig Millionen. Die Republiken von Südamerika nahmen lebhaften Anteil an diesen Begehren und verfolgten die Angelegenheit mit steigender Unruhe. Präsident Wilson brachte sie in der Art eines Grandseigneur in Ordnung. Er schaffte sie völlig aus der Welt durch eine Gabe von hundertfünfundzwanzig Millionen. Das Land aber gab er nicht zurück, son-

dern er strengte sich an, es zu erweitern, indem er die Hand über die Republik Nicaragua legte, die für die Sicherheit und die Verwaltung der Unternehmung von Nutzen war. Er erwarb dort eine Rhede und verschiedene Rechte. So liess er die wirklichen Interessen seines Landes nicht in Gefahr kommen.

Eine andere, sehr heikle Frage war ihm lästigerweise durch seinen Vorgänger Taft hinterlassen worden. Sie betraf wiederum den Panamakanal. Grossbritannien hatte mit den Vereinigten Staaten wegen dieses Kanals Unterhandlungen gepflogen. Es hatte das Versprechen erhalten, und dies Versprechen war im Jahr 1901 durch den Vertrag von Hay-Pauncefote von 1901 festgelegt worden, dass die Schifffahrtsabgaben für die Schiffe aller Nationen gleich gestaltet werden sollten. Als Gegenleistung gegen dieses Versprechen hatte sich England vom Bau und der Verwaltung des Kanals zurückgezogen. Aber im Jahr 1912 hatte Taft ein Gesetz verfasst und zur Abstimmung gebracht, wonach die Küstenschifffahrt der Vereinigten Staaten von allen Abgaben befreit sein sollte. Alle europäischen Mächte hatten, in Übereinstimmung mit England, protestiert. Taft hatte darauf bestanden. Sir Edward Grey hatte den Vorschlag gemacht, die Angelegenheit vor ein Schiedsgericht zu bringen. Die gesetz-

gebende Versammlung von Amerika hatte nicht entsprechen und die chauvinistischen Köpfe waren in Erregung. So stand die Sache, als Präsident Wilson dazwischentrat. Er überzeugte sich, dass die Beschwerde der englischen Regierung berechtigt war und er handelte dementsprechend. Er ging vor den Kongress und erklärte, dass nach seiner Meinung die Befreiung der Küstenschiffahrt von allen Abgaben im vollständigen Widerspruch zum Vertrag von 1901 stehe. «Die amerikanische Nation, sagte er weiter, ist zu gross, zu mächtig, sie hat zu grosse Achtung vor sich selbst, als dass sie eine spitzfindige Interpretation von Versprechungen versuchen würde, die sie abgegeben hat, wenn schon sie die Macht hätte, nach ihrem Belieben zu handeln Wir müssen weitherzig sein. Kommen wir zurück auf eine Entscheidung, die zu so viel Streitigkeiten und Missverständnissen führt.» Er schloss in ziemlich mysteriöser und persönlicher Weise: «Wenn das Gesetz nicht zurückgezogen wird, so weiss ich nicht, wie ich mich in Zukunft verhalten müsste, um andere Geschäfte zu behandeln, die noch viel heikler und folgenschwerer sind.» Diese letzten Worte erregten Erstaunen und die ganze Rede machte Eindruck. Das umstrittene Gesetz wurde zurückgezogen, immerhin nicht ohne Debatten. Es war ein eigentümli-

cher Sieg; der Präsident hatte ihn allein davongetragen, gegen die Ansicht der führenden Republikaner, wie der Demokraten. Dies geschah im Juni 1914.

Was waren das für Schwierigkeiten, auf die in diesen letzten, so viel besprochenen Worten hingewiesen wurde? Zweifellos die mexikanischen Schwierigkeiten, die Präsident Wilson bei seinem Amtsantritt vorfand und die nur halb gelöst sind. Mexiko ist ein ungeheures Land, reich an Naturschätzen, aber arm an Menschen, die fähig sind, sie auszubeuten. Es grenzt auf einer Strecke von 4'000 Kilometern an die Vereinigten Staaten. Österreich, Frankreich, hat es früher danach gelüstet. Japan ist vielleicht heute begierig danach. Es ist eine Beute, eine Versuchung, ein Gegenstand der Unruhe, eine ständige Kriegsgefahr. Die Vereinigten Staaten haben dort grosse Interessen. Sie besitzen die grossen Unternehmungen, die Bahnen und die Minen, oder sie halten sie unter ihrer Kontrolle. Nun war im Jahr 1913 Mexiko im Aufstand. Eine nationalistische Partei hatte den Präsidenten Diaz gestürzt, der beschuldigt wurde, dass er die Konzessionäre und die amerikanischen Kapitalisten zu sehr begünstige. Bandenführer, ein Huerta, ein Villa, stritten sich um die Herrschaft oder genauer um die Plünderung des Landes und vor allem um die Plünde-

rung der Reichtümer der Fremden. Beträchtliche amerikanische Interessen waren bedroht, amerikanische Bürger waren ermordet worden. Es war gerechtfertigt, so scheint es, und leicht, hier einzugreifen. In Wirklichkeit war die Frage nicht so einfach, weil sie mit andern Fragen von grösster Bedeutung in Verbindung stand. Gewiss wären die Vereinigten Staaten imstande, eine Armee auszurüsten und sich Mexiko zu unterwerfen. Aber hinter Mexiko, der ersten der Republiken des lateinischen Amerika, standen alle andern südamerikanischen Republiken, sie waren alarmiert und auf der Hut. Und als Präsident Wilson das mexikanische Problem anpackte, da stellte sich für ihn eine ganz andere und viel schwierigere Frage, das Problem der beiden Amerika. Er konnte Mexiko sich unterwerfen. Aber dann musste er sich auch dem ganzen lateinischen Amerika aufzwingen und alle Hoffnungen auf eine wirtschaftliche Verständigung und auf die Erlangung der moralischen Vorherrschaft aufgeben und in die Neue Welt die Schwierigkeiten der Alten einführen, den Wettbewerb, die Bündnisse und diplomatischen Verwicklungen, den Krieg. Die volkstümliche Presse und die Finanzgesellschaften drängten den Präsidenten zur Intervention. Es scheint fast, als ob Präsident Taft, im Momente, da er sein Amt

verliess, auf dem Punkte war, einen der Bandenführer, den Präsidenten Huerta, als Präsidenten anzuerkennen und ihn unter seinen Schutz zu nehmen, so wie Russland den Schah von Persien und Frankreich den Sultan von Marokko unter ihren Schutz genommen haben.

Präsident Wilson brachte sofort die Verschiedenheit seiner Politik zum Ausdruck. Er weigerte sich, den Präsidenten Huerta, einen Räuber und Mörder, anzuerkennen. Er erklärte ihn für unwürdig, einen amerikanischen Staat zu regieren. Er erklärte sich bereit, einen nach Verfassungsgrundsätzen gewählten Präsidenten anzuerkennen. Seine freundschaftlichen Ratschläge wurden nicht angenommen, und die mexikanischen Banden fuhren fort zu töten und sich gegenseitig umzubringen. Präsident Wilson verharrte in seiner Politik des Abwartens.

«Wir sind glücklich, uns die Freunde Mexikos nennen zu können, sagte er in seiner Botschaft vom 27. August 1913 Es war unsere Pflicht, unsere guten Dienste anzubieten, um einen Zustand herbeizuführen, wodurch in diesem Lande wieder eine gesetzliche Ordnung hergestellt worden wäre Wir haben keinen Erfolg gehabt Auf Grund ihrer Nachbarschaft mit Mexiko kann die Regierung der Vereinigten Staaten unmöglich untätig bleiben Es ist unsere Pflicht, zu zeigen, was

die wirkliche Neutralität tun kann, um das mexikanische Volk in den Stand zu setzen, in seinen Angelegenheiten Ordnung zu machen Ein ständiger Druck unserer moralischen Kraft wird bald die Schranken beseitigen, die durch den Stolz und die Vorurteile unserer Nachbarn gegen uns auf gerichtet worden sind. Wir werden eher als Freunde von Mexiko eingreifen, denn als Feinde»

Er machte im weitem seine Mitbürger aufmerksam auf die Gefahren, die sie bei längerem Verbleiben in den vom Bürgerkrieg heimgesuchten Gegenden laufen und auf das Risiko, das sie auf sich nehmen. Er lehnte, wie es scheint, die römische und englische imperialistische Theorie ab, wonach der Staat berechtigt ist, seinen Angehörigen überallhin zu folgen und den Krieg zu erklären, um ihre Privatinteressen zu schützen.

Aber so vieles Präsident Wilson auch ertrug und so sehr er zum Frieden riet, der Krieg, den er beseitigen wollte, bedrohte ihn immer stärker. Mexiko blieb gleichgültig auf seine Ermahnungen, nach wie vor kannte es kein anderes Regiment, als dasjenige der grossen Banden, der Plünderungen, der Mordtaten. Im April 1914 wurden einige Matrosen der amerikanischen Kriegsmarine, die in Tampico ans Land ge-

gangen waren, um Petroleum einzuholen, durch einen huertistischen Obersten verhaftet. Die Nation selbst war dadurch getroffen und beleidigt. Man musste handeln. Und Präsident Wilson handelte sofort mit einer Raschheit, einer Kraft, die allein schon genügend dartun, dass er im Grunde seiner Natur nicht das Temperament eines Predigermönches hat. Er verlangte vom Kongress unbeschränkte Vollmachten. Die Abgeordneten bewilligten sie sofort. Präsident Wilson hielt dies für genügend, und ohne dem Senat die Zeit zu lassen, dem Entscheid der unteren Kammer beizutreten, liess er Veracruz besetzen. Die Senatoren protestierten und zeterten über die Eigenmächtigkeit. Präsident Wilson erklärte, dass die Besetzung von Veracruz keine Kriegshandlung sei, sondern ein Akt der Vorbereitung zum Kriege, der durch die Umstände unerlässlich geworden sei. Man stritt einige Tage darüber.

Bedeutete das den Krieg? Man glaubte es, aber man täuschte sich. Präsident Wilson konnte ihn auch diesmal noch vermeiden. Argentinien, Brasilien und Chile (die Mächte A B C, sagt man in der Neuen Welt) anerbten ihre Vermittlung. Wilson nahm sie sofort an und dankte den jungen südamerikanischen Mächten warm. Nichts beunruhigte ihn in Gedanken stärker, als die Gefahr eines Bruches mit ihnen.

Nichts brachte ihm grössere Befriedigung als ein aufrichtiges Zusammenarbeiten und der Versuch einer schiedsgerichtlichen Erledigung. Die Vermittlung wurde auf kanadischer Erde, bei den Niagarafällen, vereinbart. Sie hatte keine bestimmte Wirkung, aber es war doch Zeit gewonnen und inzwischen grössere Ruhe eingekehrt. Im Juli zog sich Huerta, der alle Achtung verloren hatte, nach Europa zurück. Das war noch nicht der Friede, aber doch eine Beruhigung. Es war eine wirksame Kundgebung der pan-amerikanischen Solidarität. Auf jeden Fall war es ein Gewinn. Präsident Wilson wurde wegen dieses Vorgehens durch seine politischen Gegner beleidigt. Er ertrug diese Angriffe und verfolgte seinen Weg weiter. Er war ohne Zweifel mit Recht der Ansicht, dass die Republik der Vereinigten Staaten über genügend wirkliche Kraft verfüge, um ohne Schaden nachgiebig sein zu können.

Einige Matrosen der Landungskompagnien waren in Veracruz getötet worden. Am 22. Mai 1914 hielt Präsident Wilson diesen Toten die Leichenrede:

«Wir sind in Mexiko gewesen, um der Menschheit einen Dienst zu erweisen, wenn wir das Mittel dazu finden. Wir wollen die Mexikaner nicht bekämpfen. Wir wollen, wenn wir es können, ihnen Dienste erweisen.

Ein Eroberungskrieg ist kein Krieg, in dem zu sterben ruhmvoll wäre. Aber in einem Krieg zu sterben, der der Menschheit dient, das ist gross»

Nachdem er von den Toten gesprochen hatte, richtete er ein Wort an die Adresse derjenigen, die ihn beleidigt hatten;

«Ich war nie im Feuer. Aber gewisse Dinge sind, wie ich mir vorstelle, ebenso hart, als ins Feuer zu gehen. Es ist ganz genau ebenso hart, stelle ich mir vor, seine Pflicht zu tun in Gegenwart von Menschen, die uns beleidigen, als seine Pflicht zu tun gegenüber Menschen, die auf uns schiessen. Wenn sie auf Euch schiessen, können sie Euch nur Euer körperliches Leben nehmen. Aber wenn sie Euch beleidigen, verletzen sie Euch im Herzen. Ein Mensch darf sich nicht kümmern um den Beifall des Tages; das Urteil seines Gewissens, das Gewissen der Menschheit, das ist es, woran er denken muss.»

Man wird vielleicht finden, dass es nicht sehr passend ist, in einer Leichenrede auf sich selbst zurückzukommen und sich mit den Helden zu vergleichen, deren Andenken man feiert. Doch gehen wir darüber hin. Wir sind im Mai 1914, also schon sehr nahe dem Augenblick, der einen Abschnitt der Weltgeschichte beendet und einen neuen eröffnet. Wenn wir dem be-

reits Gesagten beifügen, dass Präsident Wilson mit Grossbritannien, Frankreich, Russland, Italien, Spanien, den drei skandinavischen Staaten, China und der Mehrzahl der Republiken des lateinischen Amerika Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen hat, so haben wir ziemlich vollständig eine der allerfriedfertigsten Politiken gekennzeichnet, die ein Staatsoberhaupt jemals befolgt hat. Obwohl er das Staatsschiff schon in sehr schwierigen Zeiten lenkte, hatte Präsident Wilson es doch verstanden, dem Dämon des Krieges auszuweichen und ihn einzuschläfern.

* *

Auf Europa ging der Blitz nieder. Der erste Streich war in seiner Plötzlichkeit und Heftigkeit die würdige Voraussage der Katastrophe. Er überraschte die Völker von Europa. Werden wir uns darüber wundern, dass er auch die Völker der Neuen Welt überraschte? Sie vernahmen zur gleichen Zeit die Kriegsdrohungen und den Krieg. Sie konnten nicht daran glauben, sie warteten noch auf Unterhandlungen, als schon Millionen von Männern unter den Waffen und im Kampfe standen, Ihr erster Eindruck war, so scheint es, derjenige der Betäubung, Eine ganze Welt, die alte Welt, die Heimat der Gedanken und der Künste, wälzte sich vor ihnen im Blute. Die verschiedenen Parteien zeichneten sich anfänglich nicht ab: es war

eine Niedergeschlagenheit, eine Bitterkeit, eine für alle gleiche Trauer, eine Zerstörung aller Hoffnungen.

Aber kehren wir zu dem Mann zurück, der im Mittelpunkt unserer Darstellung steht und der infolge der Ausnahmestellung, die er einnimmt, wirklich im Mittelpunkt dieser ganzen Geschichte steht; bleiben wir beim Präsidenten Wilson. Auch in seinem Privatleben war der Zeitpunkt ernst. Seine Frau war schwer krank, am Bett einer Sterbenden erhielt und verfasste er die entscheidenden Telegramme. Der Krieg war ausgebrochen, Belgien war überflutet. Was wird er tun? Seine Verantwortlichkeit war ungeheuer. Sie war gross nach dem Gesetz, die Übung hatte sie noch vergrössert, und er selbst hatte sie absichtlich noch schwerer gemacht, indem er sich als den Leader seines Volkes, das will sagen, seinen Führer und sein Haupt, verkündigt hatte.

Was wird er tun? Für ein bewaffnetes Einschreiten war niemand eingenommen. Konnten die Vereinigten Staaten, ohne eine Armee, in diesen fernen Krieg eintreten, von dem man annahm, dass er nicht lange dauern werde? Ein Protest gegen die Verletzung der Neutralität von Belgien wurde selbst von den Allerheftigsten als nutzlos betrachtet. Was nützt ein Protest, wenn man nicht handeln kann? Man muss hier Wilson

in Schutz nehmen gegen lebhaftere Vorwürfe, die später von Root und Roosevelt gegen ihn gerichtet wurden. Wir kennen die Worte, die Roosevelt während der ersten Wochen des Krieges aussprach. Sie drücken genau die gleiche Ängstlichkeit, die gleiche Zurückhaltung aus, die alle Neutralen fühlten. Er erklärt, dass er Disziplin halten und die Politik des Präsidenten unterstützen werde; «Ich bin sicher», sagt er, «dass ich auch Eure Gefühle zum Ausdruck bringe, wenn ich sage, dass wir in erster Linie als Amerikaner handeln und jeden Staatsmann unterstützen müssen, der seine ganze Kraft darauf verwenden wird, um dafür zu sorgen, dass Amerika ohne Schaden aus dem Krieg hervorgeht»*) Und von Belgien sprechend: «Die Sympathie, die wir für Belgien empfinden, ist nicht unvereinbar mit der klaren Erkenntnis der Wahrheit, dass es nicht klug von uns wäre, ein einziges Wort offiziellen Protestes auszusprechen, solange wir nicht bereit sind, um einen solchen Protest wirksam zu machen, und nur die allerdeutlichste und dringlichste nationale Pflicht würde es rechtfertigen, wenn wir unsere hergebrachte Neutralität und unser Nicht-Eingreifen verlassen würden.»^{* 2)}

* Outlook, 15. August 1914

²⁾ Outlook, 23. September 1914

Die ersten zu treffenden Entscheidungen waren daher ziemlich einfach. Am 4. August veröffentlichte Präsident Wilson eine Neutralitätserklärung. Am 5. August liess er die Kriegführenden wissen, dass von diesem Tage ab und bis ans Ende des Krieges er bereit sein werde, als Vermittler zu dienen. Am 6. August liess er allen Mächten mitteilen, dass die Regierung der Vereinigten Staaten über die Aufrechterhaltung der Schifffahrtsrechte der Neutralen wachen werde.

Das waren die drei wesentlichsten Vorkehren, die aber keine Schwierigkeiten lösten. Präsident Wilson war ein zu guter Kenner der Geschichte, um sich nicht daran zu erinnern, dass Amerika in die napoleonischen Kriege einbezogen worden war. Die Blockade, die England damals über den Ozean ausübte, hatte durch ihre Strenge unlösbare Zwischenfälle und den Krieg herbeigeführt. Und doch waren die Vereinigten Staaten zu jener Zeit eine sehr mittelmässige, ferne und von der Alten Welt abgetrennte Macht. Würden die neuen Vereinigten Staaten, so stark und so mit allem verbunden, wie sie waren, ihren Frieden erhalten können? Und wenn sie sich schlagen müssten, wer würde ihr Feind sein? Deutschland oder England? Konnte man voraussehen, was für Zwischenfälle sich auf dem offenen Meer herausstellen werden? England

schien dort allmächtig, vielleicht werden die Vereinigten Staaten mit England zusammenstossen, Man musste an die beiden Möglichkeiten denken und alle beide waren zu fürchten, Im Innern der Vereinigten Staaten bildeten sich Parteien, Präsident Wilson fühlte, wie sie Kraft gewannen. Fast alles, was nach Geburt oder Abkunft deutsch war, fühlte die Gefahr des fernen Vaterlandes und war in tiefster Erregung. Alles was britisch war und die amerikanische Gesellschaft der atlantischen Staaten in ihrer Gesamtheit, stand auf Seite von Frankreich, des angegriffenen Belgien, und auf Seite von England. So bedrohte der blosser Ausbruch eines fernen Krieges die Einheit der Jungen Union schwer und begann, sie zu zerstören. Präsident Wilson war besser als irgend sonst jemand in der Lage, diese ungeheure Gefahr zu ermessen. Es wäre sehr kühn, wenn ein Beobachter seine Angst missdeuten und ihm diese Zurückhaltung zum Vorwurf machen wollte! Präsident Wilson kannte sein buntscheckiges, von dem Blute aller Staaten von Europa, von slawischem, italienischem, deutschem, jüdischem, polnischem, irischem und englischem Blut, durchsetztes Volk. Er wusste, dass dies in bunter Mischung gross gewordene Volk nach 130 Jahren die schlecht ausgeführte Skizze eines wirklichen Volkes geblieben

war. Präsident Wilson, so scheint es, verstand die Drohung dieser doppelten Gefahr, eines auswärtigen Krieges und gleichzeitig eines Bürgerkrieges, vollkommen und schätzte sie richtig ein. Wie hätte er sie auch nicht fühlen sollen? In ihm selbst steckte der Keim zum Bürgerkrieg. Er war ganz Engländer durch sein Blut, fast ganz durch seine Bildung. Er liebte England und seit Ausbruch des Krieges schwankte seine Sympathie nicht. Sie war leidenschaftlich, sie zeigte sich ebenso instinktiv, als auf dem Wege der Überlegung. Er musste sich daher streng in Zucht halten und allen das Beispiel des strengsten, reinsten Amerikanismus geben. Er wollte sein Volk vor allem vor dem Bürgerkrieg, dem einzig tödlichen Krieg, zurückhalten und bewahren.

Er entschloss sich, direkt in väterlicher Weise zum Volk zu sprechen und veröffentlichte am 18. August 1914 seine erste Adresse an das amerikanische Volk:

«Die Wirkung dieses Krieges auf die Vereinigten Staaten wird davon abhängen, was die amerikanischen Bürger sagen und tun werden. Wer Amerika wahrhaft liebt, wird im Geiste aufrichtiger Neutralität handeln und sprechen, das ist in einem unparteiischen, billigen und allen wohlgesinnten Geist. Der Geist der Nation wird in dieser kriti-

schen Stunde sehr weitgehend bestimmt werden durch das, was in den Privatunterhaltungen, in den Zusammenkünften der Gesellschaften und öffentlichen Versammlungen, getan und gesprochen wird, von dem, was in den Zeitungen und Zeitschriften gedruckt wird, von den Worten, die die Priester auf ihren Kanzeln und die Leute auf den Strassen sprechen werden.

Das Volk der Vereinigten Staaten setzt sich aus vielen Nationen zusammen, vor allem aus Nationen, die gegenwärtig im Kriege stehen, Es ist natürlich, dass es mit Bezug auf die Ziele und die Umstände des Kampfes die entgegengesetztesten Sympathien und Wünsche empfindet, die Einen werden wünschen, dass diese Nation, die Andern, dass jene Nation siegreich aus dem Kampf hervorgehe. Es wird leicht sein, die Leidenschaften aufzureizen, aber schwer, sie zu beruhigen. Diejenigen, die es wagen werden, sie aufzureizen, werden eine grosse Verantwortung auf sich laden. Sie werden keine geringere Verantwortlichkeit auf sich laden, als diejenige, dass sie das Volk der Vereinigten Staaten in zwei feindliche Heerlager teilen, dieses Volk, das sich in allen Fragen aufrichtig und brüderlich als amerikanisches fühlen und in aller Ehre und Zuneigung dem Vaterland ergeben sein soll. Solche Spal-

tungen unter uns wären dem Frieden unserer Seelen gefährlich und könnten uns schwer beeinträchtigen in der Erfüllung der Pflicht, die uns als der einzigen grossen Nation zukommt, die im Frieden verbleibt, als dem einzigen Volk, das sich bereit hält, um als unparteiischer Vermittler zu dienen und Worte des Friedens und der Versöhnung auszusprechen, nicht als Parteigänger, sondern als Freund.»

Der Frieden! Seit diesen ersten Wochen bildet sich bei den Amerikanern der Gedanke, dass es die Aufgabe der amerikanischen Nation sei, allen andern das Beispiel des Friedens zu geben und den Krieg damit zu beendigen, dass der ganzen Welt die Tradition des Friedens auferlegt wird, die ihr allein angehört. Es ist eine Idee, ein Glaube: Aber Ideen und Glauben sind Kräfte, die der Präsident Wilson, wie wir das schon gesehen haben, zu würdigen und zu lenken weiss. Er schliesst sich selbst diesem Glauben an. Wenn andere Führer die Einigkeit ihres Volkes sichern wollen, rufen sie die gemeinsame Abstammung, die Rasse an. Präsident Wilson kann das nicht, in der Republik der Vereinigten Staaten verbindet die Abstammung nicht, sondern sie trennt. Das materielle Band fehlt, daher muss man ein geistiges Band suchen und es verstärken. Das ist das Streben von Präsident Wilson. Seine

Sprache wird immer feierlicher, religiöser:

«Ich erlaube mir daher, meine Mitbürger, Euch zu warnen vor diesem Bruch der Neutralität, dem tiefsten, gefährlichsten, wesentlichsten, dessen Ihr Euch schuldig machen würdet, wenn Ihr Euch für den Einen der Kämpfer in diesem Krieg begeistern wolltet. Die Vereinigten Staaten müssen in diesen Zeiten, die die Seelen der Menschen prüfen werden, neutral bleiben, tatsächlich und dem Rechte nach. Wir müssen unparteiisch sein in Gedanken, wie in Taten, wir müssen ebensogut jedes Gefühl, wie jede Kundgebung zurückdrängen, die als das Zeichen der Parteinahme ausgelegt werden könnte.»

Er gibt selbst das Beispiel für die Haltung, die er empfiehlt. Alle Kriegführenden Europas wenden sich an ihn und beschwören ihn, Kaiser Wilhelm telegraphiert ihm, dass die Franzosen die Gesetze des Krieges nicht beachten, Präsident Poincaré telegraphiert ihm, dass die Deutschen die Gesetze des Krieges verletzen, König Albert verlangt von ihm, dass er gegen die Verletzung der Neutralität Belgiens Protest einlege. Allen Dreien antwortet Präsident Wilson in ähnlicher Weise:

«Der Augenblick wird kommen, und ich bitte Gott, dass es bald geschehe, da dieser Krieg ein En-

de nehmen wird. Dann wird der Tag der Abrechnung kommen und ich betrachte es als eine feststehende Tatsache, dass die Völker Europas sich vereinigen werden, um einen Ausgleich (settlement) abzuschliessen, Da wo Ungerechtigkeiten begangen worden sind, werden ihre Folgen und ihre Verantwortlichkeiten festgestellt werden.

Es ist ein Glück, dass die Nationen der Erde sich darüber geeinigt haben, die Grundlagen einer solchen Ordnung und Vereinbarung festzulegen. Da, wo dieser Plan nicht genügen wird, wird die öffentliche Meinung der Menschheit, der entscheidende Schiedsrichter in solchen Dingen, ergänzend eingreifen. Die Regierung einer einzigen Nation, die allerdings glücklicherweise nicht in den Krieg verwickelt ist, würde unklug, voreilig, und selbst im Widerspruch mit ihrer Stellung eines Neutralen handeln, wenn sie ein endgültiges Urteil bilden oder zum Ausdruck bringen wollte.»

Welche Unbestimmtheit, so scheint es, welche Chimären! Immerhin unterscheidet man einen Zug, der klar ist und in allen späteren Kundgebungen des Präsidenten sich wiederfinden wird; Präsident Wilson erklärt, dass er nicht zugeben wird, dass der Krieg sein Ende finde durch die militärische Zerschmetterung

und Vernichtung der Einen der Parteien. Er hält es für sicher, dass ein Staatenkongress die Neuordnungen und Vereinbarungen treffen wird. Es ist die Sprache, die dem Erstaunen ruft: Sie ist schwülstig, sie ist mystisch, sie unterscheidet sich in der sonderbarsten Weise von der gewöhnlichen Sprache der Staatskanzleien. Aber Präsident Wilson ist auch tatsächlich kein Diplomat, sondern das Haupt eines Volksstaates, das durch die Massen gewählt worden ist. Und wenn er den Regierungen von Europa antwortet, so verfasst er seine Antwort derart, dass sie bei ihrem Erscheinen in den amerikanischen Zeitungen dort verstanden werden und nützlich sein kann. Präsident Wilson ist immer gleichzeitig Publizist und Staatshaupt. Er hört nie auf, zu den Massen zu sprechen, für die er entscheidet.

Hören wir ihn. Er spricht direkt zu ihnen mit einer Feierlichkeit, die er nicht mehr überbieten wird. Er erklärt, dass der 4. Oktober ein Betttag für die Republik der Vereinigten Staaten sei, mit einer vollkommen priesterlichen Würde unterrichtet er das Volk davon und beruft es zusammen. Wir lassen den genauen Wortlaut dieses merkwürdigen juristischen und religiösen Erlasses folgen:

«In Erwägung, dass die grossen Völker der Erde die Waffen gegen einander ergriffen haben, und

dass jetzt der Krieg Millionen von Menschen in die Schlacht wirft, ohne dass die Klugheit ihrer Staatsmänner sie vor dem Opfertod bewahren konnte;

in Erwägung, dass wir in dieser, wie in allen andern Sachen, das Vorrecht und die Pflicht haben, bei Gott dem Allmächtigen Rat und Hilfe zu suchen, indem wir uns vor Ihm demütigen, unsere Schwäche eingestehen, wie auch das Fehlen eigener Weisheit, die unsern Aufgaben gewachsen wäre;

in Erwägung, dass es der Wunsch und das besondere Streben der Völker der Vereinigten Staaten ist, der Sache des Friedens in voller Freundschaft zu dienen durch Gebet und Ratschlag;

infolgedessen bestimme ich, Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten, den Sonntag den 4. Tag des Oktobers für das Gebet und die Fürbitte und fordere jeden gottgläubigen Menschen auf, sich an diesem Tag an den Ort seiner Gottesverehrung zu begeben, um dort im Verein mit allen andern den Allmächtigen zu bitten, dass er seine hohe Hand halten möge über die Entschlüsse der Menschen; wieder in Ordnung bringe die Dinge, die sie selbst nicht leiten, noch ändern können; dass Er sich erbarme der Völker, die von den Schrecken des Krieges ergriffen sind;

dass Er in seinem Erbarmen und in seiner Güte dort einen Weg zeige, wo die Menschen keinen sehen; dass Er seine Kinder erhören möge, die an der Wiederherstellung des Friedens arbeiten und jene Einigkeit unter den Menschen und Völkern wieder herstelle, ohne die es weder Glück, noch wahre Freundschaft, noch irgendeine gesunde Frucht der Arbeit und des Denkens in der Welt gibt. Er soll auch darum bitten, dass Er uns unsere Sünden vergebe, unsere Unkenntnis Seines heiligen Willens, unsere Verhärtung und unsere zahlreichen Irrtümer, und dass Er uns auf dem Wege des Gehorsams an den Ort der Klarheit und zu heilsamen und weisen Gedanken und Entschlüssen führe.

Zum Zeugnis dessen unterzeichne ich mit meiner Handschrift und befehle, dass das Siegel der Vereinigten Staaten angebracht werde.

Gegeben in der Stadt Washington, am 8. Tag des Septembers im Jahre unseres Herrn 1914 und im 139. Jahre der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten.

Thomas Woodrow Wilson

Das ist, wie wir glauben, eine der schönsten Seiten, die Präsident Wilson geschrieben hat. Gewiss

sind politische Absichten bei der Abfassung nicht ferngeblieben. Aber der Erlass zeigt solche Grösse, einen solchen Ton der Wahrheit und der inneren Bewegung, dass man beim Lesen die besonderen politischen Umstände vergisst und dass man nichts anderes annehmen kann, als dass auch Wilson sie selbst vergessen habe, als er dies schrieb. Er spricht; und gleichzeitig wie das Staatsoberhaupt hören wir die Stimme des Mannes selbst, des demütigen Woodrow Wilson, der in diesen letzten vierzig Tagen schwer geprüft worden ist, in seinem persönlichen Leben durch den Verlust seiner Jugendgefährtin, und im öffentlichen Leben durch die Auferlegung einer Last, wie sie schwerer niemals die Schultern eines Sterblichen gedrückt hat. «Dass Gott dort den Weg zeige, wo die Menschen keinen sehen!» Das ist wirklich seine Bedrängnis und sein Aufschrei. Stellen wir ihn uns vor an diesem 4. Oktober 1914, wie er zusammen mit seinem Volke in Andacht betet, in dem calvinistischen Gotteshaus, das «der Ort seiner Gottesverehrung» ist. Er sieht vor sich nur Finsternis und Gefahren. Er ruft alle seine Kräfte auf, er ringt schwer nach Sammlung, um in sich den Geist der Klugheit und des Friedens, Ordnung und Klarheit der Seele zu retten. Er verlangt von seinem Volke eine gleiche Anstrengung: Das

Schweigen seiner Leidenschaften und Ordnung in seinen Handlungen.

* *

September: die Marne. Es scheint, dass nach diesem Sieg ein Versuch stattfand, Unterhandlungen anzuknüpfen, bei dem Wilson beteiligt war. Sollte Deutschland nicht die Nutzlosigkeit seiner Unternehmung erkennen, um die Massnopfer weiter zu verlängern? Der sehr gut unterrichtete Biograph von Präsident Wilson, Henry Johns Ford, bejaht diese unabgeklärte Frage der Geschichte. «Nach der Schlacht an der Marne», schreibt er, «empfing Präsident Wilson gewisse Anregungen, die ihm genügend Handhaben zu bieten schienen, um ihn zu einem diplomatischen Schritt zu ermutigen, und der Gesandte Gérard erkundigte sich über die Absichten der Regierung in Berlin. Der Reichskanzler antwortete, dass Deutschland wünsche, da Deutschlands Feinde beschlossen haben, nur einen gemeinsamen Frieden abzuschliessen, dass die Vereinigten Staaten Friedensvorschläge erlangen sollten, die von der Gesamtheit der Alliierten ausgehen und zwar solche, dass Deutschland darin Garantien gegen zukünftige Angriffe finde.»*) Es war also nichts

*) H. J. Ford, Loc. cit., Seite 248

zu machen. Präsident Wilson liess die Unterhandlungen fallen.

Oktober, November, Dezember 1914: Schlachten in Flandern, in Polen. Man begann einzusehen, dass der Krieg ebenso furchtbar sein werde durch seine Dauer, wie durch seine Heftigkeit. Die Amerikaner waren noch immer gleich weit entfernt, ihr Eingreifen vor auszusehen und zu verstehen. Sie fragten sich: Was tun? «Arbeiten und Geben», antwortete und riet eine ihrer besten Zeitschriften, der Outlook vom 2. Dezember: «Gott sei Dank ist uns Amerikanern der Segen des Gebens zu teil geworden.» Die Amerikaner arbeiten und geben. Sie bereiten ihre Sendungen von Lebensmitteln, von Waffen, von Metallen vor; sie organisieren die Hilfswerke für die Verwundeten, für die Nordfranzosen und Belgier, deren fabelhafte Zahlen man erst später erfahren wird. Sie begeistern sich für diese Liebeswerke und wählen für ihr Land die Mission, als einziges die Tugenden des Friedens fortzusetzen und zu bewahren und so die Grundlage einer menschenwürdigen Zukunft zu schaffen, in der es durch seine Weisheit zum Schiedsrichter, durch seine Macht zum Wächter bestimmt ist.

Präsident Wilson unterstützt diese Geistesverfassung aus der tiefen Zurückgezogenheit heraus, in die ihn seine Trauer und der Ernst der Zeiten, aber auch

seine starke Neigung zur Einsamkeit bei der Ausübung seiner Regierung, verbannt. In ihr findet das amerikanische Volk Beschäftigung und Ruhe. Wilson fährt fort, selbst das Beispiel der Friedensliebe zu geben. Die mexikanische Frage ist immer noch gefährlich, die amerikanischen Truppen stehen noch immer in Veracruz, Präsident Wilson ist entschlossen, sich nicht durch sehr nebensächliche Konflikte von den europäischen Gefahren abziehen zu lassen und suchte, wenn es nichts Besseres gab, durch Verhandlungen Zeit zu gewinnen. Er unterhandelt mit dem angesehensten der mexikanischen Truppenführer, dem General Carranza, und er will am 16. September, dem Jahrestag der mexikanischen Unabhängigkeit, seine Truppen zurückziehen. Diese ausgesuchte Ritterlichkeit würde seiner Politik entsprechen. Aber es ist nicht möglich, die Unterhandlungen kommen nicht zu Ende. Am 23. November räumt er endlich Veracruz, ohne Rücksicht auf Kritik und Tadel. Alle imperialistischen Kreise sind gegen ihn und zwingen ihn durch diese Gegnerschaft, die Unterstützung der pazifistischen Elemente zu suchen. Er sucht ihre Kreise auf und erklärt sich als ihr Freund. Am 25. Oktober sagt er in einer Versammlung der Union christlicher Jünglinge: «Eure Aufgabe ist es, nicht mit Kanonen,

sondern mit dem Recht zu kämpfen. Wir haben unlängst mit einer grossen Zahl der Mächte Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen, die uns verpflichten, keine Beziehungen abzubrechen, ohne dem Vorgehen der Schiedsgerichtshöfe oder der Untersuchungskommissionen ein ganzes Jahr Zeit gegeben zu haben. Ich sage voraus, dass das Licht genügen wird, inzwischen die Anstände aufzuklären und dass es nach einem Jahr nicht mehr nötig sein wird, sich zu schlagen.»

So steht er bereits in seinem Feldzug für den Frieden. Er wird ihn weiterführen, er wird weitergehen und sich durch Handlungen binden. Zweifellos wird er durch politische Erwägungen dazu geführt. Im Dezember 1914 sollten Wahlen in die gesetzgebenden Behörden stattfinden, und der Präsident hat ein ausserordentliches Bedürfnis, seine demokratische Mehrheit zu behalten. Wenn er die pazifistischen Elemente entmutigt, wenn er sich von ihnen trennt, verliert er sie. Daran muss er denken und er handelt dementsprechend. Er vergisst die Lehre nicht, die ihm die Präsidentschaft von Cleveland bietet, der, wie er selbst, ein Demokrat gewesen war. Cleveland war gescheitert, weil er die demagogischen Elemente seiner Partei vor den Kopf stiess. Präsident Wilson hatte den festen Vorsatz, wie Cleveland, mit Autorität zu regie-

ren. Aber er war entschlossen, sich nicht wie jener erdrücken zu lassen.

Ein erheblicher Teil der amerikanischen öffentlichen Meinung verlangte eine Verstärkung der Armee und der Flotte. Präsident Wilson spricht sich gegen solche Massnahmen aus und erklärt sich in einer Mitteilung vom 10. November immer noch zu Gunsten des «kleinen Flottenbudgets» (the small navy bill), das sein Kabinett vorgeschlagen hatte. Im Dezember 1914 erhebt er sich in seiner Adresse an den Kongress gegen die militärischen Reformvorschläge; «Wir werden aus Amerika kein Feldlager machen, sagt er. Wir werden von unsern jungen Leuten nicht verlangen, dass sie die besten Jahre ihres Lebens für die Ausbildung zu Soldaten opfern müssen.» Eine Liga für die Einschränkungen der Rüstungen hat diese Politik unterstützt. Er dankt ihr in einem öffentlichen Brief. Sprechen wir es aus, dass, obwohl es notwendig ist, bei der Beurteilung eines mit der grössten Verantwortung belasteten Mannes grosse Vorsicht walten zu lassen, sprechen wir es aus: Er geht zu weit. Wir können das sagen, denn er wird seine Worte bedauern und bald zurücknehmen, die so wenig dazu geeignet sind, das amerikanische Volk auf Möglichkeiten vorzubereiten, die nahe bevorstehen.

Was ist also in diesem Zeitpunkt der wahre Grundgedanke Wilsons? Wie hat er sich entschlossen? Will er den Krieg um allen Preis vermeiden? Man verdächtigt und beschuldigt ihn dessen. Roosevelt beginnt seinen Feldzug für den Krieg. Morton Fullerton klagt die Deutschen an, dass sie selbst Amerika begehren und es bedrohen. Der Präsident verbleibt bei seiner Haltung. Am 6. Februar 1915 telegraphiert er zum grossen Ärger der Alliierten in Europa und ihrer Freunde in Amerika dem Kaiser Wilhelm, um ihn zu seinem Geburtstag zu beglückwünschen. Hat er sich also, wie man zu schreiben wagte, für die Feigheit entschieden? Nein, die Ereignisse sollten bald den Beweis bringen. Er hält sich zurück, er wartet ab. Er wünscht den Frieden, er wünscht ihn für sich selbst, weil ihn das Schauspiel des Krieges in Schrecken versetzt. Er wünscht ihn für den Erfolg seiner Reformen, für die Erhaltung der Einigkeit und der freien Gewohnheiten seines Volkes. Er wünscht ihn mit einer Leidenschaft und einer Angst, die seinen sonst so entschlossenen Geist mit sich reissen, und er schliesst einen engen, zu engen Bund mit den Pazifisten, die ihm allein auf dem schwierigen Wege helfen können. Er hält sein natürliches Feuer nicht mehr zurück, er spricht als Apostel:

«Was für eine Zukunft liegt vor uns, meine Freunde! Seht in der Ferne die Welt erschüttert! Amerika allein lebt in Frieden. Von allen Grossmächten der Welt ist Amerika die einzige, die ihre Macht für das Wohl ihres Volkes verwendet. Amerika allein richtet seinen grossen Charakter, seine grosse Kraft, auf den Frieden, und die Wohlfahrt! Scheint Euch nicht wahrscheinlich, dass eines Tages die Welt sich an Amerika wenden und ihm sagen wird: «Ihr wandeltet in der Wahrheit, wir waren im Irrtum. Wir hatten den Kopf verloren und Ihr hattet den Eurigen behalten!»

Das ist nicht die Sprache eines Staatsmannes, sondern die eines Enthusiasten. Aber wir dürfen niemals vergessen; Die Präsidentschaft der Republik der Vereinigten Staaten ist ein Amt, das aus seinem Träger auf der einen Seite einen Volkstribun, auf der andern Seite einen Diktator macht. Man muss beides sein, um es richtig zu bekleiden: Ein feuriger Redner und ein kühler, entschlossener Verwalter. Der Tribun erscheint vor allem in den Reden. Der Diktator vor allem in den Handlungen. Das Amt ist schwer, und wenn Präsident Wilson selbst schwer zu verstehen ist, so ist es deshalb, weil er die Pflichten, die ihm obliegen, sehr gut versteht. Die Hitze des Redners kann

ihn hie und da missleiten. Und das ist in diesem Augenblick der Fall. Aber der Diktator wacht: Präsident Wilson, das anerkennen selbst seine Gegner, wird niemals verfehlen, in schwierigen Momenten grundsätzliche Entscheidungen zu treffen, von denen die Zukunft abhängen wird.

VIII. Dem Krieg entgegen – Die Tatsachen

Der folgende ist einer dieser dringenden Momente. Am Anfang des Jahres 1915 wird die Lage der amerikanischen Diplomatie schwierig. Eine Reihe von Handlungen, die teils von England, teils von Deutschland ausgehen, verletzen die Regeln des Völkerrechts. Deutschland unterstellt alle Lebensmittelzufuhren einer staatlichen Kontrolle. England erklärt sofort, dass die gesamten Zufuhren aufhören, private Angelegenheiten zu sein und öffentliche Angelegenheiten werden, und dass alle Fahrzeuge, die solche auf dem offenen Meere führen, zur Prüfung und Beschlagnahme in die englischen Häfen geführt werden. Das ist eine erste Rechtsverletzung. Aber die deutsche Antwort ist sehr viel gefährlicher. Im Februar 1915 kündigt Berlin an, dass, da über England selbst die Blockade verhängt sei, die England umgebenden Meeresteile «Kriegszone» seien und die Neutralen, wenn sie sich dort hineinwagen, die Gefahr solchen Handelns auf sich nehmen müssen. Die britische Entscheidung bedrohte Interessen, die deutsche bedrohte Menschenleben. Die beiden Antworten des Präsidenten-

ten Wilson deuten an, dass er den Unterschied wohl bemisst Er unterhandelte mit Grossbritannien. Die Note, die er nach Berlin richtet, ist schon eine drohende Mahnung: «Wenn die Kommandanten deutscher Kriegsschiffe auf offenem Meer ein amerikanisches Fahrzeug oder das Leben amerikanischer Bürger vernichten, wird es für die amerikanische Regierung schwierig sein, einen solchen Akt anders zu betrachten, als eine nicht zu verteidigende Verletzung der Rechte der Neutralen, die sicher nur ausserordentlich schwierig mit den freundschaftlichen Beziehungen in Einklang gebracht werden könnte, die heute glücklicherweise zwischen den beiden Regierungen unterhalten werden. Die kaiserlich deutsche Regierung kann sich selbst darüber Rechenschaft geben, dass die Regierung der Vereinigten Staaten, wenn sie in diese beklagenswerte Lage versetzt werden sollte, sich verpflichtet sähe, die kaiserliche Regierung für solche von ihren Marinebehörden vollzogene Handlungen strikte verantwortlich zu machen,*) alle notwendigen Massnahmen zum Schutze des Lebens und der Güter von amerikanischen Bürgern zu treffen und den amerikanischen Bürgern den vollen Genuss ihrer

*) «. . to hold the Imperial Government of Germany to a strict countability for such acts . . .»

anerkannten Rechte auf dem offenen Meer zu sichern.»

Grossbritannien und Deutschland antworteten und die beidseitigen Unterhandlungen gingen in scharfem Tone weiter, als von Seite Deutschlands eine Handlung dazwischen kam: Am 8. Mai 1915 wurde die Lusitania südlich der Küste von Irland in den Grund gebohrt. Es war dies einer der grossen Luxusdampfer, die die Aristokratien von Europa und Amerika so bequem übersetzen, dass ihre Lebensgewohnheiten von der Reise kaum berührt werden, Die Lusitania war ohne Warnung versenkt worden und unter den elfhundert Toten befanden sich hundert Amerikaner.

Amerika schrie auf. Der Krieg, den es so fern und so tief unter sich wähnte, hatte es erreicht, verletzt. Die Überraschung war gleich gross, wie die Entrüstung. In New-York verlangte man den Bruch mit Deutschland. Man wartete auf die Handlungen des Präsidenten. Der Krieg! An diesem Tage hätte er ihn sicher erklären können; an diesem Tage, sagen zahlreiche Amerikaner, und von diesem Tage ab alle Tage, hätte Präsident Wilson den Krieg erklären können und das Land wäre ihm gefolgt. Ohne Zweifel war der Schlag heftig und der Anreiz zum Kriege lebhaft. Aber war er auch so dauerhaft, wie lebendig? Hätte das ganze Land andauernd und mit der unbe-

dingten Hingebung Folge geleistet, die für die Führung eines solchen Krieges notwendig sind? «Nehmen Sie an, Präsident Wilson hätte nach der Torpillerung der Lusitania beschlossen, uns in den Krieg hineinzuziehen», schreibt Professor Lowell von der Harvard Universität, «hätte das Volk ihn daran hindern können? Nein, die Begeisterung wäre allgemein gewesen, überall hätte man die Fahnen geschwungen. Hätte Präsident Wilson die Nation befragen können? Nein. die Ereignisse gingen zu rasch. Er hätte den Kongress befragen können? Aber der Kongress ist nicht die Nation. und wenn er selbst die Nation befragt hätte. welche Antwort hätte er unter den obwaltenden Umständen von ihr erhalten? Eine blosse Gemütswallung – denn eine Nation. die sich im Zustande der Krise befindet. kann wohl eine Gemütsbewegung empfinden. aber sie kann keine Ansicht bilden. Die allgemeine Regung aber war der Krieg.*)» Ja, er hätte es gekonnt. Aber durfte er es tun?

Zweifellos erinnerte sich Präsident Wilson daran, dass zwanzig Jahre früher, im Jahr 1898, eine ähnliche Katastrophe die Vereinigten Staaten in einen an-

*) Rede gehalten in der Liga zur Erzwingung des Friedens, Boston Evening Transcript vom 7. März 1916.

dem Krieg verwickelt hatte. Der Kreuzer «Maine» war in einem Hafen des damals spanischen Cuba in die Luft geflogen. Das amerikanische Publikum hatte, ohne der ruhigen Überlegung oder Untersuchung einen Augenblick Zeit zu lassen, Spanien für die verlorenen Menschenleben verantwortlich gemacht, Präsident Mac Kinley hatte der nationalen Bewegung Folge geleistet und den Krieg erklärt, Präsident Wilson hatte ihn in seiner Geschichte des amerikanischen Volkes deshalb getadelt. Er hatte geschrieben: «Der Krieg gegen Spanien war unvermeidlich und gerecht. Aber man hätte ihn nach reiflicher Überlegung und nach Vorbereitung erklären sollen.» Präsident Mac Kinley hatte sich hinreissen lassen. Der Krieg gegen Spanien wurde deshalb länger, schwieriger und teurer. «Es war ein Krieg aus plötzlichem Entschluss und jeder konnte sehen, wie schlecht das Land auf diese plötzlich unternommene Aufgabe vorbereitet war. Die Armee der Vereinigten Staaten zählte nur 28,000 Mann, Offiziere und Soldaten zusammengerechnet.»

Präsident Wilson wollte sich nicht hinreissen lassen. Ihm war es zuwider, sich von einer leidenschaftlichen öffentlichen Meinung beeinflussen zu lassen, es schien ihm unwürdig seines Charakters und selbst seiner Stellung, Im Mai 1915 schienen ihm die Vereinig-

ten Staaten schlecht vorbereitet, sowohl in materieller, als auch in moralischer Hinsicht, und er wollte nichts überstürzen.

Drei Tage nach der Zerstörung der Lusitania hielt er eine öffentliche Rede und diese Rede ist eine Mahnung zur Ruhe;

«Amerika muss ein ganz besonderes Beispiel geben, Amerika muss das Beispiel des Friedens geben, nicht weil es sich nicht schlagen will, sondern weil der Friede in der Welt einen heilsamen und beruhigenden Einfluss ausübt, was beim Kriege nicht der Fall ist. Ein Mensch kann zu stolz sein, um sich zu schlagen. Eine Nation kann durch ihr gutes Recht so stark sein, dass sie keine Gewalt notwendig hat, um andere von ihrem Recht zu überzeugen.» Ein Mensch kann zu stolz sein, um sich zu schlagen . . . Kein Ausspruch ist ihm so zum Vorwurf gemacht worden, wie dieser. Die Freunde der Entente sahen darin eine Feigheit, eine unter einer rhetorischen Floskel versteckte Feigheit, und nicht nur eine Feigheit, sondern gleichzeitig eine Schmeichelei und Speichelleckerei an die Adresse der Pazifisten, Sie empörten sich. Indessen bereitete der Präsident in grosser Stille und grosser Einsamkeit eine Note an Deutschland vor. Er arbeitete

allein und versammelte seine Staatssekretäre erst um sich, um ihnen vorzulesen, was er geschrieben hatte.

Am 13. Mai veröffentlichte er seine Antwort. Sie war würdig und entschlossen und fand den Beifall von ganz Amerika. Man spürte darin die Hand eines Staatsmannes, der darin Übung hat, den wesentlichen Punkt eines Konfliktes zu erkennen, ihn klarzulegen und sich auf ihn zu beschränken. Präsident Wilson liess nicht zu, dass Handelsschiffe versenkt werden, ohne dass die Bemannungen gewarnt und gerettet werden. Er wiederholte das und fügte bei, dass er mit allen Mitteln die Rechte seiner Mitbürger schützen werde. Berlin antwortete sofort, aber es wich aus und erhob eine ganz andere Frage; War die Lusitania bewaffnet, war sie nicht bewaffnet? Die Ausflucht war geschickt und drohte, in der amerikanischen öffentlichen Meinung eine Spaltung herbeizuführen. Einige der Staatssekretäre wurden nervös. Sie telephonierten dem Präsidenten und sandten ihm Entwürfe von Noten. Keine Antwort.*) Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Bryan, gab seine Entlassung, der Präsi-

*) Diese Einzelheiten stammen aus einem leidenschaftlichen Artikel der North American Review, betitelt The Mystery of Woodrow Wilson, September 1917

dent, der sonst so sehr darauf bedacht war, Bryans Person und seinen Einfluss an sich zu ketten, hielt ihn diesmal nicht zurück. Er verliess Washington und verbrachte 25 Tage in Cornish, wo er, wie es scheint, sich von niemand anders beraten liess, als von Oberst House, seinem persönlichen Vertrauten, der grauen Eminenz des neuen Kardinal-Staatssekretärs, Präsident Wilson anerkannte die deutsche Ausflucht nicht als berechtigt. Am 10. Juni wiederholte er seine Warnung: Er verlangte Entschädigung für das Vergangene und Zusicherungen für die Zukunft. Er drückt sich «mit feierlicher Eindringlichkeit» aus, «hoffend, gegen alle Hoffnungen», dass er seine Beschwerden nicht mehr zu wiederholen habe.

Jetzt war es ausgesprochen. Aber welche Wirkung werden diese Worte tun? In Amerika, auch in Europa, begann das Publikum zu lachen. Auf die Noten des Präsidenten fand Berlin immer wieder eine hinausziehende Antwort und unter dem Mantel eines schlaun Redestromes setzte es seine unversöhnliche Kriegführung fort. Im Juli wurde ein amerikanisches Fahrzeug, die Nebraska, in den Grund gebohrt, Im August riss ein zerstörtes britisches Fahrzeug, der Arabic, amerikanische Bürger mit sich in die Fluten hinab. Die Lage von Präsident Wilson wurde kritisch. Jeder die-

ser deutschen Handlungen stellte er einen Protest gegenüber, er liess keine Rechte durch Stillschweigen untergehen, Deutschland antwortete ihm durch scheinbare Versprechen, scheinbare Entschuldigungen, durch Versprechen von Untersuchungen – und immer wieder neue brutale Handlungen. Im September 1915 bohrte ein deutsches Unterseeboot ein amerikanisches Fahrzeug, die Hesperia, in einer Entfernung von mehr als 200 Kilometern von England in den Grund. So handelte und reizte Deutschland Amerika zur See. Deutschland handelte aber und reizte Amerika auch zu Lande, auf seinem eigenen Grund und Boden.

Es arbeitete daran, in Amerika selbst die Amerikaner von deutscher Geburt oder Abstammung zur Erhebung zu bringen, und dieser waghalsige Versuch, von dem wir in Europa wohl wissen, aber dessen volle Bedeutung wir nicht erfassen können, gestaltete die Lage von Präsident Wilson tragisch. Die deutschen Terroristen sprengten Brücken, verbrannten Fabriken und wiegelten zu Streiken auf. Im August 1915, zu der Zeit, als der Präsident mit Berlin unterhandelte und dieses seinen Noten Torpillierungen und Tötungen entgegenstellte, enthüllte eine New-Yorker Zeitung, die World, durch Veröffentlichung echter Dokumente einiges aus dem Untergrund dieser deut-

schen Wühlereien. Selbst Diplomaten wurden dadurch kompromittiert, so ein Militärattaché, ein Marineattaché, der österreichische Gesandte Dr. Dumba. Die Regierung ordnete Untersuchungen an, es wurden Papiere beschlagnahmt und so schwere, die Vereinigten Staaten so sehr bedrohende Anschläge entdeckt, dass die Regierung vorzog, deren Kenntnis im Augenblick für sich zu behalten und in der Stille ihre Massnahmen zu überdenken.*) Zur gleichen Zeit lebten die mexikanischen Wirren von Neuem auf. Auch hier traf Präsident Wilson auf die phantastische Tätigkeit derjenigen, die er in Zukunft als die Feinde seines Landes, jedes Friedens und jeder menschlichen Ordnung betrachtete. Deutsche hatten sich unter die mexikanischen Banden eingeschlichen. Sie hatten sich dort durch ihr militärisches Wissen Ansehen verschafft und standen oft an deren Spitze. Sie hatten die Weisung, ununterbrochen an der Entstehung von Konflikten zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten zu arbeiten. Die Aufgabe war leicht für sie. Sie lenkten ihre Banden gegen die amerikanischen Besitztümer, munterten sie zur Plünderung dieser Gü-

*) Diese Papiere, oder wenigstens ein Teil von ihnen, wurden im September 1917 veröffentlicht. Man erfuhr aus ihnen die schreckliche Arbeit der deutschen Korruption.

ter und, wenn möglich, zum Morde auf. Mehrere Amerikaner kamen um.

Während Europa langsam im Abgrund seiner monotonen Kämpfe verschwand, kündigte sich der Krieg in der Ferne an und griff auf die Neue Welt über. Was konnte Präsident Wilson tun? Ein ganzes Volk hatte ihm die Wahrung seiner Ehre anvertraut und diese Ehre war unter seinen Händen verunglimpft worden. Man sagte es ihm in aller Schärfe. Er verachtete solche Angriffe, aber er wusste besser als irgend ein anderer, wie schlecht die Lage war. Sollte er plötzlich eine Politik der Gewalt beginnen, sollte er Deutschland, Mexiko und den Vereinigten Staaten selbst den Krieg erklären, sollte er durch harte Gesetze zehn oder zwanzig Millionen Deutschamerikaner, Irländer, Juden, Österreicher in eine Zwangslage bringen? Hatte er dazu die Macht? Für die Verteidigung der Interessen eines ungeheuren, von hundert Millionen Menschen bewohnten Landes vor der Welt verfügte er über eine Armee von 60,000 Mann! Präsident Wilson hat nie ein Wort von seiner Bedrängnis und von der Bitterkeit seiner Aufgabe gesprochen, aber wir können sie erraten.

Dazu kam noch etwas. Die Macht, mit der Präsident Wilson bekleidet war, war ungeheuer und in gewissem Sinne fast schrankenlos.

Aber diese gleiche Macht war in einer andern Beziehung eng begrenzt und fast nichtig. Sie war auf die Dauer von vier Jahren beschränkt und von diesen vier waren drei beinahe verstrichen. Wird er wiedergewählt werden? Vielleicht ja, vielleicht nein. Er sah für den Beginn gewaltiger Unternehmungen nur zwölf oder dreizehn Monate einer in Frage gestellten Herrschaft vor sich, die durch den unmittelbar bevorstehenden Ablauf der Frist bereits geschwächt war. Wie arm sind die menschlichen Einrichtungen und politischen Konstruktionen! Alle sind an einem Orte fehler- und mangelhaft. Die Natur hat den Menschen das Bedürfnis nach dem Staate eingepflanzt, aber sie hat ihnen den staatlichen Instinkt verweigert, und so suchen sie tastend durch künstliche Aushilfsmittel die Organe zu ersetzen, die ihnen fehlen. Die Erbllichkeit der Ämter ist ein solcher Kunstgriff. Ein Kunstmittel aber ist auch die Erwählung und, wie gross auch ihre Vorteile sein mögen, so hat auch sie ihren wesentlichen Mangel: sie kann nur eine unbeständige Gewalt schaffen, sie bringt von Zeit zu Zeit (ob in vier oder sieben Jahren ist gleichgültig) Vakanzen und Krisen, sie führt solche selbst in die Verfassungen der Völker ein, und je stärker und wirksamer die geschaffenen Gewalten sind, umso gefährlicher sind diese Verfin-

sterungen der Gewalt, umso tiefer die Krisen bei ihrer Erneuerung und umso schädlicher die Wiederkehr solcher Krisen. Die Republik der Vereinigten Staaten, die sonst so glänzend und jung ist, hat hier ihren schwachen Punkt, ihre Achillesferse.

Ohne Zweifel dachte Präsident Wilson an diese Krise, die seine Macht unterbrechen und vielleicht beenden sollte. Seine Gegner haben ihn deshalb getadelt, Sie haben ihn beschuldigt, um es mit niedrigen Worten zu sagen, dass er mehr um seine Wiederwahl besorgt gewesen sei, als um die Ehre der Vereinigten Staaten und dass er den Krieg vermieden habe, um die Massen an sich zu fesseln. Lassen wir aber diese Unterschiebungen, suchen wir in der grossen Geschichte nur das Grosse und sagen wir, dass Präsident Wilson unmöglich die Tatsache dieser Krise nicht in Rechnung stellen konnte, die seine Macht in dem Momente verminderte, da er sie notwendig hätte vollkommen besitzen sollen. Beurteilen wir die verantwortlichen Führer nicht vorschnell, sondern nehmen wir uns zuerst die Mühe, deren Aufgaben abzumessen. Messen wir diejenige Wilsons ab: Er muss dem Anfang eines Bürgerkrieges entgegentreten; er muss eine drohende Krise voraussehen; Deutschland ist überall gegen ihn, auf dem Meer, in Mexiko, in den Vereinigten Staaten

selbst, und er verfügt nicht über eine Armee. Werden wir es wagen, seine Vorsicht zu tadeln, wenn wir alle diese Dinge ins Auge fassen?

Eine Vorsicht, die ihn indessen nicht hindert, zu handeln. Er will vor allem den Frieden im Innern und verweist deshalb, ohne die Ansicht des Kongresses einzuholen, die verräterischen Diplomaten des Landes, die nach der amerikanischen Verfassung bei seiner Person selbst beglaubigt waren. Sein Recht ist gewiss, er macht davon Gebrauch und weist den Österreicher Dumba und die deutschen Hauptleute Boy-Ed und von Papen aus. Das zieht ihn aber nicht ab von den Unterhandlungen, die er begonnen hat. Er will unter allen Umständen erreichen, dass Deutschland schriftlich das Recht der Neutralen anerkennt, ohne Todesgefahr der Schifffahrt obliegen zu können. Mit Mühe, auf Grund scharfen Drängens, erlangt er es. Deutschland wird die Lastdampfer nicht ohne Warnung und ohne die geziemenden Vorsichtsmassnahmen versenken. (Verpflichtung vom 1. September). Es bedauert die Torpillierung des Arabic, ist bereit, die Opfer zu entschädigen und erklärt, «so strenge Weisungen erlassen zu haben, dass sich kein ähnlicher Zwischenfall wiederholen wird.» (Verpflichtung vom 5. Oktober). Es verspricht, die Handelsschiffe zu

schonen, die im Mittelmeer fahren, (Verpflichtung vom 7. Januar 1916). Das waren gewiss nur Noten, die auf Noten antworteten. Aber was wollte Präsident Wilson? Er suchte ein Prinzip hochzuhalten und die Freiheit seiner späteren Schritte, seiner Proteste und seiner Handlungen, zu wahren. Er hatte darin Erfolg.

* *

Drei Agitatoren ausgewiesen und die Prinzipien gerettet: so brachte Präsident Wilson seinen Willen zum Ausdruck, so gab er in schwerer Verwirrung eine Richtung und hielt sie aufrecht. Im Dezember 1915 richtete er übungsgemäss seine jährliche Botschaft an den Kongress. Er drückte sich darin heftig aus und klagte die deutsch-freundlichen Amerikaner an;

«Ich bedaure, es sagen zu müssen: die gefährlichsten Bedrohungen unseres nationalen Friedens und unserer Sicherheit sind aus unserem eigenen Lande gekommen. Es gibt Bürger der Vereinigten Staaten, ich muss es unter Erröten eingestehen, die, unter andern Fahnen geboren, aber durch unsere hochherzigen Einbürgerungsgesetze mit der ganzen Freiheit und allen Erleichterungen des amerikanischen Lebens begabt, das Gift der Treulosigkeit in die Adern unseres öffentlichen nationalen Lebens gegossen haben; die versucht haben, die Macht und

den guten Namen unserer Regierung der Verachtung auszusetzen; die versucht haben, unsere Industrien zu zerstören, wenn ihre hasserfüllten Absichten ihnen deren Zerstörung vorteilhaft erscheinen liessen; die es versucht haben, unsere Politik herabzuwürdigen und sie in den Dienst einer auswärtigen Intrigue zu stellen, Ihre Zahl ist nicht gross, wenn wir sie mit der ungeheuren Zahl von Gästen vergleichen, die wir bei uns aufgenommen haben, Aber sie ist gross genug, um notwendig zu machen, dass wir uns von ihnen durch eine sofortige Anwendung der Gesetze befreien.

Amerika hatte nichts Derartiges gesehen. Solche Verbrechen schienen ihm unglaublich. Und weil es sie für unglaublich hielt, hat es sich nicht gegen sie geschützt. Aber die unglaubliche und verwerfliche Tatsache hat sich vollzogen und wir sind machtlos ihr gegenüber Ich werde von Ihnen Gesetze verlangen: die Kreaturen der Ungesetzlichkeit und der Anarchie müssen vernichtet werden»

Er verlangt noch andere Gesetze: Die militärische Vorbereitung, um die er sich das letzte Jahr nicht bekümmert hatte, interessiert ihn jetzt. Er hat seine Meinung geändert und billigt sie nun ohne Umschweife.

«Ich wäre sehr verächtlich, wenn ich seit 14 Monaten nichts gelernt hätte», sagt er.

«Der Krieg», sagt er, «kann nur durch die organisierte Gewalt geführt werden. Wenn es jemals vorkommen sollte, dass unsere Mitbürger einem plötzlichen Ruf zu den Waffen Folge leisten müssen, so ist es nötig, dass sie an diesem Tage wissen, was ein moderner Kampf ist, und wie sie sich dabei benehmen müssen, damit sie, wenn sie dem Rufe des Landes Folge geleistet haben, fähig sind, ihm sofort und wirksam zu dienen. Die Regierung hat die Aufgabe, ihnen dabei behilflich zu sein, ihnen eine Erziehung und eine körperliche Ausbildung zu verschaffen. Sie müssen im Stande sein, in der Welt, vor allem auf diesem Erdteil, die grosse Rolle durchzuführen, zu der sie durch ihre Prinzipien und ihren würdigen Ehrgeiz berufen sind.

Von diesem Grundgedanken geleitet, hat der Kriegsminister Gesetzesentwürfe betreffend die nationale Verteidigung vorbereitet und er wird sie Ihnen vorlegen. Ich bitte Sie dringend, sie so schnell als möglich anzunehmen und ihnen Gesetzeskraft zu geben.»

Wie wenig ähnlich ist diese Botschaft derjenigen des Vorjahres und den damaligen Reden! Präsident Wilson hatte seine reformatorische Energie wie-

der gefunden und er brachte sie zur vollen Wirksamkeit.

Aber die deutschen Terroristen setzten ihre Umtriebe fort. In Pennsylvanien verbrannten sie Kornmagazine. In Bethlehem und in Topeka sprengten sie Munitionsmagazine in die Luft. Im Staat Ohio riefen sie Streike und Meutereien hervor. Im Hafen von New-York ging ein Schiff unter. In Mexiko statteten sie Huerta, Villa und ihre Banden mit Geldmitteln aus. In den Vereinigten Staaten selbst organisierten und rüsteten sie die deutschen Mobilisierten mit Waffen aus, die von ihrer Heimat durch die englische Blockade getrennt waren und bereiteten einen Einfall in Kanada vor. Die amerikanische Polizei bekam Kenntniss von diesem Anschlag und hielt ihn auf. Aber eine Brandstiftung äscherte den Palast des kanadischen Parlamentes vollkommen ein. Alle die Fieber und alle Wut der Alten Welt erreichten die Neue Welt, die so stolz ist auf ihre Jugend und auf ihre Reinheit. Der amerikanische Frieden und die Einheit waren gebrochen. Präsident Wilson entschied sich zu handeln und, wie man sagt, den Stier bei den Hörnern zu fassen: Er kündigte an, dass er zu Gunsten der Militärvorlage einen Redefeldzug unternehmen werde. Seine ersten Reden werde er in den grossen, fast völ-

lig deutschen Städten der Landesmitte halten.

* *

Es war hohe Zeit. Seine eigene Partei begann, sich gegen ihn aufzulehnen. Gegen Ende Januar 1916 scheinen die Demokraten geneigt, die Annahme der Militärvorlagen durch Verschleppungen zu hintertreiben. Bryan verkündigt grossartig, «dass er die Reise nicht mitmacht.» Der Präsident verlässt Washington und das ganze Land nimmt Anteil an dieser Abreise, die solche Folgen haben soll; Wenn der Präsident scheitert, dann ist es um seine Gesetze, um seine Regierung und um seine Person geschehen. Er würde wieder Professor und ein anderer seinen Platz einnehmen.

Es ist lehrreich, in der Presse die Stationen dieser Rundreise zu verfolgen, wobei man, wie auf einer Folge von Gemälden, die ungeheure Zahl, den Mangel an Zusammenhang und gleichzeitig die Grösse des amerikanischen Volkes sieht. Am 29. ist er in Pittsburg, der Stadt des Eisens. Die Menschen arbeiten hier, sie verdienen viel Geld und sie haben anderes zu tun, als Reden anzuhören. Der Präsident wird gleichgültig aufgenommen, die Versammlung ist ein mittelmässiger Erfolg. Am 31. ist er in Milwaukee. Diese bei uns dem Namen nach unbekannt Stadt ist so gross wie Lyon: Sie zählt mehr als 400'000 Einwohner, de-

ren überwiegende Mehrheit von fremdem Stamme ist. Milwaukee ist eine deutsche Stadt, mit Absicht hält sich der Präsident dort auf. Er zieht unter militärischer Bedeckung ein, eine Seltenheit in den Vereinigten Staaten. Die Miliz-Kavallerie begleitet seinen Wagen, die Polizei bildet Spalier und trennt ihn von der Menge. Endlich tritt er seinem Publikum gegenüber und spricht. Zuerst feiert er den amerikanischen Patriotismus; American first! ruft er aus, zuerst Amerikaner! Man klatscht Beifall. Und nun tritt er auf die Hauptfrage ein:

«Ihr zählt auf mich, ich weiss es, dass ich diese Nation vor dem Krieg bewahre. Bis jetzt habe ich es getan und ich gebe Euch mein Wort, dass ich, mit Gottes Hilfe, es auch weiterhin tun werde, wenn ich kann . . .» Ein ungeheurer Beifallsturm erhebt sich und unterbricht seine Rede. Er hält inne und dann fährt er fort;

«Aber Ihr zählt auch auf mich bei einer andern Pflicht. Ihr habt mich beauftragt, die Ehre der Vereinigten Staaten vor jeder Befleckung zu schützen. Das aber hängt nicht von mir allein ab. Das hängt nicht nur davon ab, was die Regierung der Vereinigten Staaten tun wird, sondern auch davon, was von Seite der andern geschieht. Und deshalb ist es

immer möglich, dass ein Moment eintritt, in dem ich nicht mehr gleichzeitig den Frieden und die Ehre der Vereinigten Staaten bewahren kann. Verlangt von mir nicht eine unerfüllbare und widerspruchsvolle Aufgabe, sondern haltet Euch bereit und wacht darüber, dass auch diejenigen, die Euch vertreten, Menschen sind, die sich immer bereit halten, die Ehre der Vereinigten Staaten zu verteidigen»

Auch diesmal klatschte man Beifall, aber erschien weniger unmittelbar und weniger heftig.

«Ihr müsst wissen», sagt er am Ende, «woher die Farben Eurer Fahne stammen. Die roten Linien, mit denen sie bedeckt ist, sind die Spuren von Blut, das edel und grossherzig vergossen worden ist von Männern, die die Freiheit ihrer Mitbürger höher schätzten, als ihr eigenes Gut und als ihr eigenes Leben, Gott wolle uns davor behüten, dass wir nicht mit unserem Blut den Glanz unserer Fahne wieder auffrischen müssen! Aber wenn es eines Tages nötig werden sollte, von Neuem die Majestät und die Unversehrtheit unserer alten und stolzen Grundsätze zu bestätigen, so würde unsere Fahne einmal mehr von unserem Blute gerötet, aber nicht

nur auf diese Weise gerötet, sondern gleichzeitig mit Ruhm bedeckt und gereinigt!»

Auch jetzt wieder erhob sich der Beifall. Im Ganzen war alles gut gegangen. Der Präsident hatte gewagt zu kommen und das war viel.

Er verlässt Milwaukee in seinem Paradezug, der von Ort zu Ort für die Zeit einer Begrüssung, eines kurzen Wortes, einer Volkskundgebung stillehält. Eine etwas rauhe Vertraulichkeit hat nichts Stossendes unter diesen Umständen. Frau Wilson (der Präsident hatte sich eben wieder verheiratet) begleitete ihren Gatten, und die Bevölkerung hielt sehr darauf, diese neue Gattin zu sehen, der der Ruf der Schönheit vor ausging. Man verlangt sic: Wo ist Frau Wilson? Gehen Sie etwas zur Seite, Herr Präsident, damit man sie sehen kann! – Hier ist sie, antwortet der Präsident, es ist erfreulicher, sie anzusehen, als mich! antwortet der Präsident. – Gewiss, das ist wahr!

Am Abend des nämlichen Tages ist er in Chicago. Auch hier sind die Deutschen zahlreich. Die Polizei ist auf der Hut. Am 2. Februar spricht er in Kansas-City vor einer Zuhörerschaft von 15,000 Personen. Kansas-City ist im Mittelpunkt eines grossen landwirtschaftlichen Gebietes. Seine Bevölkerung ist von den beiden Weltmeeren durch zwei Gebirgszüge ge-

trennt, sie geht völlig auf in ihrer Viehzucht, ihrer Ernte, und lebt in völliger Unkenntnis der Weltprobleme. Sie macht kaum einen Unterschied zwischen dem König von Italien und einem Prinzen von Siam, Das Volk kennt nur die Erde, seine Erde, und der Unterseebootkrieg regt es nicht im Geringsten auf. Präsident Wilson hält vor diesen Leuten eine seiner schönsten Reden. Er spricht zu ihnen von der grossen Welt, an der sie zu wenig Interesse zeigen. Er beschreibt ihnen die Häfen, die sie nie gesehen haben. Aber ihr Korn, ihr geschlachtetes Vieh kommen dort hin, auf Schiffen verladen werden sie nach England und Frankreich verbracht, und wenn sie nicht dorthin gehen könnten, ständen sie nicht so hoch im Preise. Man muss daher an diese Schiffe denken und über sie wachen: Das ist, unter vielem anderen, eine der Aufgaben des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Aber was für eine Macht wird er haben, wenn nicht hinter ihm ein aufgewecktes Volk steht, das bereit ist, ihm zu helfen?

«Ihr erwartet von mir, sagt er, dass ich in Eurem Namen rede, dass ich für Euch alle Interessen der Vereinigten Staaten vertrete. Aber ich bedarf hinter mir einer Macht, die mich stützt. Wie gross ist heute meine Macht?

Denkt wohl daran. Wenn der Richter sein Urteil verkündet, kennt er die Wirkung seiner Worte. Aber ich, wenn ich mich ausspreche, wenn ich die Interessen der Vereinigten Staaten gegenüber anderen Nationen verkünde, über welche Mittel zur Durchführung verfüge ich, wo ist meine Kraft?

. . . . Es ist dringlich, dass ich Euch diese Dinge sage, meine Mitbürger, weil wir in Zeiten leben, in denen ich oft in Eurem Namen zu Allen sprechen muss. Und ich kann unmöglich wissen, ob das blosses Gewicht und der Nachdruck meiner Worte lange Zeit ausreichen werden, um unsere Ehre, unsere Würde, unsere Macht aufrecht zu erhalten.

Ein Tag kann kommen, (ich bitte Gott, dass dieser Tag nicht kommen möge, aber er kann kommen und kann plötzlich kommen), wo ich mich wieder an Euch wenden muss. Ich werde Euch dann sagen; Was ich zu sagen hatte, habe ich gesagt. Jetzt, wer marschiert mit mir? Wo ist die Kraft, die die Majestät der Vereinigten Staaten schützt?

Ich habe mehr als einen Artikel gelesen, in denen man mit Verachtung von der Zahl meiner Noten spricht. Man schreibt: «Warum handelt die Regierung nicht?» Und in den nämlichen Zeitungen lese ich Artikel, die gegen die militärische Vorbereitung gericht-

tet sind. Journalisten können sich so betragen, das Volk der Vereinigten Staaten kann es nicht.

Um mich davon zu überzeugen, habe ich Washington verlassen. Ich sehe Euch und das ist genug, ich bin überzeugt. Wenn man mir nach meiner Rückkehr ins Weisse Haus sagen wird, das Volk der Vereinigten Staaten schläft, so werde ich darüber lachen. Aber meine Herren, denken Sie darüber nach! Grosse Mengen auf den Bahnhöfen, Mengen in den Versammlungen, freudiger Beifall dem Staatsoberhaupt, das aufrichtige, begeisterte Aushängen unserer Fahne, unserer Sterne und unserer Farben, gewiss, das alles bringt den Geist unseres Vaterlandes zum Ausdruck, aber seine organisierte Kraft, wo ist sie?

.... Wir verlangen von Euch Waffen. Der Grundgedanke unserer amerikanischen Überlieferung selbst schreibt dies Verlangen vor. Jede Verfassung eines jeden unserer Staaten verbietet unsern gesetzgebenden Körperschaften, das Recht des Waffentragens einzuschränken, das einem jeden von uns zusteht. Diejenigen, die unsere Einrichtungen schufen, haben von allem Anfang an erkannt, dass die Kraft der Nation auf den Familien der Nation beruhen muss. Ich meine nicht nur die morali-

sche Kraft, sondern auch die materielle.

Sie verstanden, dass es das Recht eines jeden Menschen ist, nicht nur zu stimmen, sondern auch ein Gewehr zu besitzen, wenn er ein solches will Was wir von Euch verlangen, ist das Folgende: Dass die Nation die Waffen bereit halte, um sie denen geben zu können, die, wenn der Fall eintritt, sich bewaffnen wollen, um sie zu verteidigen . . .» Als er diese Rede beendet hatte, sagte der Präsident zu der Menge: «Ich bitte Euch, mich meine Rede beenden zu lassen, indem ich mit Euch singe; Amerika!»

Die 15,000 Anwesenden schwenkten, nach amerikanischem Brauch, die kleine Nationalfahne, die jeder bei sich trug und beklatschten den Vorschlag des Präsidenten. «Der Präsident», lesen wir im Sun vom 3. Februar, «verblieb während er sang in dramatischer Haltung, die linke Hand auf die Brust gelegt, das Haupt zurückgeworfen. Nachdem der letzte Ton des letzten Verses verklungen war, wollten die Anwesenden ein zweites Mal singen, und Wilson schlug mit ausgebreiteten Armen den Takt.»

Schliesslich ging er in die Südstaaten hinab, die seine kleine Heimat innerhalb der grossen waren und deren heisse Luft er liebte. Er sprach in St. Louis vor 18,000 Hörern. Vielleicht war er etwas aufgereg

durch die Zwischenfälle seiner Reise. Tatsache ist, dass er ein Wort aussprach, das überraschte: Kein einziger der Vorkämpfer für die militärische Bereitschaft, nicht einmal Roosevelt, hatte ein so starkes Wort gebraucht. Bei Gelegenheit der Marine sagte er: «Macht Ihr Euch deren Aufgabe klar? Habt Ihr jemals in Gedanken die ungeheure Ausdehnung unserer Küsten abgemessen, von Panama bis nach Alaska, von Panama bis Maine? Keine Marine der Welt hat eine so schwierige Aufgabe, eine so schwere Verteidigungsaufgabe, wie die unsrige, und unsere Marine sollte, nach meiner Ansicht, bei Weitem die erste der Welt sein.»

Was hätte England darauf geantwortet, wenn es nicht anderswo so sehr beschäftigt gewesen wäre? Die 18,000 Zuhörer wurden rot vor Begeisterung, aber die Presse drückte ihre Verwunderung aus und brachte den Ausspruch zur Erörterung. «Es ist an der Zeit», bemerkte ein republikanisches Organ, «dass Präsident Wilson in die beruhigende Luft von Washington zurückkehrt.»

* *

Er kam zurück und fand dort nicht Ruhe, sondern Kampf. Die Parlamentarier und, ein erschwerender Umstand, einige der einflussreichsten Mitglieder seiner eigenen Partei waren in offenem Kampf gegen

ihn. Es handelte sich nicht mehr um stumpfes Übelwollen, um blossе Verschleppungen bei der Beratung der Gesetze. Ein direkter Vorstoss war in Gang, und dieser Vorstoss zielte auf die Führung der diplomatischen Unterhandlungen in der Frage des Unterseebootkrieges ab, er wollte das wesentliche Vorrecht der amerikanischen Präsidentschaft treffen.

Seit 1916 hatten sich ganz neue Zwischenfälle abgespielt. Grossbritannien hatte seine Kauffahrteischiffe bewaffnet, um ihre Verteidigung sicher zu stellen. Einige dieser bewaffneten Fahrzeuge waren in die amerikanischen Häfen eingelaufen und hatten sich darin aufgehalten. Deutschland hatte sofort protestiert: Es war der Ansicht, dass diese bewaffneten Fahrzeuge den Kriegsschiffen gleichzustellen seien. Präsident Wilson hatte den Protest nicht als berechtigt anerkannt, aber diese Antwort hatte die öffentliche Diskussion nicht beendet. Die Deutschamerikaner erklärten, dass die Deutschen das Recht haben, die gegen sie bewaffneten Schiffe ohne Warnung zu versenken; dass die amerikanischen Bürger, die sich an Bord solcher Fahrzeuge einschiffen, auf die Gefahren aufmerksam gemacht werden müssen, die sie auf sich nehmen und die auf ihrem eigenen Entschluss beruhen. Viele fanden diese Ansichten vernünftig und

richtig und waren durch die schweigende Hartnäckigkeit beunruhigt, mit welcher Präsident Wilson eine andere Politik verfolgte. Die deutschen Agenten arbeiteten ununterbrochen daran, diese Beunruhigungen zu vermehren und zur Reife zu bringen. Es wurde ihnen nicht schwer, unter 600 Senatoren und Abgeordneten Bundesgenossen zu finden.*) Am 24. Februar 1916 bemächtigte sich der parlamentarischen Versammlung eine Art Panik. Man berichtete, dass der Präsident auf seiner eben beendigten Reise Aussprüche getan habe, die einer bewaffneten Intervention günstig seien, und man sah plötzlich den Krieg als eine unvermeidbare Lösung vor sich. In Übereinstimmung mit der Kommission der Äusseren Angelegen-

*) Es war immer die deutsche Politik gewesen, sich des Parlamentes zu bedienen, um den Präsidenten zu hindern. Eine deutschfreundliche Zeitung schrieb am 21. April 1916: «Wir sind die freien Bürger einer freien Republik, in der die Regierung nach Recht und Gesetz nicht unser Herr, sondern unser bezahlter Diener ist . . . Wir haben keinen Souverän, der uns aus eigenem Recht oder göttlicher Eingebung führt. Wir werden nicht länger einen Diktator ertragen . . . Es passt sich, dass der Präsident, um die Einigkeit und Solidarität des politischen Handelns sicher zu stellen, den Kongress zur Beratung heranziehe, bevor er den Entscheid über eine politische Haltung trifft, die entweder zum Frieden, oder zum Kriege führen kann.»

heiten, wie es scheint, wollten die gesetzgebenden Versammlungen handeln und die Oberleitung übernehmen; Ein Beschluss sollte zur Abstimmung gebracht werden, der den Amerikanern untersagte, sich auf bewaffneten Dampfern einzuschiffen.

An diesem Tag war Deutschland sehr nahe an einem Sieg über den Präsidenten Wilson. Aber an diesem nämlichen Tage erfuhr man auch die aussergewöhnliche Festigkeit dieses Mannes. Er hatte hinter sich ein unsicheres Land, gegen sich ein aufgebrachtes Parlament. Aber er war keinen Augenblick unschlüssig. Der Präsident der Kommission der Äussern Angelegenheiten erschien in Begleitung von zwei bedeutenden Parlamentariern, um ihm die Absicht der beiden Kammern anzukündigen. Präsident Wilson weigerte sich, sie zu empfangen und liess sie wissen, dass ein Brief, den er geschrieben habe, seine Antwort enthalten werde. Am nämlichen Abend erhielten die Zeitungen diesen Brief. Der Präsident richtete ihn an den Senator Stone, der ihm in dringenden Ausdrücken seine Besorgnisse und seine Zweifel mitgeteilt hatte. Er schreibt:

«Keine Nation, keine Gruppe von Nationen, hat das Recht, während der Dauer eines Krieges die Prinzipien zu ändern oder zu missachten, die zu beachten alle Nationen in gegenseitiger Übereinstim-

mung sich verpflichtet haben. Und wenn unglücklicherweise eintreten sollte, dass die klaren Rechte der amerikanischen Bürger durch solches Vorgehen gehindert oder unterdrückt würden, dann würde, nach meiner Auffassung, unsere Ehre uns nicht im Unsicheren lassen über den Weg, den wir befolgen müssen.

Ich meinerseits kann auf keine Weise irgendeiner Minderung unserer Rechte zustimmen . . . Unseren Mitbürgern verbieten, ihre Rechte auszuüben, weil wir befürchten könnten, sie rächen zu müssen, das hiesse sicherlich, uns selbst eine tiefe Erniedrigung auferlegen . . . Das hiesse der stolzen Haltung entsagen, die wir bis jetzt in den Unruhen des Krieges bewahrt haben.

Wir stehen hier im Kampf für die Grundgedanken, die aus Amerika eine souveräne Nation gemacht haben. Sie verlassen, das hiesse, seine nationale Ohnmacht eingestehen, es wäre gleichbedeutend mit der Aufgabe der unabhängigen Stellung, die unsere Nation unter den Nationen der Erde einnimmt.

Ich spreche zu Ihnen, mein lieber Senator, mit ganzem Ernst, aber ohne Leidenschaft, mit dem Bewusstsein der hohen Verantwortung meiner Stellung. Wenn wir unglücklicherweise verschiedener Ansicht sind, so wollen wir in dieser Mei-

nungsverschiedenheit Freunde bleiben. Gerade weil wir Freunde sind, müssen wir in einer Sache, die so wichtige Folgen hat, unsern Gedanken rückhaltlos zum Ausdruck bringen.»

Das amerikanische Volk hat einen sehr entwickelten Sinn für die Autorität und einen sehr schwachen Instinkt für die parlamentarischen Sitten: Es jubelte seinem Präsidenten zu und verhöhnte seine Vertreter. Diesen Eindruck gewinnt man aus der Presse sehr deutlich. Mit Ausnahme eines deutschfreundlichen Blattes, das die «Geheimdiplomatie» des Präsidenten Wilson anklagt,*) billigen alle die Antwort des Präsidenten und tadeln sie die von ihnen sogenannte parlamentarische Rebellion. «Der Präsident beruft sich ihr gegenüber aufs Volk», sagen sie, «das Parlament erwartet die Stimme des Meisters, der Präsident hat die Peitsche in der Hand . . .»

In der Zeitung ‚The Sun‘, die den Alliierten nicht günstig gesinnt ist, lesen wir: «Anerkennen wir, so schlecht unsere Angelegenheiten durch einen einzi-

*) Chicago Tribune vom 28. Februar 1916, die den Ausspruch des Senators Townsend wiedergibt: «Es ist das erste Mal, dass ein Präsident der Vereinigten Staaten sich weigert, mit Mitgliedern des Senates und der Kommission für Äussere Angelegenheiten in Besprechungen einzutreten.»

gen Mann und seine wenigen Berater auch geführt werden mögen, sie würden sicher noch schlechter geleitet, wenn sie den schwankenden Meinungen von 583 Senatoren und Deputierten unterstellt wären. Was heute wenig befriedigend ist, würde unerträglich. An Stelle des Irrtums träte das Chaos Niemand mit gesundem Menschenverstand kann nach der Vorstellung, die wir letzten Mittwoch erlebt haben, einen einzigen Moment daran denken, dass unsere Auswärtigen Angelegenheiten besser geführt würden, wenn sie den Einflüssen ausgesetzt wären, von denen wir eben ein Muster bekommen haben Der bitterste Kritiker des Präsidenten Wilson würde nicht wünschen, dass der Kongress, zur Gesamtsitzung vereinigt, sich an die Stelle seiner Person setzen würde»

Die öffentliche Missbilligung war sicherlich sehr stark, denn die Parlamentarier beendigten ihre Agitation sofort. Sie verkrochen sich in die Erde. Nachdem Präsident Wilson sie gedemütigt hatte, willigte er ein, sie anzuhören. Er empfing am 25. die drei Abgesandten, denen er am 24. seine Türe verschlossen hatte. Die Begegnung war wie es scheint unfreundlich.

I intend to see this thing through, sagt der Präsident, das will heissen; «Ich habe die Absicht, diese

Angelegenheit selbst bis zum Ende zu führen.»

«Das Land, sagten die Abgeordneten, ist anderer Ansicht, als Sie.»

«Die Ereignisse werden mir Recht geben.»

Etwas fehlte immerhin dem Sieg des Präsidenten: Er war nicht durch eine Abstimmung bestärkt worden. Man verbreitete immer noch verwirrende Gerüchte. Der Präsident hatte gesagt, so versicherte man, dass die Vereinigten Staaten, wenn sie in den Krieg eintreten würden, ihn abkürzen und der Kultur einen Dienst erweisen würden. Der Ausspruch wurde dementiert. Aber die Dementis führten kein Ende herbei. Der Präsident wollte damit aufräumen. Er berief einen einflussreichen Parlamentarier zu sich.

«Ich kämpfe seit Monaten darum, sagte er ihm, die Vereinigten Staaten am Rand des Abgrunds zurückzuhalten. Meine Arbeit ist durch die Mitglieder des Kongresses unendlich erschwert worden, die doch die ganze Lage nicht vollständig kennen. Ich muss unbedingt freie Hand haben. Dieser Beschluss, von dem ich nichts habe wissen wollen, war nicht der Gegenstand einer Abstimmung. Ich wünsche, dass die Resolution behandelt und verworfen wird.»

Präsident Wilson erhielt die Genugtuung. Mit 64 Stimmen gegen 14 und mit 276 gegen 142 verwarfen

der Senat und die Kammer die Resolution, die den Amerikanern verbieten sollte, sich auf Handelsfahrzeugen einzuschiffen, die gegen die Unterseeboote bewaffnet waren. Die deutsche Sache war damit ihrer letzten Hoffnung beraubt.

* *

Am 24. März 1916 wurde der *Sussex*, der den Kanal zwischen Folkestone und Dieppe durchfuhr, ohne Warnung torpilliert. Es war ein Handelsschiff mit Passagieren. Es waren Amerikaner an Bord, unter ihnen der Professor Baldwin und seine Tochter, die sehr schwer verwundet wurde, Professor Baldwin war ein Amtsgenosse des Präsidenten Wilson in Princeton gewesen. Er richtete an den Präsidenten ein persönliches Telegramm: «Eine Amerikanerin, die, wie es ihr Recht war, reiste und einen amerikanischen Pass trug, die auf dem *Sussex* getroffen wurde und zwischen Leben und Tod schwebt, bittet, dass für diesen Angriff gegen das Leben und die Freiheit amerikanischer Bürger Genugtuung erlangt werde.»

Ganz Amerika zitterte. Deutschland hatte genau seine Verpflichtung vom 5. Oktober verletzt. Amerika befand sich genau in dem Fall des Bruches, den sein Präsident vorausgesehen und umschrieben hatte. Die öffentliche Meinung drückte sich mit grosser Entschiedenheit aus. Vom 29. An publizierten amtli-

che Kundgebungen, dass man im Weissen Haus die öffentliche Meinung teile. Vierzehn Tage wurden Deutschland gelassen, damit es seine Erklärungen hören lassen könne. Am 10. April erklärte Deutschland, dass der Sussex durch eine englische Mine zum Untergang gebracht worden sein müsse. Aber das Kielwasser des Torpedos war gesehen und Teilstücke waren gesammelt worden. Es herrschte Sicherheit über den Tatbestand. Präsident Wilson schloss sich ein und arbeitete acht Tage lang mit seinen vertrauten Ratgebern. Am 19. April versammelte er den Kongress. Zweifellos bestimmten ernsthafte, verfassungsrechtliche Erwägungen ihn hierzu. Die Verfassung der Vereinigten Staaten gibt dem Präsidenten das Recht, die diplomatischen Verhandlungen zu führen, aber sie behält dem Kongress das Recht vor, den Krieg zu erklären. Nun ist es oft schwierig, eine deutliche Grenze zu ziehen zwischen dem letzten Akt der Verhandlungen und dem ersten Akt des Krieges. Präsident Wilson befand sich in einem dieser Fälle, wo die Befugnisse ineinander übergehen. Ohne auf irgendeines seiner Rechte zu verzichten, wollte er den Kongress bei dem Entschluss, den er gefasst hatte, zum Zeugen und Mithaftenden machen. Die Geduld der Vereinigten Staaten ist erschöpft, sagte er. «Ich halte es für meine

Pflicht, Deutschland mitzuteilen, dass, wenn es diesen Krieg des Schreckens und der Verbrechen nicht aufgibt, die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Beziehungen mit ihm abbrechen muss.» Der Präsident hatte mit seiner kalten, gleichmässigen, eindrucksvollen Stimme gesprochen, Senatoren und Deputierte hatten ihn in gespanntester Aufmerksamkeit angehört. Als er sein letztes Wort gesprochen hatte, erhoben sie sich zum Zeichen der Billigung, aber nicht alle miteinander und nicht mit Begeisterung; sie erhoben sich einer nach dem andern und langsam.

Der Gesandte Gérard überreichte in Berlin eine befristete Note, Die deutsche Regierung schwieg einige Tage, antwortete dann und gab nach: Sie versprach, keine Handelsdampfer zu versenken ohne vorherige Warnung und ohne die Besatzung zu retten. Aber sie trug doch dafür Sorge, sich für die Zukunft nicht zu binden. Sie verlangte, dass auch die englische Regierung die Rechtsvorschriften über die Blockade beobachte und behielt sich ihre Freiheit vor für den Fall, als die Regierung der Vereinigten Staaten nicht den Erfolg haben sollte, bei ihrem Gegner die Konzessionen zu erreichen, die sie den ihrigen gleichwertig erachte. Präsident Wilson antwortete rasch und deutlich. Er nahm Kenntnis von dem Versprechen mit dem Beifügen, dass er auf dessen «genaueste Ausfüh-

«rung» zähle. Auf diese Weise wäre, fügte er ziemlich eigentümlich bei, die hauptsächlichste Gefahr eines Bruches beseitigt. Was diese Art Markten anbetrifft, das die deutsche Regierung ihm vorschlug, so wies der Präsident energisch selbst den Gedanken eines solchen zurück. «Die Achtung, die den amerikanischen Bürgern auf dem offenen Meer geschuldet wird, schrieb er, kann in keiner Weise, in keinem Grade verbunden werden mit der Haltung der andern Regierungen Die Verantwortlichkeit in dieser Sache ist eine persönliche, keine verbundene; sie ist absolut, nicht relativ.»

Das war das letzte Wort des Zwiegesprächs.

IX. Dem Krieg entgegen – Die ideelle Begründung

Der Präsident hatte den Kaiser besiegt. Das amerikanische Volk feierte den «Sussex pledge», das Versprechen des Sussex, als einen nationalen Sieg. Es wollte den Frieden, aber es hielt auch auf sein Ansehen, und es war glücklich, beides gewahrt zu haben. Der Präsident war immer als der Mann des Friedens erschienen. Er blieb das, «the man who kept us out of war», der Mann, der uns vor dem Krieg bewahrte. Aber niemand konnte fernerhin sagen, dass er der Mann eines erniedrigenden Friedens sei. Das Volk war also zufrieden mit sich selbst und mit seinem Führer.

Aber nur das Volk konnte volle Befriedigung empfinden, einer teilte sie sicherlich nicht, und das war der Präsident. Er mass seinen Sieg ab und kannte seine Grenzen. Die deutsche Reichskanzlei hatte nachgegeben, aber unter einem in aller Form ausgedrückten Vorbehalt, der erwähnt wurde. Sie konnte jeden Augenblick, ohne wortbrüchig zu werden, sich davon lossagen. Der Frühling 1915 hatte seine tragische Überraschung gebracht: Die Torpillierung der

Lusitania. Der Frühling 1916 hatte eben die seinige gebracht: Die Torpillierung des Sussex. Was für eine Überraschung wird der Frühling 1917 bringen, wenn nicht schon ein näher liegender Zeitpunkt? So viele Zwischenfälle waren möglich. Wie ein blauer Himmel sich plötzlich verdunkelt, hatte sich eine ausserordentlich grosse Gefahrzone plötzlich zwischen den beiden, durch gewaltige Räume getrennten Ländern, Deutschland und Amerika, aufgetan. Die Unterseeboote auf dem Meer, die Komplotte zu Lande, die diplomatischen Wühlereien in Mexiko, konnten alle in gleicher Weise den Krieg herbeiführen. Wird man ihn vermeiden können?

Es war schon zu spät. Der Krieg hatte dumpf, aber tatsächlich, die Vereinigten Staaten schon erreicht. Er führte zu unzähligen Verwirrungen. Er zerriss die moralische Einheit des Landes, er stellte sein wirtschaftliches Leben auf den Kopf, bereicherte die einen und liess die andern verarmen, er erregte Streiks und nationale Krisen. Er unterbrach die begonnenen Reformen, er erzwang die vollständige Umgestaltung der militärischen Einrichtungen, und auf die Schaffung einer grossen Flotte folgte die Schaffung einer grossen Armee. Wie hatte der Krieg sich ihnen genähert, dieser europäische Brand, den sie anfänglich so fern

geglaubt hatten! Er hatte sie umgeben und hielt sie unter seinem Feuer. «Dieser Krieg», hatte Präsident Wilson einige Monate vorhergesagt, «ist der letzte, in den einbezogen zu werden die Vereinigten Staaten werden vermeiden können.» Jetzt begannen sie, hineingezogen zu werden. Das amerikanische Volk, das sich der Gefahr zwar noch nicht bewusst geworden war, fühlte indessen tief, dass es das Recht und die Pflicht habe, einzuschreiten, um durch alle Einflüsse, über die ein grosses Volk verfügt, den Frieden herbeizuführen und die Zukunft gegen die Wiederkehr einer solchen Katastrophe sicherzustellen.

Von jetzt ab beschäftigte der Gedanke eines Eingreifens die Einbildungskraft des amerikanischen Volkes. Es kennt weder dessen Zeitpunkt, noch die Art und Weise. Aber es ist sicher, dass die Geschichte es zum Friedensbringer und gleichzeitig zum Reformator des unglücklichen Europa bestimmt hat. Über diesen Punkt ist die öffentliche Meinung einig. Die Einen sagen: «Greifen wir mit Waffengewalt ein und rächen wir die Verletzung des Rechtes.» Sie sind nicht zahlreich, aber leidenschaftlich. Die Andern meinen; «Wenn wir bewaffnet eingreifen, können wir den Frieden nicht vermitteln, wir wollen nicht eingreifen.» Aber alle denken: «Der Friede wird unser Werk

sein.» Darüber herrscht vollkommene Übereinstimmung.

Im Mai 1916 warfen verschiedene Blätter, die diese allgemeine Erwartung besprachen, dem Präsidenten seine Untätigkeit vor. Warum bleibt er stehen, nachdem er doch gesiegt hat? Warum benützt er eine unvergleichliche Gelegenheit nicht? Er soll sich als Schiedsrichter anbieten, die Kriegführenden werden ihn anhören, . . . Der Präsident ist besser unterrichtet, er weiss, dass die Kriegführenden nicht auf ihn hören werden. Er schweigt, aber er denkt über diese neue Aufgabe nach, die die Ereignisse für ihn vorbereiten.

Er denkt darüber mit der Klugheit nach, die wir immer bei ihm gefunden haben. Man drängt ihn zur Intervention. Aber man muss doch die Folgen einer solchen Unternehmung wohl übersehen. Eingreifen, das heisst, den Krieg noch mehr in die Nähe bringen. Der äusserste Abschluss der Intervention ist der Krieg. Der Präsident sieht ihn immer drohender und näher. Wie wird er sich verhalten, um sein Volk geeignet und mit Begeisterung in den Krieg zu führen?

Einig: Das ist die erste Notwendigkeit. Präsident Wilson wacht seit zwei Jahren darüber und er wird die nämliche Politik fortsetzen. Er wird nicht zwischen Deutschen, Franzosen, Engländern und Russen seine

Wahl treffen. Er wird keine der fremden Angelegenheiten zu der Seinigen machen. Er muss sich ständig überwachen, denn seine persönliche Neigung steht fest: Er ist auf Seite der Entente und gegen die Kaiserreiche, Aber er versagt sich, das in Erscheinung treten zu lassen. Wenn er in den Krieg eintritt, so wird es geschehen infolge neuer Tatsachen und zu Gunsten neuer Prinzipien, Tatsachen und Prinzipien, die die Leidenschaft keines Amerikaners verletzen werden.

Mit Begeisterung: Die Begeisterung ist notwendig, wenn die Demokratien handeln sollen, Präsident Wilson kennt das amerikanische Volk. Er weiss, dass es trotz seiner Jugend mit den alten Bewegungen des christlichen und revolutionären Europas verbunden ist. Die Puritaner, die verfolgten Hugenotten sind seine ersten Vorfahren; die Ideen und die Männer des 18. Jahrhunderts haben es befreit; die Verfolgten des Jahres 1848 (deutsche Republikaner in sehr grosser Zahl) haben bei ihm Zuflucht gesucht. Das amerikanische Volk hat eine angeborene Neigung und Sinn für die grossen Fragen und Hoffnungen der Menschheit. Um es in Begeisterung zu bringen, ist es gut, solche Fragen auf den Plan zu rufen. Der Präsident weiss das. «Ich werde leichter einen Teil unseres Gebietes opfern, als einen Teil unseres Ideals», ruft der Präsi-

dent in einer seiner Volksreden aus. Präsident Wilson wird die idealistischen Kräfte nicht vernachlässigen. Die Befreiung der Menschheit ist die wahre Religion des amerikanischen Volkes. Dafür muss man das Volk in Bewegung bringen, zu ihrer Verteidigung aufrufen. Dann wird man seine Zustimmung zum Opfertod finden. Ein berühmter Hochschullehrer, Charles E. Eliot, von der Harvard-Universität, unternahm zu jener Zeit diesen Kreuzzug. Die Menschheit ist in Gefahr, sagt er: «Wenn Preussen triumphiert, ist die freiheitliche Gesellschaft der angelsächsischen Welt verurteilt; sie wird sich der siegreichen Zivilisation anpassen müssen, sie wird auf alles verzichten müssen, was sie gewollt und begonnen hat, sie wird ihre Einrichtungen militarisieren müssen. Die angelsächsischen Völker müssen sich daher zur Rettung vereinigen, die Vereinigten Staaten müssen sich Grossbritannien und Frankreich anschliessen und mit ihnen kämpfen.» Andere stellten die Frage von anderer Seite dar, aber ihre Tendenz war die gleiche: Die Republik der Vereinigten Staaten hat sich im Frieden gebildet, sie kann sich nur in einer friedlichen Welt weiterbilden. Der preussische Staat, der sich im Krieg gebildet hat, schlägt der Menschheit eine neue Ordnung vor, die durch den Krieg beherrscht wird. Es ist notwendig, dass die Vereinigten Staaten diese Ordnung,

diesem preussischen System, eine Ordnung des Friedens entgegensetzen. Das ist zu gleicher Zeit die ideale und praktische Aufgabe des amerikanischen Volkes. Eine Liga hatte sich gebildet, um diese Theorie zu verteidigen: The World League to Enforce Peace (Die Weltliga zur Erzwingung des Friedens). Sie tritt ein für die Schiedsgerichte, die Untersuchungen vor Kriegsausbruch. Aber sie verweist, stärker als dies gewöhnlich die Pazifisten tun, auf die Notwendigkeit einer internationalen Zwangsgewalt, einer Verbindung aller Nationen der Erde, um jede Macht, die sich gegen die allgemeine Weltordnung auflehnt, durch Gewalt zu überwinden. Solche Gedanken sind sehr verführerisch für die amerikanische Einbildungskraft, weil sie in den Verfassungseinrichtungen der Vereinigten Staaten ihr Gegenstück finden: In den Einzelstaaten, die tatsächlich frei sind, aber durch eine Bundesgewalt zusammengehalten werden, die alle Interessengegensätze unter ihnen auflöst und die gemeinsamen Interessen vertritt und verteidigt. «Das Prinzip der Weltorganisation, sagt ein Redner der Liga, muss das nämliche sein, auf Grund dessen die Regierung der Vereinigten Staaten gegründet wurde. Als unsere Vorfahren dies Prinzip aufstellten, schafften die Staaten New-Jersey und Virginia ihre besonde-

ren Marinen ab Es scheint in der Bestimmung der Vereinigten Staaten zu liegen, dass sie den Anstoss dazu geben müssen. Die Vereinigten Staaten sind selbst die grösste Liga für den Frieden, die in der Geschichte bekannt ist.» Das ist gewiss ein Beispiel, ein vielleicht nicht zutreffendes Beispiel, denn es ist gewagt, die hergebrachten Staaten Europas, die altertümlich und leidenschaftlich sind, wie die Religionen, diesen ganz neuen Staaten gleichzustellen, die in den amerikanischen Prärien aufgeschossen sind. Aber es ist wenigstens der Schein eines Beispiels, das die Theorie belebt.*) Taft, der frühere Präsident, trat an die Spitze der Liga (Wir verweisen, um eine Analogie zu zeigen, auf Loubet). Angesehene Juristen und Universitätsmänner traten ihm bei. Die Liga hatte Erfolg. Eine amerikanische Zeitschrift, der Outlook, wies darauf hin, dass ihr blosser Name sich vorzüglich für die Propaganda eigne; Weltbund zur Erzwingung des Friedens! Die Anhänger der Weltverbrüderung betonten mit Nachdruck das Wort Weltbund, die Realpolitiker verweilten besonders auf dem Wort Erzwin-

*) Maxime Leroy hat in seinem eben erschienenen Buche über «La Société des Nations» die Bestätigungen und Verwirklichungen im Einzelnen angegeben, die sich aus den amerikanischen Erfahrungen für die Theorien der Liga und des Präsidenten Wilson ergeben.

gen, die Sentimentalen aber hielten sich an das Wort Frieden. Das Volk der Vereinigten Staaten empfand in diesem Zeitpunkt das Bedürfnis, einer idealen Sache zu dienen. Sein Reichtum hatte sich gewaltig vermehrt, es konnte wohl geben, aber alle Gaben verschwanden gegenüber dem erzielten Gewinn. Die Kriegführenden in Europa, die Alliierten und die Zentralmächte, warfen ihm beide diese Bereicherung vor. Das Volk der Vereinigten Staaten ertrug diesen Vorwurf mit Ungeduld. Es fühlte dessen Ungerechtigkeit und wünschte, der Welt zu zeigen, dass es ebenso gut verstehe, sich hinzugeben, als Gewinne zu machen, und ebenso gut auszugeben, als einzunehmen. Es wünschte endlich, zum mindesten in seinen Spitzen, wenn auch nicht in den Massen, durch Taten zu beweisen, dass doch nicht die ganze Zivilisation durch die europäische Katastrophe entehrt sei, dass in einem Volke wenigstens, in dem eigenen, die Hoffnungen nicht erstorben waren und dass Preussen diesen Kampf gegen die Menschheit nicht gewonnen habe. Die Liga entsprach vollkommen diesen Bedürfnissen, Sie umschrieb eine Angelegenheit der Menschheit, eine Angelegenheit von Amerika, kurz, eine grosse Sache, die von Amerika, einem bewaffneten Missionär, vielleicht durch Gewalt verteidigt werden müsse.

Sie befriedigte das von dem amerikanischen Volk empfundene Bedürfnis, gleichzeitig seinen Idealismus, wie seine Kraft, zu bestätigen.

Am 27. Mai 1916 sollte die Liga ihren Kongress halten. Sie fragte den Präsidenten Wilson an, ob er erscheinen und sprechen wolle. Dieser sagte sein Erscheinen und eine Rede zu.

Man darf die Ursprünge des pazifistischen Systems von Wilson nicht in seiner frühen Vergangenheit, noch in seinen Schriften, suchen. Man würde keinen Keim für dasselbe finden. Man wollte aus ihm einen verspäteten Schüler der Philosophen des 18. Jahrhunderts machen. Das ist ungenau. Er ist in der Politik Realist, ein Mann der Autorität. Man wollte aus ihm einen Schüler von Kant machen. Auch das ist unzutreffend. Er ist kein Moralist, sondern ein Praktiker. Aber die Vereinigten Staaten sind auf der einen Seite durch das 18. Jahrhundert beeinflusst worden, auf der andern Seite haben sie selbst das ausgehende 18. Jahrhundert und die Revolution beeinflusst. Daher rühren die zahlreichen Verwandtschaften und die immerwährenden Möglichkeiten der Verwechslung. Nehmen wir Kant, den ein französischer Schriftsteller zum Lehrmeister des Präsidenten Wilson hat machen

wollen. *) Es wäre richtiger, umgekehrt zu sagen, dass Präsident Wilson der Lehrmeister von Kant ist, denn Kant hat die Prinzipien der amerikanischen Politik gekannt, die in Wilson einen Ausleger gefunden haben. Ihr Einfluss ist deutlich sichtbar in Kant's Schriften: «Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre» und «Zum ewigen Frieden.» «Unter einem Kongress», schreibt Kant in dem ersteren Werk, «wird hier aber nur eine willkürliche, zu aller Zeit ablösliche Zusammentretung verschiedener Staaten, nicht eine solche Verbindung, welche (so wie der amerikanischen Staaten) auf einer Staatsverfassung gegründet, und daher unauflöslich ist, verstanden; – durch welchen allein die Idee eines zu errichtenden öffentlichen Rechts der Völker, ihre Streitigkeiten auf zivile Art, gleichsam durch einen Prozess, nicht auf barbarische (nach Art der Wilden), nämlich durch Krieg zu entscheiden, realisiert werden kann.»*) **) Präsident Wilson ist hier der Vertreter einer Praxis, die älter ist als die Theorien. Kant entfernt sich übrigens von den verfassungsrechtlichen Grundlagen, die ihm die Geschichte bietet. Er scheint ein internationales System

*) *Revue des deux Mondes*, 15. Februar 1917, Kant und Wilson, von César Chabrun.

**) Cit. Werk § 61.

zu empfehlen, in dem sich die Staaten nach ihrem Fortschreiten zu moralischen Wesen selbst die Achtung vor dem Recht zur Pflicht machen würden. Präsident Wilson weiss nichts von solchen Träumereien. «In seinem System», schreibt A. Feier sehr richtig, «wird die Menschheit ein Organismus, der eine Aufgabe zu erfüllen, ein Ziel zu erreichen hat. Um das zu erreichen, bedarf die Menschheit einer gewissen besonderen Ordnung, deren Grundlagen durch das Statut bestimmt werden. Um die Ausführung dieses Statutes zu sichern, stellt der Organismus Strafdrohungen auf, die durch eine besondere Macht in Vollzug gesetzt werden. Wir sehen also, dass das System der Verträge ersetzt werden muss durch das Verfassungsprinzip; dass das System der Autonomie, welches sich lediglich auf den kategorischen Imperativ gründet, in der Lehre Wilsons einem System der Heteronomie*) weichen muss, wonach unter Umständen auf die Gewalt zurückgegriffen wird Noch viel lächerlicher ist die Ableitung der Wilson sehen Ideen von Rousseau Im Gegensatz zu Rousseau billigt Wilson den Rechtszwang, indem er die Freiheit jedes Gliedes einschränkt und die Möglichkeit unterdrückt, dies

*) Heteronomie, wörtlich Gesetzgebung durch einen andern, hier den Völkerbund.

Recht zum Schaden desjenigen der andern zu gebrauchen. Wilson's System ist kühn und selbstherrlich, wir haben keine Bedenken, es zu verteidigen. Bei unserem Stand der sozialen Entwicklung und bei unseren internationalen Sitten muss man die Gewalt in den Dienst des Rechtes stellen, man muss, wie Pasqual sagte, «die Gerechtigkeit und die Gewalt zusammenbringen und dadurch bewirken, dass das, was recht ist, auch stark sei.» *)

* *

Der Präsident nimmt die Ideen der Liga mit der Plötzlichkeit und Energie auf, die ihn zum überlegenen Politiker machen. Er sieht, wie nützlich sie für ihn sein können: nützlich für seine Weltpolitik, nützlich auch für seine innere Politik, für die Leitung seiner Partei, in der die Pazifisten zahlreich sind. Er erkennt auch die überlegene moralische und fast religiöse Kraft, die ihm die Verkündung eines Ideals verschaffen wird. «Die Kraft der Mehrheiten ist die Neuerung der modernen Gesellschaften», liess er im Jahr 1889 drucken, «und die Kunst des Staatsmannes muss es heute sein, diese neue Kraft zu wecken, anzuregen und zu leiten.» Das ist die Kunst, in der er sich versucht und als Meister zeigt. Er wendet sie mit Scharf-

*) Das System von Wilson, A. Feier, l'Avenir, August/September 1917.

sinn und Berechnung an. Aber wir glauben auch mit Wärme und mit Begeisterung. Dieser Mann, der sein Volk hinreißt, reißt auch sich selbst mit seinem Volke hin. Er nimmt Anteil an den naiven und tiefen Empfindungen, dank welcher er die nationale Einheit zu schaffen hofft, die das Ziel seiner Anstrengungen ist.

Er wird also eine Rede halten, eine wichtige Rede. Er sagt es und kündigt es einige Zeit voraus an. Er will, dass die öffentliche Aufmerksamkeit geweckt wird und dass man sein Wort höre. Endlich spricht er. Und diese Rede verdient in der Tat, dass man sie höre. Ihr Ton ist im Ganzen friedlich und neutral. So will es der Präsident, «Was die Ursachen und Ziele des grossen Krieges sind, so gehen sie uns nichts an, nichts spornt uns dazu an, ihre dunklen Grundlagen zu erforschen.» Aber seine Wirkungen erreichen gewisse Rechte der Vereinigten Staaten. Deshalb haben die Vereinigten Staaten ihr Wort dazu zu sagen. «Wir sind keine zur Seite stehenden Zuschauer mehr . . . » Der Präsident sagt das zum ersten Mal und die Tragweite seiner klaren, deutlich ausgesprochenen Worte wurde verstanden. Er fährt fort: «Wir nehmen, ob wir wollen oder nicht, am Leben der Welt teil. Die Interessen aller Nationen sind auch die unsrigen. Wir

sind Mitteilhaber: was die Menschheit berührt, berührt unfehlbar auch uns, mit dem gleichen Rechte, wie die Nationen von Europa und Asien . . . » Bedeutende Worte eines amerikanischen Staatsmannes, sie stürzen mit einem Schlag die Trennung zwischen der Alten und der Neuen Welt um. «Wir sind ein Volk für uns, ein Volk mit einer eigenen Seele», so sangen im Jahr 1914 die amerikanischen Massen. Im Jahr 1916 erklärt der Präsident: «Ihr seid ein Volk unter Völkern, Ihr seid Glieder einer gemeinsamen Menschheit.» Und er entwickelt seinen Gedanken weiter; «Da wir Teilnehmer sind, haben wir das Recht, einzugreifen.» Und er fügt bei (ist das nicht eine Drohung gegen Deutschland?):

«Es ist wahrscheinlich, dass, wenn diejenigen, die diesen grossen Kampf verursacht haben, gewusst hätten, welche Allianzen sich bilden werden und was für Kräfte sich erheben werden, sie sich glücklich gefühlt hätten zu verhandeln, anstatt zu kämpfen. Wenn wir die Gelegenheit gehabt hätten, die Kriegführenden von der Haltung in Kenntnis zu setzen, die wir pflichtgemäss werden einnehmen müssen, oder die Methoden und Mittel der Kriegführung zu bestimmen, gegen die wir uns mit unserer ganzen moralischen und wirtschaftlichen Kraft, unter Umständen sogar mit unserer physischen Ge-

walt, zur Wehre zu setzen uns verpflichtet fühlen werden; vielleicht wären unsere Vorstellungen dann richtig gewürdigt und betrachtet worden.»

Der Präsident zweifelt nicht daran, und er hat niemals daran gezweifelt, dass es die deutschen Staatsmänner sind, die diesen grossen Konflikt verursacht haben.

Es ist daher notwendig, schloss der Präsident, dass sich die Vereinigten Staaten den andern Nationen annähern, um den Frieden in Übereinstimmung mit ihnen zu organisieren. «Das ist unbestreitbar der Gedanke von ganz Amerika, das ist es, was wir zu gegebener Zeit sagen werden.» Und er schliesst mit einer Umschreibung dessen, was das Volk der Vereinigten Staaten wünscht: Erstens, dass die Kriegführenden sich unter einander einigen, um den Frieden zu schliessen. Zweitens, dass ein allgemeiner Bund der Nationen eingesetzt werde, um die Freiheit der Meere aufrecht zu halten und jeden Krieg zu verhindern, der im Widerspruch zu den Verträgen unternommen würde, ohne dass vorher die Streitpunkte bekannt gemacht und dem Urteil der öffentlichen Meinung der Welt vollständig unterstellt worden wären – eine gegenseitige Garantie der territorialen Unverletzlichkeit und politischen Unabhängigkeit.

Wir unterstreichen diese letzten Worte, die eine juristische Umschreibung der Übereinkommen zu enthalten scheinen, die die Regierung der Vereinigten Staaten nach dem Krieg zu schliessen bereit ist

Die Rede vom 27. Mai wurde lebhaft besprochen. Die Freunde der Entente warfen dem Präsidenten seinen hartnäckigen Neutralismus vor. Die konservativen Republikaner warfen ihm seine Weltfremdheit, seine Verkennung der diplomatischen Probleme vor. «Ein Weltbund der Nationen!» ruft Morton Fullerton ironisch aus.» Das ist also, nach zwei Jahren eines Krieges, der die Torheit einer solchen Utopie in aller Augen springen lässt, der unwürdige Traum eines Staatsleiters, des verantwortlichen Hauptes eines der ersten Staaten der Welt.»*) Würde Morton Fullerton heute diese Zeilen noch unterschreiben? Das Haupt einer grossen Demokratie spricht immer zu Mengen, die blossen Träumen zugänglich sind. Um sie zu erreichen, ruft er in ihnen Träume wach. Aber es kann ihn kein Vorwurf treffen, wenn er gleichzeitig seine Absichten zu verfolgen weiss. Wer zweifelt heute daran? Die Rede vom 27. Mai ist ein Glied in einer engen Kette. Es war die Absicht des Präsidenten Wilson, das Volk der Vereinigten Staaten mit dem Ge-

*) The American Crisis and the war, Seite 132.

danken an ein Eingreifen in den europäischen Konflikt vertraut zu machen. Das hat er sehr wohl verstanden. Die deutschfreundlichen Amerikaner und die Gegner Grossbritanniens sahen das wohl ein und wiesen auf die Gefahr hin. «Lassen wir uns nicht in fremde Bündnisse hineinführen», protestiert der Sun am 29. Mai, «der Präsident schlägt uns nichts weniger vor, als die Umkehrung unserer hergebrachten Politik, den Verzicht auf die Haltung, die wir bis jetzt mit so grosser Aufmerksamkeit befolgt haben.» Der «Sun» sieht richtig und erkennt zweifellos, dass, wenn Präsident Wilson mit so grosser Eindringlichkeit vom Frieden spricht, das geschieht, um das Volk, dessen Führer er ist, sanfter auf den Weg des Krieges zu führen.

X. Die Wiederwahl

Von diesem Moment an ist die Wahlzeit tatsächlich eröffnet. Die Ereignisse drängen sich ausserhalb und innerhalb der Vereinigten Staaten. Das amerikanische Volk aber ist beherrscht vom Ablauf der Präsidentschaftszeit. Diese Frage schliesst alle andern in sich ein. Was auch kommen möge, sie beschäftigt die Geister.

Wird Woodrow Wilson wieder gewählt werden? Er wird kandidieren, daran zweifelt niemand. Er hat das seit Februar 1913 angekündigt. «Vier Jahre Regierungsmacht, hatte er geschrieben, das ist zu lang, wenn der Präsident nicht in Wahrheit der Wortführer seines Volkes ist, wenn er sich leiten lässt und nicht selbst leitet. Es ist zu kurz, wenn der Präsident ein Mann ist, der ein grosses reformatorisches Werk schafft oder es zu schaffen unternimmt; ihm fehlt die Zeit.»*) Seine Gegner sind die republikanische Partei, die immer noch stark ist infolge ihres alten Ansehens und der Unterstützung durch die Hochfinanz; die leidenschaftlichen Anhänger der Entente, die ihm seine

*) Brief an A. M. Palmers, zitiert bei Ford, Seite 319.

Neutralität nicht verzeihen; die glühenden Deutschfreunde, die ihm zürnen, weil er den Handel mit Waffen und Munition nach der Entente nicht untersagt hat Für ihn ist die grosse Menge der demokratischen Partei, die so lange nicht mehr am Ruder gewesen war und die, trotz vorübergehender Auflehnung, ihrem Führer gehorsam folgt, der ihr Ehre bringt und Dienste leistet. Er hat für sich die Überlieferung, die dem amerikanischen Volk anrät, einen Präsidenten, der sein Ansehen nicht verloren hat, im Amt zu behalten. Er hat endlich für sich seine gewaltige Arbeit, die erzielten Reformen, die in Vorbereitung stehenden Reformen und seine unermüdliche Tätigkeit, die niemals eine Gelegenheit versäumt.

Er drängt auf die Annahme der Militärvorlage, Die alte reguläre Armee zählte 100,000 Mann, Er will sie auf 170,000 Mann verstärken, mit einer Reserve von 230,000 Mann, also im ganzen 400,000 Mann, Hinter dieser ersten Armee verlangt er eine zweite für die Bewachung des eigenen Gebietes, die ebenfalls 400,000 Mann stark sein soll. Sie wird aus Freiwilligen gebildet werden: Das ist die Grundlage, «Wenn aber die Zahl der Freiwilligen nicht ausreicht, um die Bataillone auf dem Sollbestand zu halten, so werden die notwendigen Mannschaften aus der organisierten Miliz entnommen.» Die organisierte Miliz umfasst

alle Männer von 18 bis 45 Jahren: das ist also die allgemeine Wehrpflicht, Präsident Wilson hat in seinen Reden davon nichts gesagt, aber er verlangt sie und setzt sie durch, er lässt das notwendige Prinzip aufnehmen. In andern Punkten, die er für weniger wichtig hält, gibt er nach. Der Generalstab verlangt, dass die ganze nationale Armee vollkommen dem Bund unterstellt werde. Die demokratische Partei verlangt, dass die Milizen der Einzelstaaten erhalten bleiben und nur unter eine gewisse Kontrolle der Militärbehörden des Bundes gestellt werden. Der Präsident lehnt es ab, selbst einzugreifen und lässt seine Partei handeln und siegen.

Das war keine glückliche Konzession, der Beweis wurde bald durch die Tatsachen geleistet. Die verzwickte mexikanische Frage, die seit vier Monaten sich sehr zugespitzt hatte, nötigte die Regierung der Vereinigten Staaten zu Rüstungen. Schon waren 5'000 Mann von der stehenden Armee unter dem General Pershing in Mexiko eingedrungen und auf der Verfolgung der Banden. Man musste die lange Grenze bewachen und Präsident Wilson bot die Milizen der Einzelstaaten auf. Dieser sofort angestellte Versuch zeitigte ein klägliches Resultat. 63 Prozent der Einberufenen hatten keinerlei militärische Ausbildung, und drei Monate nach der Einberufung waren

viele noch nicht ausgerüstet. Der Präsident wurde bei dieser Gelegenheit in der Presse übel mitgenommen. Er liess sie reden und man kann darauf wetten, dass er keineswegs unglücklich darüber war, dass der arge Missgriff, den seine Partei begangen hatte, so klar zu Tage getreten war.

Er liess noch andere Militärgesetze zur Abstimmung kommen, Das eine betraf die Marine, die dazu bestimmt wurde, die zweite der Welt zu werden, Präsident Wilson anerkannte noch die englische Vorherrschaft zur See, Ein anderes betraf die Handelsmarine; Präsident Wilson wollte, dass Amerika, das bisher durch die alten Schiffsindustrien von Europa beherrscht worden war, sich davon frei machen und für den Welthandel seine eigene Flotte besitzen sollte, so gut wie für den Krieg, Er wollte rasch vorwärts gehen und, wie es scheint, eine Staatsflotte bilden. Der Kongress leistete Widerstand und Wilson gab wieder nach. Es wurde bestimmt, dass der Staat nicht länger als fünf Jahre nach Abschluss des europäischen Friedens selbst Handelsschiffe besitzen dürfe. Aber das Wesentliche hatte er erlangt: Einen Kredit von 250 Millionen Franken für Schiffsbauten und den Ankauf von Schiffen, Eine nahe Zukunft sollte den Beweis

für die Dringlichkeit und die grosse nationale Bedeutung dieser Kredite leisten.

Das ist aber nicht alles. Präsident Wilson vergass das nationale Werk nicht, das er begonnen hatte. Zwei Gesetze, das eine über den landwirtschaftlichen Bodenkredit, und das andere über die Arbeit der Kinder in den Fabriken, blieben in der Schwebe und waren durch den bevorstehenden Schluss der Session sehr bedroht. Der Präsident wollte sie retten und es gelang ihm durch einen direkten Aufruf an die Parteiführer. Das Gesetz, das die Kinderarbeit schützte, bereitete erhebliche juristische Schwierigkeiten. Obwohl es von der Bundesregierung erlassen war, sollte es im Innern der selbständigen Einzelstaaten zur Anwendung gelangen, entgegen der Verfassung und entgegen dem Herkommen. Der Präsident hatte das erkannt und einige Jahre vorher geschrieben: «Wenn die Bundesgesetzgebung über die Arbeit der Kinder in den Fabriken so angenommen wird, wie man sie in Vorschlag bringt, so wird das ein sprechendes Beispiel sein für ein fast unbegrenztes Anwachsen der Zentralgewalt, das über alle Gesetzestexte hinausgeht.» Aber Präsident Wilson hatte die Leidenschaft für die Zentralgewalt und keinerlei Verehrung für den Gesetzeswortlaut: Er setzte die Annahme des Gesetzes durch.

das von der Grossindustrie scharf bekämpft wurde.*)

Ein anderes, rasch entworfenes, improvisiertes soziales Gesetz, das ausserordentlich zu Bedenken Anlass gibt, bildete den Abschluss der vier Jahre seiner Präsidentschaft. Im August 1916 verlangten 400,000 Bahnangestellte (organisierte Lokomotivführer, Heizer, Schaffner) stürmisch eine Herabsetzung der Arbeitszeit: Acht Stunden anstelle von neun oder zehn.

*) Dies Gesetz bietet ein Beispiel für die eigentümlichen Wege, die der amerikanische Zentralstaat einschlägt, um seine Macht auszudehnen. Er hat kein Recht, um den Einzelstaaten eine einheitliche Arbeiterschutzgesetzgebung aufzuerlegen. Aber er gelangt doch dazu, und zwar wie folgt: Er ruft sein feststehendes Recht an, den Handel von Staat zu Staat zu ordnen. Er verbietet den Verkehr mit Waren, die nicht unter Beobachtung der Vorschriften des Gesetzes erzeugt worden sind. Das ist ein Taschenspielerstück, aber es ist wirkungsvoll. Alle Industriellen müssen, wenn sie nicht auf den Verkehr mit den andern Einzelstaaten oder auf den Weltmarkt verzichten wollen, sich nach den Bundesvorschriften richten, sie dürfen kein Kind unter 14 Jahren beschäftigen und Kinder unter 16 Jahren weder in der Nacht, noch länger als 8 Stunden, arbeiten lassen. – Ein ähnliches Vorgehen wird der Regierung der Vereinigten Staaten nach der Kriegserklärung die Einführung einer Zensur gestatten. Alle Freiheit der Meinungsäusserung bleibt den Blättern gewahrt, aber wenn die Regierung sie hinderlich findet, wird sie ihnen die Benützung des Postdienstes versagen. Sie wird diese Blätter nicht untersagen, sie wird sie ersticken.

Die Bahn- Gesellschaften weigerten sich und schlugen ein Schiedsgericht vor. Die Arbeiter lehnten das Schiedsgericht ab und kündigten an, dass sie ihren Streik am 4. September beginnen werden. Von Philadelphia bis San Franzisko, von den grossen Seen im Norden bis nach New-Orleans sollten alle Bahnen stille stehen. Die Drohung war schwer und die Arbeiter hatten den Moment, um mit Brutalität zu drohen, geschickt gewählt; Neun Wochen verblieben noch bis zur Präsidentenwahl, und die konservativen Republikaner hätten leichtes Spiel gegen Wilson gehabt, wenn eine grosse soziale Krise den Gipfelpunkt seiner Regierungszeit bedeutet hätte, Die Arbeiterführer verlangten von ihm, dass er gesetzgeberisch eingreife. Er handelte mit seiner gewohnten Energie, aber mit einer wenig würdigen Energie. Am 29. August kam er selbst in den Kongress, wie er es 4 Monate vorher getan hatte, um sein Ultimatum gegen Deutschland zu verlesen. Diesmal kam er, um selbst einem Ultimatum zu weichen. Er verlangte die sofortige Annahme eines Gesetzes, dessen wesentliche Bestimmung den Arbeitern den gesetzlichen Achtstundentag gewährte. Die Konzession war peinlich und die lange Rede des Präsidenten, die das verlangte, wurde unangenehm empfunden. Präsident Wilson hätte ein strenges Wort für

diese Arbeiterorganisationen finden können, die eine schiedsgerichtliche Erledigung abgelehnt und ihr Land an der Kehle gefasst hatten. Ein solches Urteil hätte sehr wohl zu dem moralischen Ton seiner Botschaften gepasst. Aber er hütete sich wohl, er tadelte eher die Bahn-Gesellschaften, als die Gewerkschaften. Er hätte in Erinnerung rufen können, dass er nicht ohne Waffen sei, um das Land vor den Erpressungen einer Organisation zu schützen. Aber er tat es nicht. Er liess etwas zu sehr das lebhafteste Bedürfnis in Erscheinung treten, das er nach der Gunst der Massen und deren Stimmen empfand. Am 31. August wurde das Gesetz ohne wesentliche Änderungen angenommen und so der Streik vermieden. Das war sein letzter und sein am wenigsten ruhmvoller Sieg.

* *

Der Mann, der sechs Jahre vorher nichts anderes war, als ein angesehener Universitätslehrer, hatte hart gearbeitet. Das Volk der Vereinigten Staaten fühlte sich in der Hand eines Führers. Das ist nach seinem Geschmack. Das Volk leistet der persönlichen Macht keinen Widerstand, es spendet ihr seinen Beifall und der Widerstand einiger, nicht zahlreicher, Geister gegen diese nationale Bewegung ist wirkungslos. Geor-

ge E. Boren klagt im Sun die «darwinistische Politik» an, die von Professor Wilson in den Vereinigten Staaten in Theorie und Praxis eingeführt worden sei. Als Professor hatte er allen Wert der Prinzipien verleugnet: «Die Verfassungen sind das, was die Politiker daraus machen», hatte er geschrieben. Was macht er als Präsident aus der Regierung der Vereinigten Staaten? Er erniedrigt sie, er lässt sie unter einer Streikdrohung zusammenbrechen. Er verletzt die Freiheit der Einzelstaaten schwer. Er bedroht die Freiheit der Industrien, indem er durch die Zentralgewalt eine Flotte ankaufen und tätig sein lässt.» Die Verfassung bedeutet nichts anderes mehr, wenn man sie so auffasst, als was in irgendeinem Zeitpunkt eine von Ketzerien und Hysterien beherrschte öffentliche Meinung verlangen kann.» George E. Boren spricht mit Unrecht so. Die Verfassung, so wie Wilson sie versteht, gehorcht den Launen der öffentlichen Meinung nicht. Sie gehorcht im Wesentlichen einem Führer, der die öffentliche Meinung kennt, der sie aber frei auslegt und ihr ihre Richtung weist. Das ist seine Theorie und auch seine Praxis. Es kommt vor, dass er in seinen Zugeständnissen sich beugt, dass er weicht, dass er nachgibt; es kommt vor, dass er der Demagogie ihren Teil gibt, und das ist in einem demokrati-

schen Regiment eine Notwendigkeit. Aber er ist kein Demagoge, er ist ein Diktator.

Hören wir seine Diktatorenstimme. Am 3. September 1916 hält er seine erste Wahlrede. Er erinnert an sein wirtschaftliches und soziales Werk: Die Erneuerung des Zolltarifs, die Schaffung einer Handelsmarine, einer Bundesbank, eines nationalen Dienstes für Arbeitsvermittlung, das Bundesgesetz über die Kinderarbeit. Er zählt einfach alle diese Siege auf, die blosser Aufzählung kann seinem Stolze genügen. Dann spricht er von den auswärtigen Problemen. Er war geduldig mit dem schwachen Mexiko, er freut sich darüber und wird so fortfahren. Er hat sich unerbittlich aufgelehnt gegen Methoden des Seekrieges, denen amerikanische Bürger zum Opfer gefallen waren. Er beglückwünscht sich dazu, er wird so weiterfahren und mit der äussersten Energie gegen die amerikanischen Bürger kämpfen, die, als Verräter von Amerika, ihrem alten Vaterland gehorchen. Endlich die Zukunft: Präsident Wilson fasst die neuen Probleme ins Auge, die unvorhergesehenen, gewaltigen Möglichkeiten. Der grosse Krieg eröffnet sie alle. Er spricht kein Wort, das ahnen lässt, dass die Vereinigten Staaten daran teilnehmen müssen. Seine Politik verbietet ihm das. Aber er betont kräftig, dass die Vereinigten Staaten sich am Frieden beteiligen müssen. Was will

das heissen? Das einzige Mittel, an einem Frieden teilnehmen zu können, ist es, zuvor an einem Kriege teilzunehmen. Die Folgezeit wird das beweisen. Hören wir den Präsidenten Wilson:

«Der Friede muss gerecht und dauerhaft sein und wir hier in Amerika, wir müssen mit unserer ganzen Begeisterung und unserer ganzen Macht als Nation dazu beitragen, auf Weltgrundlagen einen Frieden zu schaffen, der nicht leicht erschüttert werden kann. Es wäre nicht gerecht, wenn eine Nation in einen Kampf einbezogen werden sollte, der weder ihre Ehre, noch ihre Unversehrtheit, noch das Vermögen ihrer Völker berührt. Aber es ist nicht mehr möglich, dass eine Nation neutral bleibt gegenüber einem willkürlichen Angriff, der den Frieden der Welt verwirrt. Es ist nicht mehr möglich, die Folgen eines Krieges auf die Zone der Schlachten einzuschränken. Es ist nicht mehr möglich, dass eine Nation ihr Geschick abschliesst und zur Seite steht, wenn das Leben, die Interessen aller Nationen verwirrt und bedroht sind. Wenn die vertrauensvolle, grossherzige Arbeit jemals wieder ins Leben gerufen werden soll, wenn die Künste, die Wohltäter des Menschen, jemals im Frieden wieder aufleben sollen, so muss eine neue Luft der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit in der Welt geschaffen

werden und zwar durch Mittel, die die Menschheit noch niemals versucht hat. Die Völker der Erde müssen sich einigen, um sich gegenseitig die Garantie zu schaffen, dass keine Tat, die darauf gerichtet ist, den Frieden der ganzen Welt zu verwirren, jemals ausgeführt werden wird, bevor sie dem Urteil der öffentlichen Meinung der Welt unterstellt worden ist.

Das sind die neuen Fundamente, die die Welt sich bauen muss, und bei dieser Wiederherstellung werden wir unsere Rolle zu spielen haben, und zwar in grossherziger Weise und ohne zu sehr an unsere besonderen Interessen zu denken. Wir müssen uns bereit halten, diese Rolle klug, kraftvoll und gut durchzuführen. Um unsern hergebrachten Provinzialismus ist es geschehen. Ob wir wollen oder nicht, wir werden in dem Weltdrama eine leitende Rolle (a leading part) spielen. Wir werden geben, nicht entleihen, wir werden selbst handeln, wir werden nicht nachahmen und nicht bloss nachfolgen. Wir werden organisieren und die Initiativen ergreifen.» Man wird dafür sorgen müssen, dass dieser Weltfrieden seine Früchte trage. Man wird produzieren und den Ertrag der Erde austauschen müssen. Die Vereinigten Staaten werden ihren grossen Anteil bei dieser Arbeit der menschlichen Wiederherstellung

erhalten. Die Völker werden dringende Bedürfnisse haben, man wird sie befriedigen müssen. Die amerikanische Ausfuhr wird unterstützt werden. Wenn etwas in der gegen die Trusts gerichteten Gesetzgebung ihren Verbänden hindernd in den Weg tritt, werden diese Gesetze geändert werden. Ihre Unternehmungen ins Ausland werden nicht gehindert werden. «Sie werden freies Feld erhalten, man wird ihnen die Hilfsmittel in die Hand geben. Die Regierung der Vereinigten Staaten wird die Aufgabe haben, darüber zu wachen, dass die Bedingungen des Güteraustausches zwischen den Völkern billig und gerecht bleiben.» Der Präsident beendigte seine Rede mit einem ergreifenden Schlusswort.

«Es ist ein Ende mit dem Klein-Amerikanismus, mit den engen Ansichten und den geschützten Industrien Endlich erhebt sich für die Vereinigten Staaten der Tag der grossen Unternehmungen, deren Wirkungsfeld die weite Welt ist Wir hoffen, dass ganz Amerika, angeregt durch diese neuen Zeiten, dass die Republiken beider Amerika, sich einander annähern werden, um ein neues Leben zu leben und in den Arbeiten des Friedens gemeinsame Schritte zu unternehmen. Wir sind die Amerikaner eines grossen Amerika und wir freuen uns darauf, die Tage kommen zu sehen, wo Amerika sich bemühen wird, die Welt anzuregen, ohne sie zu reizen

und ohne neue Gegensätze zu schaffen . . . Das also sind die Taten und die Hoffnungen, mit denen wir vor das Land treten.»

* *

Der Tag der Abstimmung naht heran, wer wird gewählt werden? Wird Wilson gewinnen? Es ist nicht sicher. Seine persönliche Stellung ist stark, aber er trifft auch grosse Wahlschwierigkeiten. Im Jahr 1912 hatte er infolge der Trennung seiner Gegner Erfolg gehabt. Wenn die Stimmen, die der Progressist Roosevelt und der Republikaner Taft erlangt hatten, gegen ihn vereinigt worden wären, so hätten sie ihn in eine Minderheit von 1,300,000 Stimmen versetzt. Aber dies Jahr haben sich Progressisten und Republikaner geeinigt: Hughes, ein früherer Gouverneur des Staates New-York, einer der Richter des Obersten Gerichtshofs, ein fähiger, aber wie man drüben sagt, ein Mann «ohne Magnetismus», ist ihr Kandidat. Wilson muss daher vor allem andern 1,300,000 Stimmen gewinnen. Das ist eine grosse Zahl und auch die Vertrauensvollsten können sich nicht allen Zweifeln entziehen. Der Krieg beschäftigt das amerikanische Volk nicht mehr. Es ist ganz bei Wilson und bei Hughes, bei ihren Reden und ihren Persönlichkeiten, vollkommen erfüllt von der

Aufregung des Wettlaufs, der zwischen diesen beiden Männern entbrannt ist.

Wir wollen Präsident Wilson in seiner Häuslichkeit aufsuchen. Eine sehr begabte Journalistin, Ida M. Tarbell, führt uns bei ihm ein, Er ist in seinem Landhaus von Shadow Lawn. Er kommt der Besucherin entgegen, er bereitet ihr einen liebenswürdigen Empfang, da er sich entschlossen hat, liebenswürdig zu sein. Sie schreibt: «Ein Präsident, immer der Präsident. Aber auch ein Gentleman, der den Gast, den er zu Tisch gebeten hat, als Freund behandelt, sich für die Dinge interessiert, die diesen interessieren, und der den sichtbaren Willen hat, nicht bloss ihm eine Audienz zu geben, sondern mit ihm zu plaudern. Er geht auf politische Fragen ein, wenn die Besucherin ihn darum bittet, aber er lässt sich dabei grosse Freiheit; Er ist Präsident, er regiert nach seinem Gewissen. Wenn er wiedergewählt wird, wird er sein bestes tun. Wenn er nicht wiedergewählt wird, wird er wieder ein Mann der Universität werden. Er hält sich immer bereit, Dienste zu leisten und erwartet. Ida Tarbell fragt ihn über seine Lektüre. Er antwortet: «Seit 14 Jahren habe ich kein ernsthaftes Buch mehr gelesen. Einige Kriminalromane sind das einzige, was mich zerstreut. Die modernen Romane sind zu sehr mit Problemen beladen und Probleme habe ich genug. Hie

rig. Der Präsident hat keine Zweifel an der Sicherheit der Übereinstimmung, die ihn mit seinem Volke verbindet.

«Ich glaube, es gibt keinen lebenden Menschen, der mehr durchtränkt ist vom amerikanischen Gedanken, als ich. Ich habe mein ganzes Leben lang von ihm gelebt. Wenn ich zu entwirren suche, was das Volk denkt, und wenn ich es zum Ausdruck bringe, wenn sich dann zuerst eine Unstimmigkeit zeigt, so setzt mich das nicht in Erstaunen, sondern ich habe alles Vertrauen, dass seine Gedanken sich den meinigen anschliessen werden. Ich ziehe eine überlegte Zustimmung einer übereilten Zustimmung weit vor.»

Folgen wir unserm Helden und treten wir in eine der Versammlungen ein, wo Tausende von Zuhörern die Kandidaten für die Präsidentschaft mit Staunen erregender Ordnung und Stille anhören. Am 27. Oktober 1916 spricht Wilson in Cincinnati. Er greift die Grossbanken an, deren Monopol durch die Bundesbank, die sein Werk ist, gestürzt worden ist. «Haben wir uns befreit, sagt er, damit neue Ankömmlinge in frecher Weise sich gestatten, unsere Herren zu sein? Ich werde mir nicht die Aufgabe stellen, Eure Angelegenheiten zu führen und Ihr wisst wohl, dass ich nicht wüsste, wie ich mich dabei verhalten müsste . . .»

«Doch, Sie haben sie sehr gut geführt!» schreit ihm die Menge zu, und überschüttet ihn mit Beifall.

«Nein, liebe Mitbürger, antwortete er. Ich versuche bloss zu verstehen, was Ihr wollt, dass ich tue, und dann tue ich es.»

Wie fern steht er uns plötzlich, der akademische Würdenträger, den wir eben besucht haben, und der uns Verse von Tennyson vorsprach! Wir wandelten unter dem Schatten eines Oxford. In welches Cincinnati, in welches Ohio sind wir plötzlich versetzt?

Ein andermal spricht er in Omaha im Staat Nebraska. Die verschwundenen Indianer haben hier die Namen ihrer musikalischen Sprache zurückgelassen. Es ist die innerste Mitte des Landes, der Atlantische und der Stille Ozean sind gleich weit entfernt. Es ist der am meisten ackerbautreibende Staat, die Bevölkerung, die sich am wenigsten um alles das kümmert, was nicht ihren eigenen Grund und Boden angeht. Präsident Wilson ist in Omaha. Er hat den Frieden aufrechterhalten, das ist alles, was man von ihm weiss, aber es ist genug, um ihm die Liebe zu sichern und um ihn zu behalten. Man bereitet ihm einen festlichen Empfang, der ganz die Formen einer Kundgebung für den Frieden annimmt.

Er hat uns vor dem Kriege bewahrt! schreit die Menge: He kept us out of war. Das ist ein vereinbarter Zuruf, der überall wiederholt wurde. Man schrie ferner; Wer hat die Nation gerettet? Wilson! antwortete die Menge und vereinzelt Stimmen fügten bei: Hoch der Friedensstifter!

Präsident Wilson wusste, dass er aus dieser Dankbarkeit der Menge für einen Frieden, den er aufrecht erhalten habe, den er aber ohne Zweifel nicht länger mehr aufrecht halten konnte, hätte Vorteile ziehen können. Seine Lage war daher eine recht heikle. Er hätte den Versuch machen können, diese Dankbarkeit auszubeuten. Es wäre ein unehrenhaftes, aber mächtiges, von sofortigem Erfolg begleitetes Mittel gewesen. Er tat es nicht. Er benahm sich als ehrenhafter Mensch, indem er offenbar davon ausging, dass die Ehrenhaftigkeit in dieser schweren Sache der richtige Berater des Politikers sei. Er hatte nie eine Gelegenheit vorübergehen lassen, die zu vertrauensseligen Massen zu warnen; Ja, er hatte den Frieden aufrecht erhalten und er nahm den Dank dafür an. Denn er hatte es mit grosser Mühe getan. Aber diese Mühe war das Zeichen der Gefahr und das Volk der Vereinigten Staaten musste sich für den noch immer drohenden, immer schrecklicher drohenden Krieg bereit-

halten Wie oft hat er so gesprochen!

Der Empfang in Omaha beunruhigte ihn und regte ihn vielleicht auf. Er glaubte, auf diese heftigste Friedenskundgebung, die ihm begegnet war, durch die am schärfsten mahnende Rede antworten zu sollen, die er je gehalten hatte. Er rief zuerst diesem Volke von Nebraska die mühselige Geschichte seiner Anfänge in Erinnerung: Die Eroberung des Landes gegenüber den Indianern, die Besitznahme und Urbarisierung durch bewaffnete Bebauer. Dann führt ihn ein plötzlicher Übergang zum Krieg;

«Es gibt ebenso viel Kampfeslust in Amerika, als in irgendeiner andern Nation der Welt, erklärt er.

Wir haben ein Programm für das innere Leben von Amerika. Wir werden es nicht vergessen. Aber wir haben noch nie unser Programm für das äussere Leben von Amerika, für die Rolle, die es in der Welt spielen wird, mit der gewünschten Deutlichkeit auseinandergesetzt. Es ist dringend, dass wir es jetzt ohne Zögern tun.

Ihr wisst, dass wir niemals den Rat des grossen Washington vergessen, sondern immer mit Hochachtung betrachtet haben, der uns darauf hinwies, dass wir jede Verstrickung in äussere Angelegenheiten vermeiden sollten.

Wenn ich ihn recht verstehe, wollte er damit sagen, dass wir es vermeiden sollen, uns durch die Interessen und die besonderen Absichten der andern Staaten hineinziehen zu lassen. Aber er wollte nicht sagen, – wenn ich hier eine Erklärung der orte dieses grossen Mannes wagen darf – dass wir auch von den Angelegenheiten der ganzen Welt uns fernhalten sollen. Denn wir sind ein Teil dieser Welt und nichts, was sie angeht, kann uns kalt lassen.

Die ganze Welt soll es wissen: Wir sind bereit, unsere Kräfte ohne Rückhalt auszugeben, um im Interesse der Menschheit den Frieden zu beschützen. Was das Leben der ganzen Welt stört, geht die ganze Welt an, und es ist unsere Pflicht, unsere ganze Kratt in den Dienst einer Liga der Nationen zu stellen, die eingerichtet ist, um jeden, der den Frieden der Welt stören will, zu unterdrücken.

Wenn jemand Euch fragt: «Wollt Ihr Euch schlagen», so antwortet: «Ja, aber ich will mich nur schlagen für eine Sache, die dieser Mühe wert ist.» – Ihr wollt nichts wissen von einer kleinlichen Streiterei. Ihr wollt Euch nur für Einen Kampf interessieren: Denjenigen, in dessen Grund die Menschenrechte im Wortlaut eingeschrieben sind. Men-

schenblut wird, wenn es notwendig ist, vergossen werden. Aber Ihr wollt, dass es für eine edle Sache geschehe.»

Der Präsident sprach mit Feuer und das Volk von Nebraska klatschte ihm bei jedem Satze Beifall, versichert die New-York Tribune. Hatte es verstanden, dies ferne Volk? Es ist nicht sicher. Aber konnte der Präsident mehr sagen, ohne einer Panik zu rufen? Er konnte es nicht.

Soklärte er die Pazifisten auf. Noch deutlicher warnte er die Deutschamerikaner. Der Präsident einer Liga, die auf ihrer Seite stand, sandte an den Präsidenten ein feindseliges Telegramm:

«Wir wiederholen Ihnen den Ausdruck der Missbilligung, die das Volk für Ihre englandfreundliche Politik empfindet. Sie haben nicht verstanden, alle Rechte der Amerikaner zu schützen. Sie waren unterwürfig gegenüber der Regierung von England. Sie haben die Krieganleihen und den Munitionshandel gebilligt. Das sind die Grundlagen Ihres Wahlfeldzuges.»

Die Antwort erfolgte sofort und sie wurde im Wortlaut veröffentlicht:

«Telegramm erhalten. Ich wäre tödlich getroffen, wenn Sie oder irgendjemand wie Sie mir Ihre Stimme geben würden. Da Sie bei treulosen Ameri-

kanern Zutritt haben, was nicht mein Fall ist, so bitte ich Sie, Ihnen diese Botschaft zu übermitteln

Woodrow Wilson

* *

Am Morgen des 7. November dauerten alle Zweifel noch an. Dass eine solche Wahl umstritten und schwierig war, darin liegt gewiss nichts Verwunderliches. Was aber überrascht, was, wenn wir das in so ernster Angelegenheit sagen dürfen, zum Lachen reizt, das ist die Kleinlichkeit und das Unzeitgemässe dieser Schwierigkeiten, Im November 1916 gibt es nur eine Frage für die Vereinigten Staaten, und das ist der grosse Krieg: Werden sie selbst darin auftreten oder Zuschauer bleiben? In den auswärtigen Ämtern von Europa und im Weissen Haus denkt man daran. Aber das Volk der Vereinigten Staaten, das feierlich angefragt wird, denkt nicht daran. Das Problem ist zu vielgestaltig, die Gesichtspunkte zu zahlreich und zu fernliegend. Das Volk versteht es nicht und schweigt. Die beiden Kandidaten, die sich gegenüberstehen, verlangen in dieser Sache keinen Auftrag und niemand versucht, ihnen einen solchen vorzuschreiben. Die einzige Frage, die von Bedeutung ist, wird nicht gestellt. Es wird aber auch keine andere an deren Stelle gesetzt. In Amerika, wie in Europa, ist das Leben im Gefolge

des Orkanes aufgehoben. So ist der Wahlfeldzug sowohl von Wilson, als auch von Hughes, durch den völligen Mangel eines Programmes ganz merkwürdig gekennzeichnet, Die beiden Männer stellen sich dem Volke vor, sie halten Reden, Aber sie kündigen keine Reformen und keine Entscheidung an. Da herrscht eine völlige Leere, Wie will man in der Leere die Aussichten bemessen und den Ausgang vorhersehen? Man möchte wissen, auf welche Seite die Stimmen der Deutschamerikaner sich schlagen werden. Nutzlose Frage: Die Deutschamerikaner, die von beiden Kandidaten in gleicher Weise angegriffen werden, werden nach dem Zufall lokaler Wahlmanöver entscheiden. Man möchte gern wissen, wer der bevorzugte Kandidat der Frauen ist, die zum ersten Mal in der Zahl von drei oder vier Millionen an der Präsidentenwahl teilnehmen. Müßige Frage, Die Stimmen der Frauen werden sich, wie diejenigen der Männer, in diesem farblosen Kampf zerstreuen. Erst das Ergebnis selbst wird Klarheit bringen, man muss Geduld haben.

Man wartet lange, denn es dauerte ebenso lange, das Wahlergebnis zu entwirren, als es schwierig gewesen war, es vorauszusehen. Die ersten Resultate täuschten; Die beiden grossen Staaten des Ostens, Pennsylvania und New-York, hatten in Massen gegen

Wilson gestimmt. Sie verfügten über 82 Wahlmänner, Illinois mit seinen 29 Stimmen folgte ihnen, Wilson war zu Beginn mit 111 Stimmen überholt. Die republikanischen Blätter hissten in New-York das rote Zeichen des Sieges und kündigten am Tage darauf in Riesenlettern an:

Hughes gewählt mit 290 Stimmen, vielleicht 312, sieben Staaten zweifelhaft. Die Nachricht erreichte Europa und Wilson wurde während 24 Stunden als ein Besiegter behandelt. Damals konnte er seine wirklichen Freunde zählen, und sie waren bald gezählt. Aber vom Nachmittag des 8. November ab begannen die Zweifel von Neuem. Schwache Mehrheiten, die aber zahlreich in den Städten des Westens und im Zentrum zustande gekommen waren, kehrten die Voraussage um. Am 10. abends hatte Wilson 251 Stimmen, Hughes 242. Da die Gesamtzahl der Stimmen 531 betrug, waren mindestens 266 nötig, damit einer der Kandidaten gewählt war, Wilson hatte Aussichten. Am Abend des 11. hat er immer noch solche, wenn sie auch immer gleich zweifelhaft waren. Es blieben noch die Ergebnisse von Kalifornien und Minnesota festzustellen, die so umstritten waren, dass man mit den Zählungen nicht zu Ende kommen konnte. Kalifornien hatte 900,000 Wähler, Eine de-

mokratische Mehrheit von 3'700 führte Wilson die Stimmen von 13 Wahlmännern zu. Minnesota hatte 360,000 Wähler. Eine Mehrheit von 500 Stimmen verschaffte Wilson die Stimmen von 12 Delegierten.

Die Wahl war zustande gekommen: Wilson hatte 276 Stimmen, Hughes 255. In Wählerstimmen gezählt, stellte sich die Abstimmung wie folgt:

Wilson (Demokrat)	9,116,296
Hughes (Republikaner)	8,547,474
Benson (Sozialist)	750,000
Verschiedene	235,206

Präsident Wilson hatte also 2,800,000 mehr Stimmen erhalten, als bei seiner ersten Wahl, Aber dieser Gewinn stammte nicht ausschliesslich von Stimmen, die gewechselt hatten. Die neuen Stimmen waren zahlreich, da sich in vier Jahren die Wählerschaft um 3,500,000 vermehrt hatte.

Man konnte wohl die Zahl prüfen und nach der Bedeutung der Abstimmung forschen; Man fand keine. Es scheint, dass unendlich kleine Ursachen hier die eine, dort die andere Mehrheit bestimmt hatten.

Wenn ein Gefühl für den Ausgang bestimmend ins Gewicht fiel, so war es zweifellos die Vorsicht und die Bescheidenheit der Massen. Sie kannten Wilson. Er hatte in einer gefährlichen Zeit ohne Katastrophe

regiert. Er hatte seine Versprechungen fast alle erfüllt, so behielten sie ihn. «Wir wollen diesen bewährten Mann behalten!» Das war eine der Formeln, und zwar die am meisten überzeugende, des Wahlfeldzuges gewesen.

«Der bewährte Mann» hatte also vier Jahre des höchsten Amtes vor sich, und zwar die letzten; So war er befreit von den Wahlsorgen, frei, ausschliesslich an das Wohl des Landes und, wie die Alten sagten, an seinen eigenen Ruhm zu denken. Es ist ein eigentümlicher Umweg der Geschichte! Diese zwingende Übung, die die Macht des Präsidenten auf zwei Wahlperioden einschränkt, geht auf den freiwilligen Rückzug von Jefferson zurück. Der alte Demokrat wollte durch sein Beispiel jede Wiederkehr eines persönlichen Regimentes verhindern. Er sah sicherlich nicht voraus, dass gerade diese Einschränkung eines Tages die Wirkung haben sollte, die Macht des Präsidenten zu steigern und sie für eine kurze, aber immerhin ausreichende Zeit, zur diktatorischen auszugestalten.

XI. Der Krieg

Wir sind nahe am Abschluss. Die Ereignisse, zu denen wir jetzt gelangen, greifen auf unsere Tage selbst über, sie gehören noch mehr der Gegenwart, als der Vergangenheit an und der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, da man sie in ihrem Zusammenhang erzählen könnte.

Beeilen wir uns auf dem raschen Weg. Was wird der Neugewählte tun? Wird er in den Krieg eingreifen? Eine sehr starke Bewegung der öffentlichen Meinung wünscht es und verlangt, dass er seine Vermittlung anbiete. Der Präsident hat ernsthafte Gründe, um dieses öffentliche Verlangen zu erhören. Er weiss wohl, dass die Deutschen neue Unterseeboote bauen, dass sie eine Wiederaufnahme ihres Unterseebootkrieges vorbereiten, und dass der dritte Frühling wiederum eine grosse Krise herbeiführen wird. Es wird die dritte sein, und der Präsident hat allen Grund zu der Annahme, dass sie entscheidend sein und den Krieg herbeiführen wird. Aber er will nicht, dass ihn der Krieg überrasche. Er bewegt sich näher an ihn heran, der Präsident sieht ihn kommen, er will ihm

selbst entgegengehen und sich dem Wirbelsturm in kluger Fahrt annähern. Sein erster Schritt wird ein Appell zum Frieden sein, eine Anfrage an die Kriegführenden über ihre Absichten und ihre Ziele. Der Präsident bereitet diesen Schritt vor, und die Kunde davon verbreitet sich, so gross auch das Geheimnis ist, mit dem er ihn umgibt. Am 23. November kennt man die Absichten des Präsidenten in Bern, Wien und Berlin, Man bespricht sie lebhaft. Ein halbamtliches Dementi, das in Washington ausgegeben wurde, kann die Gerüchte kaum beschwichtigen. Am 26. November ist der Gesandte Gerard in Washington. Er sieht den Präsidenten, er frühstückt mit dem Gesandten Bernsdorff und begibt sich dann sofort wieder nach Berlin, wo er in einer Bankettrede mit verhüllten Worten durchblicken lässt, dass eine Wiederaufnahme des Unterseebootkrieges die guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten unterbrechen werde. Es kommt der Dezember. Der Präsident arbeitet immer, und es ist offenbar seine Absicht, im Zeitpunkt des Weihnachtsfestes einen Aufruf zum Frieden bekannt zu machen. Aber nun erhebt sich ein anderes Gerücht, das von Wien und Berlin stammt. Es verkündigt irgendein geheimnisvolles Ereignis. Der Reichstag ist auf den 12. Dezember einberufen, der

Reichskanzler wird eine Rede halten. Das geschieht und er verkündet einen Aufruf zum Frieden.

Ist es ein Zufall? Es wäre eigentümlich. Wie kommt es, dass Bethmann-Hollweg sich dieser Idee, die so lange Zeit in Amerika herangereift ist, im gleichen Moment bemächtigt, da ein anderer Staatsmann die seinige ins Werk setzen will? Es scheint, dass es sich hier um ein geschicktes Manöver handelt. Die deutsche Diplomatie will den Vorteil einer schönen Haltung keinem andern überlassen. Sie weiss besser als irgendsonst jemand, was für Ereignisse im April bevorstehen und sie arbeitet hinterlistig daran, für die Rohheiten, die sie vorbereitet, eine Entschuldigung zu finden. Sie richtet ihren Aufruf an die Neutralen: «Wir sind überzeugt, sagt sie, dass die Vorschläge, die wir machen, und die darauf gerichtet sind, die Ehre und die Entwicklung unserer Völker zu sichern, geeignet wären, um als Grundlage für die Schaffung eines dauerhaften Friedens zu dienen. Wenn trotz dieses Angebotes von Frieden und Versöhnung der Krieg fort dauern müsste, sind die vier verbündeten Mächte entschlossen, ihn bis zu einem siegreichen Ende fortzusetzen, indem sie feierlich jede Verantwortung vor der Menschheit und der Geschichte ablehnen.*)»

*) Nicht amtlicher Wortlaut, vgl. die Vorbemerkung der Vorrede.

Präsident Wilson war ausserordentlich behindert. Preussen hatte auch diesmal wieder zuerst mobilisiert und seinen Gegner durch seine Schnelligkeit aus dem Geleise gebracht. Was sollte er tun? Das Spiel aufgeben, weil er die erste Runde verloren hatte? Er blieb bei seinem Vorsatz und veröffentlichte am 18. Dezember den Aufruf, den er vorbereitet hatte.

Dieser Aufruf war sehr klug. Präsident Wilson lehnte es ab, «den Frieden vorzuschlagen oder auch nur eine Vermittlung anzubieten.» Er regte bloss an, «dass Fühlung aufgenommen werde, damit man zu wissen anfangt, in welcher Entfernung von dem Hafen des Friedens man sich noch befinde, dem die ganze Menschheit mit fortgesetzter und steigender Kraft zustrebe.» Er wies auf gewisse Punkte hin, in welchen dem Anschein nach die Kriegführenden einig seien; Die Notwendigkeit eines freiheitlichen, dauernden, mit Sicherheiten ausgestatteten Friedens. Er kündigte ferner an, und das war eine der bedeutungsvollsten Stellen des Erlasses, dass, wenn der Krieg fort dauern sollte, «die Lage der neutralen Nationen, die schon jetzt äusserst hart sei, dadurch völlig unerträglich werden könnte.»

Das Zusammentreffen der beiden Noten erregte anfänglich Erstaunen. Deutschland hatte an die Neu-

tralen appelliert. Der mächtigste der Neutralen schien darauf zu antworten. Einige glaubten sogar, Präsident Wilson habe sich in Übereinstimmung mit Deutschland dafür verwendet, den Frieden aufzudrängen, den letzteres vorgeschlagen hatte. Der Schein sprach auch einigermassen dafür.

Die Entente antwortete höflich und eingehend. Die Zentralmächte antworteten in zehn Zeilen, in denen die Geringschätzung durchdrang. War das das Ende, und sollten diese Veröffentlichungen keine andern Folgen haben, die so viel Zorn, so viele Hoffnungen und so viel gespannte Erwartung erregt hatten? Aber der Präsident verfolgte seine Absicht weiter. Am 21. Januar 1917 erschien er im Senat und verlas eine lange Botschaft, die die Staatskanzleien und die Völker in tiefes Erstaunen setzte. Der Präsident erhob sich über die Möglichkeiten des gegenwärtigen Krieges und Friedens und umschrieb die Grundbedingungen der Gesellschaft der Nationen, deren Gründung, wie er bestätigte, die Aufgabe des Volkes der Vereinigten Staaten sei. Er nahm die Prinzipien, die er am 27. Mai 1916 in seiner Rede am Kongress der Liga für die Auferlegung des Friedens aufgestellt hatte, wieder auf

und entwickelte sie weiter. Wir lassen den bedeutungsvollen Text im Wortlaut folgen:*)

Botschaft des Präsidenten Wilson
an den amerikanischen Kongress
den kriegführenden Staaten
mitgeteilt

(Note vom 22. Januar 1917.)

An die Herren Mitglieder des Kongresses!

Am 18. Dezember des letzten Jahres habe ich an die zur Zeit kriegführenden Regierungen eine gleichlautende Note gerichtet und sie ersucht, in einer bestimmteren Weise, als dies von jeder der beteiligten Gruppen der Kriegführenden bis jetzt geschehen ist, die Bedingungen darzulegen, unter denen sie den Abschluss des Friedens für möglich halten.

Ich habe im Namen der Menschheit gesprochen und im Namen aller der Staaten, die, wie wir, neutral geblieben sind, und von denen viele ihre vitalsten In-

*) Es gibt eine sog. offizielle (französische) Übersetzung, die oft abgedruckt wurde, die aber sehr schlecht ist. Es war uns eine grosse Hilfe, dass wir sie nach der schönen und guten Übersetzung abändern konnten, die *Désiré Roustan* in seiner Sammlung: «Pourquoi nous sommes en Guerre» gegeben hat, in welcher sieben Botschaften des Präsidenten Wilson vereinigt sind. (Bezüglich der deutschen Übertragung wird auf die Vorbemerkung im Vorwort verwiesen).

teressen in fortwährender Gefahr sehen.

Die Zentralmächte haben in gemeinsamer Antwort einfach erklärt, dass sie bereit seien, an einer Konferenz mit ihren Gegnern zusammenzukommen, um die Bedingungen des Friedens zu besprechen.

Die Mächte der Entente haben viel deutlicher geantwortet. In allgemeinen Ausdrücken allerdings, die aber doch genügend umschrieben waren, um noch genauere Bestimmungen durchblicken zu lassen, haben sie die Vereinbarungen, die Garantien und die Wiederherstellungen aufgeführt, die sie für eine befriedigende Regelung unumgänglich halten.

Wir sehen uns so einer bestimmten Diskussion über den Frieden näher gerückt, der diesen Krieg beenden soll. Wir sind damit der Diskussion umso näher gerückt, aus der die internationale Verständigung hervorgehen soll, die inskünftig die Welt in Frieden halten wird.

Für jede Besprechung des Friedens, der diesem Krieg ein Ende bereiten soll, steht von allem Anfang an fest, dass dieser Friede irgendeine genau bestimmte Vereinigung der Mächte im Gefolge haben muss, die es tatsächlich unmöglich macht, dass uns jemals wieder eine ähnliche Katastrophe erschüttere. Das ist, was jeder Mensch, der die Menschheit liebt, jeder

denkende und mit gesundem Menschenverstand begabte Mensch von allem Anfang angeben muss.

Ich habe diese Gelegenheit gesucht, um mich an Sie zu wenden, weil ich angenommen habe, dass ich dieser Versammlung, der gleichzeitig wie mir die Sorge obliegt, in letzter Linie unsere internationalen Beziehungen zu bestimmen, schuldig sei, ohne Rückhalt die Gedanken und die Ziele darzulegen, die in meinem Geist Gestalt gewonnen haben mit Bezug auf die Pflicht unserer Regierung in den nicht fernen Tagen, da es notwendig sein wird, die Grundlagen des Friedens unter den Nationen neu und nach neuem Plane aufzurichten.

Es wäre nicht verständlich, dass das Volk der Vereinigten Staaten in dieser grossen Unternehmung gar keine Rolle spielen sollte. Die Teilnahme an einer solchen Mission ist ein Anlass, auf den es sich bewusst vorbereitet hat dank den Grundsätzen und dem Geiste seiner Politik, dank den Überlieferungen, die von seiner Regierung immer befolgt worden sind seit dem Tage, da es in der hohen und ehrenvollen Hoffnung eine neue Nation geschaffen hat, dass es der Menschheit durch sein ganzes Dasein und seine Lebensführung den Weg zur Freiheit zeigen könnte.

Die Ehre verbietet ihm, sich der Aufgabe zu entziehen, zu deren Lösung es aufgerufen werden wird. Ich suche sie nicht, aber das amerikanische Volk ist es sich selbst und den andern Nationen der Welt schuldig, zu verkünden, unter welchen Bedingungen es sich frei fühlen wird, diese Aufgabe durchzuführen.

Dieses Amt des amerikanischen Volkes ist nichts weniger als das Folgende: Seine Autorität und seine Macht der Autorität und Macht der andern Staaten beizufügen, um den Frieden und die Gerechtigkeit in der Welt zu garantieren, Eine solche Ordnung darf jetzt nicht mehr lange hinausgeschoben werden. Es ist richtig, dass vorher diese Regierung freimütig die Bedingungen in Worte fasst, unter denen sie sich für berechtigt halten würde, im Namen unseres Volkes ihren formellen und feierlichen Beitritt zu einer Liga für den Frieden zu erklären. Ich stehe hier, um den Versuch zu machen, diese Bedingungen anzugeben.

Zuerst muss diesem gegenwärtigen Krieg ein Ende gemacht werden, aber, um aufrichtig zu sein und um die Meinung der Menschheit gebührend aufzuklären, müssen wir sagen, dass es mit Rücksicht auf unsere Teilnahme an den Garantien des zukünftigen Friedens von ausserordentlicher Bedeutung ist, zu er-

fassen, in welcher Art und unter welchen Bedingungen der Krieg beendet werden wird.

Die Verträge und Übereinkünfte, die den Krieg beenden werden, müssen die Bedingungen enthalten, die einen Frieden schaffen, der würdig ist, garantiert und bewahrt zu werden. Einen Frieden, der die Billigung der Menschheit finden wird und nicht nur einen Frieden, der den besonderen Interessen und den unmittelbaren Zielen der kämpfenden Nationen dienen würde.

Wir werden keine Stimme haben, um festzulegen, welches diese Bedingungen sein werden, aber ich bin sicher, dass wir eine Stimme haben werden, um festzulegen, ob sie, ja oder nein, durch die Garantien eines Weltvertrages dauerhaft gemacht werden sollen, und unsere Meinung über das, was vorangehend, grundlegend und wesentlich ist, um dies Ziel zu erreichen, muss jetzt erklärt werden und nicht nachher, wenn es zu spät sein könnte.

Eine Übereinkunft mit Bezug auf einen gemeinsamen Frieden, welcher die Völker der Neuen Welt nicht mitumfassen würde, könnte nicht genügen, um die Zukunft gegen den Krieg zu sichern, und auf der andern Seite gibt es nur eine Art von Frieden, bei dessen Garantie die Völker von Amerika mitwirken könnten. Die Elemente dieses Friedens müssen solche

sein, die der Regierung der Vereinigten Staaten Vertrauen einflößen und die diesen Prinzipien entsprechen; Elemente, die vereinbar sind mit dem politischen Glauben und den U eher Zeugungen, die die Völker Amerikas ein für alle Mal angenommen und deren Verteidigung sie übernommen haben. Ich will damit nicht sagen, dass eine amerikanische Regierung gewissen Friedensbedingungen, wie immer sie ausfallen möchten, Hindernisse entgegenstellen würde, wenn die derzeit im Krieg stehenden Nationen solche annehmen, oder den Versuch machen würde, sie umzustossen, wie immer sie auch lauten würden. Ich betrachte es lediglich als feststehend, dass gewöhnliche Friedensbedingungen unter den Kriegführenden die Kriegführenden selbst nicht befriedigen könnten.

Blosse Übereinkünfte können den Frieden nicht sichern, Es wird unumgänglich nötig sein, dass eine Macht geschaffen wird, die die Fortdauer der Verständigung sicherstellt, eine Gewalt, die allen den jetzt im Kriege stehenden Mächten oder jedem bis jetzt gebildeten oder geplanten Staatenbündnis so überlegen ist, dass keine Nation, keine wahrscheinliche Verbindung von Nationen, ihr Trotz bieten oder Widerstand leisten kann.

Damit der künftige Frieden dauerhaft sein kann, muss er durch die überlegene organisierte Macht der

Menschheit gesichert werden. Die Bedingungen des in Aussicht stehenden Friedens werden darüber entscheiden, ob der Frieden ein solcher sein wird, dass er mit einer solchen Garantie ausgerüstet werden kann. Die Frage, von der der Friede und die zukünftige Politik der Welt abhängt, ist folgende: Ist der gegenwärtige Krieg ein Kampf für einen gerechten und dauernden Frieden, oder lediglich für einen neuen Gleichgewichtszustand zwischen den Mächten? Wenn er bloss ein Kampf ist um ein neues Gleichgewicht der Mächte, wer wird, wer kann die Dauer der neuen Übereinkunft garantieren?

Einzig ein ruhiges Europa kann ein dauerhaftes Europa sein. Es darf dort kein Gleichgewicht von Mächten sein, sondern eine Gesellschaft von Mächten; nicht organisierte Gegnerschaft, sondern ein organisierter gemeinsamer Frieden.

Glücklicherweise haben wir über diesen Punkt sehr deutliche Zusicherungen erhalten. Die Staatsmänner der beiden Gruppen von Nationen, die sich heute gegenüberstehen, haben in Ausdrücken, die keine andere Deutung zulassen, erklärt, dass sie absolut nicht daran denken, ihre Gegner zu vernichten. Aber die Zusagen, die in diesen Versicherungen stillschweigend enthalten sind, können nicht für alle

gleich klar sein, sie können nicht dieselben sein auf beiden Ufern des grossen Wassers. Ich denke, dass es nützlich sein wird, wenn ich darzulegen versuche, wie wir sie verstehen.

Sie schliessen vor allem in sich, dass es ein Friede ohne Sieg sein müsse. Es ist nicht angenehm, das zu sagen. Ich bitte darum, dass man mir gestattet, diese Worte selbst zu erläutern, ich bitte darum, dass man mir glaubt, dass die Erklärung, die ich gebe, die einzige ist, die ich je im Sinne gehabt habe. Ich suche nur den Tatsachen ohne Schwäche ins Gesicht zu sehen.

Ein Sieg würde einen dem Verlierenden aufgezungenen Frieden bedeuten, bei welchem die Friedensbedingungen des Siegers dem Besiegten aufgezungen würden. Der Friede würde angenommen in der Erniedrigung, unter dem Druck der Gewalt, um den Preis von unerträglichen Opfern, und er würde einen Stachel, eine Reue, eine bittere Erinnerung zurücklassen. Der Friede wäre hergestellt, aber nicht begründet; seine Grundlage wäre nur Flugsand. Nur ein Frieden unter Gleichen kann dauern, einzig ein Frieden, dessen eigentliche Grundlage die Gleichheit und eine gemeinsame Anteilnahme an einer gemeinsamen Wohltat ist, und der eine gerechte Regelung der territorialen, der Rassen- und Nationalitätenfragen, in sich schliesst.

Die Gleichheit der Nationen, auf der der Frieden beruhen muss, um dauerhaft zu sein, muss eine Gleichheit der Rechte sein. Die ausgetauschten Garantien dürfen keinen Unterschied zwischen grossen und kleinen Nationen, zwischen den mächtigen Nationen und den schwachen anerkennen oder in sich schliessen. Das Recht muss auf die vereinigte Macht und nicht auf die individuelle Macht der Nationen gegründet werden, von deren Einigung der Frieden abhängen wird.

Darunter kann selbstverständlich nicht Gleichheit des Gebietes oder der Hilfsquellen, noch irgendeine andere Art Gleichheit, die nicht durch die normale, friedliche und gesetzmässige Entwicklung der Nationen selbst erlangt worden wäre, verstanden werden. Aber niemand verlangt oder erwartet bloss eine Gleichheit der Rechte, Die Menschheit strebt heute nach einer freien Existenz und sucht nicht nach Gleich-» gewichten zwischen Mächten,

Und es handelt sich hierbei um etwas tieferes, als um die Gleichheit der Rechte zwischen ...organisierten Nationen.

Kein Friede kann dauern oder sollte dauern, der nicht das Prinzip anerkennen und annehmen würde, dass die Regierungen alle ihre Rechtsmacht von der Zustimmung der regierten Völker erhalten, und dass es nirgends irgend ein Recht gibt, das gestatten würde,

die Völker von einem Herrscher an einen andern übergehen zu lassen, wie wenn sie Eigentum wären, Ich betrachte es als feststehend, wenn es mir gestattet ist, dies einzige Beispiel anzuführen, dass die Staatsmänner aller Länder dahin Übereinkommen müssen, dass es ein geeinigtes, unabhängiges und sich selbst regierendes Polen geben sollte, und dass in Zukunft ein unverletzlicher Schutz für die Existenz der Kultur und der sozialen und industriellen Entwicklung allen den Ländern garantiert werden sollte, die bis jetzt unter der Herrschaft von Regierungen gelebt haben, welche einem andern Glauben und andern politischen Zielen anhängen, als sie selbst.

Ich spiele hierauf an, nicht aus dem Wunsche heraus, ein abstraktes politisches Prinzip in den Himmel zu erheben, das von allen denen, die sich angestrengt haben, um in Amerika die Freiheit zum Siege zu führen, als ausserordentlich wertvoll betrachtet worden ist, sondern aus dem nämlichen Grunde, der mich von den andern mir vollständig unumgänglich scheinenden Friedensbedingungen hat sprechen lassen; Weil ich aufrichtig wünsche, die Realitäten ins Licht zu rücken.

Jeder Frieden, der dies Prinzip nicht anerkennt, wird unvermeidlich gebrochen werden. Er wird sich

weder auf die Zuneigung, noch auf die Überzeugung der Menschheit stützen. Die geistige Gärung ganzer Völker wird still und andauernd gegen ihn ankämpfen und die ganze Welt wird mit diesen Völkerschaften sympathisieren. Die Welt kann nicht im Frieden bleiben, wenn nicht ihre Existenz beständig ist, und es kann keine Beständigkeit geben, da, wo der Wille in Aufruhr ist, da wo es weder Ruhe des Geistes, noch Sinn für die Gerechtigkeit, für die Freiheit und für das Recht gibt.

Ausserdem sollte, soweit als dies möglich ist, eine jede der grossen Nationen, die jetzt um die volle Entwicklung ihrer Hilfsmittel und ihrer Macht kämpfen, eines direkten Ausganges auf die grossen Fahrstrassen des Meeres sicher sein. Sofern das Ziel nicht durch Abtretung von Landgebiet erreicht werden kann, kann man sicher dazu gelangen dadurch, dass die Rechte der freien Durchfahrt unter der allgemeinen Garantie, die den Frieden selbst sichern wird, neutralisiert werden. Auf Grund von freundschaftlichen und gerechten Verständigungen soll keine Nation den freien Zugang zu den offenen Handelsstrassen des Weltverkehrs sich verschlossen sehen. Die Seewege müssen rechtlich und tatsächlich frei sein. Die Freiheit der Meere ist die *conditio sine qua non* des Friedens, der Gleichheit und des Zusammenwirkens.

Ohne Zweifel kann eine vollständige Revision einer grossen Zahl von Gesetzen des internationalen Verkehrs, die man bis jetzt für wohl begründet hielt, notwendig werden, um in Wirklichkeit die Meere unter allen denkbaren Umständen frei und der ganzen Menschheit zugänglich zu machen. Der Grund, der diese Änderung notwendig macht, ist überzeugend und dringlich: Ohne dies kann es zwischen den Völkern der Erde keine Verständigung und keine Freundschaft geben.

Der freie, selbständige und gesicherte Handel zwischen den Nationen ist ein untrennbarer Bestandteil des Zustandes des Friedens und der freien Entwicklung der Nationen, Es kann nicht schwierig sein, die Freiheit der Meere zu bestimmen und sicherzustellen, wenn die Regierungen der Welt aufrichtig wünschen, in diesem Punkt eine Vereinbarung zu schliessen.

Es ist dies ein engverwandtes Problem mit demjenigen der Beschränkung der Rüstungen zur See und der Zusammenarbeit der Marinen der Welt, um das Meer frei und gesichert zu erhalten. Und die Frage der Beschränkungen der Rüstungen zur See eröffnet ein weiteres und vielleicht schwieriger zu lösendes Problem, dasjenige der Beschränkungen der Armeen und aller Programme für die militärische Vorbereitung.

So schwierig und heikel diese Fragen auch sind, so müssen sie doch mit der grössten Aufrichtigkeit ins Auge gefasst und im Geiste einer wirklichen Versöhnlichkeit gelöst werden, wenn der Frieden unter seinen Fittichen eine wohltätige Vernarbung und dauernde Heilung bringen soll. Es kann keinen Frieden geben ohne gegenseitige Konzessionen und Opfer, Es kann kein Gefühl der Sicherheit und der Gleichheit unter den Nationen geben, wenn die gewaltigen Rüstungen auch in Zukunft ohne Unterbrechung fortgesetzt werden sollen.

Die Staatsmänner der ganzen Welt müssen sich auf den Frieden vorbereiten und die Völker müssen ihre Politik diesem Frieden anpassen und anbequem, so wie sie früher sich dem Krieg, den unerbittlichen Streitigkeiten und Rivalitäten angepasst haben. Die Frage der Rüstungen, sowohl zu Lande, als zu Wasser, ist von allen praktischen Fragen die unmittelbarste, dringlichste für die zukünftigen Geschicke der Nationen und der Menschheit.

Ich habe von diesen wichtigen Fragen ohne Rückhalt und in voller Aufrichtigkeit gesprochen, weil mir das nötig erschienen ist, wenn einmal der glühende Wunsch nach Frieden, den die Welt in sich trägt, irgendwo eine Stimme finden sollte, um ihn auszudrücken. Vielleicht bin ich der einzige mit einer hohen

Autorität bekleidete Mann unter allen Völkern der Welt, der das Recht hat, zu sprechen und nichts zu verschweigen.

Ich spreche als blosse Einzelpersonlichkeit. Aber ich spreche selbstverständlich auch als der verantwortliche Leiter einer mächtigen Regierung und ich habe das Gefühl, das gesagt zu haben, was das Volk der Vereinigten Staaten von mir zu hören wünschte. Darf ich nicht beifügen, dass ich hoffe und glaube, tatsächlich im Namen der freien Geister, im Namen derjenigen gesprochen zu haben, die in jeder Nation die Freunde der ganzen Menschheit sind, im Namen aller derer, die dem Programm der Freiheit anhängen? Und es ist mir angenehm zu glauben, dass ich auch der Wortführer jener schweigenden grossen Menschenmassen bin, die bis jetzt weder die Gelegenheit, noch das Mittel gefunden haben, um die wahren Gefühle ihres Herzens vor dem Tod und der Zerstörung zum Ausdruck zu bringen, von denen sie ihre teuersten Menschen und ihre Heimstätten vernichtet sehen.

Indem ich diese Hoffnung ausdrücke, dass das Volk und die Regierung der Vereinigten Staaten sich mit den andern zivilisierten Nationen der Welt vereinigen werden, um die Fortdauer des Friedens zu sichern unter den Bedingungen, die ich angegeben habe, spreche ich in vollem Vertrauen und in voller Sicher-

heit. Es liegt tatsächlich für jeden denkenden Menschen auf der Hand, dass mit diesem Versprechen weder unserer Überlieferung, noch der Politik unseres Volkes Abbruch geschieht, sondern vielmehr eine Vervollständigung alles dessen, was der Gegenstand unseres Glaubens und unserer Kämpfe gewesen ist.

Ich schlage daher vor, dass die verschiedenen Nationen in Übereinstimmung die Lehre des Präsidenten Monroe annehmen, als die Lehre der ganzen Welt: Dass keine Nation darauf ausgehen soll, ihre Politik irgendeiner andern Nation oder einem andern Volke aufzuerlegen, sondern dass jedes Volk frei sein soll, seine eigene Politik selbst zu bestimmen, die eigenen Wege zu seiner Entwicklung zu suchen, ohne dass irgendetwas es hindert, stört oder erschreckt und so, dass man den Kleinen Seite an Seite mit dem Grossen und Mächtigen dahinziehen sieht.

Ich schlage vor, dass in Zukunft alle Nationen die Anknüpfung von Bündnissen vermeiden sollen, die sie in Rivalitäten um die Macht hineinführen, sie in ein Netz von Intriguen und egoistischen Bestrebungen einhüllen und ihre eigenen Interessen durch Einflüsse von aussen in Gefahr bringen könnten. Bei einer aufrichtigen Verständigung unter den Mächten darf es

keine Verwicklungen durch Bündnisse geben. Wenn alle sich einigen, um im gleichen Gefühl und in der gleichen Absicht zu handeln, so handeln alle im gemeinsamen Interesse, jeder ist frei, unter gemeinsamem Schutz sein eigenes Dasein zu leben.

Ich schlage eine Regierung vor, die aufgerichtet ist auf Grundlage der Zustimmung der Regierten; jene Freiheit der Meere, die die Vertreter der Vereinigten Staaten an den aufeinanderfolgenden internationalen Konferenzen mit der Beredsamkeit feuriger Jünger der Freiheit verlangt haben; und jene Mässigung in den Rüstungen der Völker, die aus den Armeen und den Flotten lediglich die Hilfsmittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung und nicht mehr das Mittel zum Angriff und zu egoistischer Gewalttat macht.

Das sind die amerikanischen Prinzipien, das ist die amerikanische Politik, die einzige, die wir unterstützen können. Und es sind auch die Prinzipien und die Politik der Männer und Frauen aller Länder, die es verstehen, weit vor sich hinzublicken, die Prinzipien und die politischen Ziele jeder modernen Nation, der ganzen aufgeklärten Menschheit. Es sind die Prinzipien der Menschheit und sie müssen den Sieg davontragen.

Woodrow Wilson

«Das sind die amerikanischen Prinzipien, das ist eine amerikanische Politik.» Der Präsident hatte das mit Recht gesagt, denn das Land spendete seiner Botschaft Beifall. Es erkannte darin sein tief gewurzelttes Ideal, das im Angesicht der durch die Schlächtereien entehrten Welt geschrieben und verkündet wurde. Es machte sich keine Vorstellung, indem es in dieser Weise zu der Note Stellung nahm, wie ungeheuer, wie nahe bevorstehend die Opfer waren, die dies Ideal ihm auferlegen sollte.

Die Entwicklung ging sehr rasch. Präsident Wilson hatte vielleicht gedacht, die Feierlichkeit seiner Erklärungen werde Deutschland einschüchtern und es zur Verschiebung der Wiederaufnahme des Unterseebootkrieges verpflichten. Er täuschte sich. Er hatte am 22. Januar seine Rede gehalten. Am 31. Januar abends überreichte ihm der deutsche Botschafter eine Note, eine der aussergewöhnlichsten diplomatischen Urkunden, die unsere Zeit hervorgebracht hat, salbungsvoll und süsslich am Anfang, brutal am Schluss, eine kundige Mischung des alten Deutschlands und von Preussen. Die deutsche Regierung liess wissen, dass sie von der Botschaft des Präsidenten Wilson Kenntnis genommen habe. «Es war ihr sehr angenehm, festzustellen, dass die leitenden Gedanken dieser bedeutsamen Kundgebung mit den Prinzi-

pien und den Wünschen übereinstimmen, denen Deutschland beitrith.» Und der Verfasser der Note erwähnte entgegenkommend das Recht, das allen Nationen zusteht, ihr Los selbst zu bestimmen und gleich behandelt zu werden, die Gegnerschaft gegen das System der Bündnisse, die Freiheit der Meere, die Politik der offenen Tür gegenüber dem Handel aller Völker. Sie versprach «die freudige Mitwirkung der deutschen Regierung bei allen Anstrengungen, die darauf hienzielen würden, einen zukünftigen Krieg zu vermeiden.» Hatte nicht Deutschland schon einmal den Frieden vorgeschlagen? Und plötzlich, nachdem der Redeschwall ziemlich härter geworden war, kam die Note zum Schluss und offenbarte sie ihren Sinn: «Vor der Menschheit, vor der Geschichte und vor ihrem eigenen Gewissen kann die Kaiserliche Regierung die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen, auf die Mittel zu verzichten, wie immer sie beschaffen seien, um das Ende des Krieges zu beschleunigen. Sie hatte gehofft, dies Ziel durch Unterhandlungen mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu erreichen. Nachdem unsere Gegner auf diesen entgegenkommenden Schritt mit der Anzeige einer Verschärfung der Kämpfe geantwortet haben, muss die Kaiserliche Regierung den Kampf fortsetzen, der ihr von Neuem auferlegt worden ist und zu allen Waffen greifen, wenn sie einem

erhabenen Ideal der Menschlichkeit dienen und wenn sie nicht gegen ihre eigenen Landsleute sich versündigen will. – Infolgedessen ist die Kaiserliche Regierung entschlossen, die Einschränkungen aufzugeben, die sie sich bis jetzt im Gebrauch ihrer Kampfmittel zur See auferlegt hat, in der Hoffnung, das amerikanische Volk und seine Regierung werden die Gründe dieser Entscheidung und deren Notwendigkeit verstehen. – Die Kaiserlich deutsche Regierung hofft, dass die Vereinigten Staaten diesen neuen Stand der Dinge von der hohen Warte der Unparteilichkeit aus würdigen werde und dass sie auch ihrerseits dazu beitragen werde, neue Übel und unvermeidliche Opfer von Menschenleben zu verhindern.»*)

Drei Tage nachher, am 3. Februar, berief der Präsident die beiden Kammern und die Mitglieder des Obersten Gerichtshofes auf das Kapitol. Um 2 Uhr erschien er vor diesen drei Körperschaften. Er rief ihnen die Verpflichtung in Erinnerung, die er ein Jahr vorher von Deutschland erlangt hatte, er rief ihnen die Erklärung in Erinnerung, die er erlassen hatte, dass wenn Deutschland sich von seiner Verpflichtung lossage, «die Vereinigten Staaten keine andere Wahl haben

*) Nichtamtlicher Wortlaut, siehe Vorrede.

würden, als die diplomatischen Beziehungen abzubrechen.» Und nun war Deutschland auf seine Verpflichtung zurückgekommen, die Vereinigten Staaten mussten also mit ihm brechen. Der Präsident verlangte diesen Bruch nicht vom Kongress, er zeigte ihm bloss an, dass er gebrochen hatte. Er sagte: «Ich habe den Staatssekretär beauftragt, seiner Excellenz dem Botschafter von Deutschland anzuzeigen, dass alle diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Kaiserreich Deutschland abgebrochen sind, dass der Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin sofort abreisen wird, und entsprechend dieser Entscheidung habe ich den Staatssekretär beauftragt, seiner Excellenz die Pässe zu übergeben.»

Die Verfassung ermächtigte den Präsidenten zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen. So konnte er, ohne seine Gewalt zu überschreiten, das Land in den Krieg hineinführen, den zu erklären der Kongress allein berechtigt war. Diesen Krieg kündigte der Präsident übrigens an und zeigte ihn in der Ferne:

«Wenn dieses, mein altes Vertrauen in die Richtigkeit und den Scharfblick meiner Auffassung sich unglücklicherweise als unbegründet herausstellen sollte; wenn amerikanische Fahrzeuge, amerikanische

Leben tatsächlich durch ihre Schiffskommandanten geopfert werden sollten, in unüberlegtem Widerspruch mit den gerechten und vernünftigen Übereinkünften des Völkerrechts und den klaren Geboten der Menschlichkeit, so würde ich die Freiheit nehmen, wieder vor den Kongress zu treten und von ihm zu verlangen, dass man mir Vollmacht gibt, alle Mittel zu ergreifen, die notwendig erscheinen können, um unsere Matrosen und unsere Bürger auf dem Wege ihrer gesetzlichen und friedlichen Reise auf dem hohen Meere zu schützen.»

Der weitere Verlauf war vorgezeichnet. Präsident Wilson, als oberster Führer der Armeen zu Wasser und zu Land, liess die Kauffahrer bewaffnen und auf jedem derselben eine militärische Wache unterbringen. Er gab ihnen die Weisung, auf die deutschen Unterseeboote zu schiessen, ohne ihnen Zeit zum Angreifen zu lassen. Deutschland erklärte, dass diese Wachmannschaften als Kriegsverbrecher behandelt und erschossen werden. Seit dem Monat März bestand der Krieg tatsächlich und es war nur noch erforderlich, ihn durch eine Abstimmung zu genehmigen.

Die Macht und das Ansehen des Präsidenten Wilson waren in diesem Augenblick sehr gehoben. Die Feierlichkeiten der Wiedererneuerung seiner Regierungsgewalt hatten sich inmitten einer grossen natio-

nen Begeisterung vollzogen. Entsprechend der Übung war er am 27. März auf den Stufen des Kapitols erschienen und hatte zu der unzählbaren Menge, die in der Umgebung des Palastes sich zusammen-drängte, gesprochen.

«Hier, in Eurer Mitte, habe ich den grossen feierlichen Eid abgelegt, dessen Zeugen Ihr gewesen seid, weil das Volk der Vereinigten Staaten mich gewählt hat, um mir das erhabene Amt der Regierung anzuvertrauen, und weil es mich in freier Wahl zum Führer seiner Angelegenheiten gemacht hat. Ich kenne jetzt die ganze Bedeutung meiner Aufgabe. Ich gebe mir volle Rechenschaft von den Verantwortlichkeiten, die sich daran anknüpfen. Ich bitte Gott, mir die Weisheit und die Klugheit zu verleihen, um meine Aufgabe entsprechend dem wirklichen Geiste dieses grossen Volkes zu Ende zu führen. Ich bin der Diener dieses Volkes und kann nur Erfolg haben, wenn es mich stützt und mich durch seine Räte und sein Vertrauen leitet.

Ein Ding, auf das ich zähle, ein Ding, ohne welches weder Beschlüsse, noch Handlungen Wert hätten, das ist die Einheit von Amerika, eines Amerika, das einheitlich ist in Gefühlen und in Absichten bei

der Erfassung der Pflicht und in der Entschlossenheit, ihr zu dienen.

Wir müssen uns hüten vor allen Menschen, die versuchen sollten, die Arbeit und die Notlage der Völker zu ihrem privaten Vorteil und zur Erreichung ihrer privaten Macht zu verwenden. Wacht darüber, dass keine Spaltung und keine sträfliche Intrigue Eure Harmonie stört oder Euren Geist hemmt. Sorgt dafür, dass unsere Regierung in allen ihren Teilen rein und unverdorben bleibt. Einig durch die Erfassung unserer Pflicht, durch den festen Entschluss, sie im Angesichte der Welt zu erfüllen, weihen wir uns der grossen Aufgabe, die uns obliegt.

Für meinen Teil bitte ich um Eure Geduld, um Eure Unterstützung, um Eure gegenseitige Hilfe. Bald werden die Schatten sich zerstreuen, die unsern Weg verdunkeln, wir werden in vollem Lichte gehen, wenn wir nur uns selbst treu bleiben und zwar uns selbst, so wie wir wünschen in der Meinung der Welt, in den Gedanken aller derjenigen erkannt zu werden, die den Sieg der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Rechtes lieben.»

Was er nun auch verlangte, er war sicher, es zu erreichen und die Zustimmung aller Herzen davonzu-

tragen. Am 2. April berief er den Kongress zu ausserordentlicher Sitzung und verlangte die Kriegserklärung.

«Die bewaffnete Neutralität ist eine Unmöglichkeit geworden. Ich schlage vor, dass der Kongress erkläre, dass die neuesten Massnahmen der deutschen Regierung tatsächlich nichts anderes sind, als der Krieg gegen die Regierung und das Volk von Amerika. Ich schlage vor, dass der Kongress in aller Form erkläre, dass er den Kriegszustand annimmt, der ihm in dieser Weise auf erlegt worden ist, und dass er sofort die Massnahmen trifft, nicht nur um das Land in vollkommenen Zustand zur Verteidigung zu setzen, sondern um ihm zu gestatten, alle seine Macht zu entwickeln und alle seine Hilfsmittel anzuwenden, um die deutsche Regierung zur Vernunft zu bringen und den Krieg zu beenden.»

Der Präsident verlangte im weiteren Kreditgewährungen zu Gunsten der Mächte, die bereits im Kriege gegen Deutschland stehen; die Setzung der Flotte auf Kriegsfuss; die wirtschaftliche Mobilisation der nationalen Hilfsmittel und der nationalen Arbeit; eine sofortige Vermehrung der Armee. Er verlangte 500,000 Mann, die nach dem System der allgemeinen Wehrpflicht ausgehoben werden sollten. Und was er nicht verlangte, was er nicht ausdrücklich sagte, das liess er

im Verlaufe seiner Rede durchblicken. «Wir müssen den Nationen helfen, die im Kriege gegen Deutschland stehen», sagte er. (Er vermeidet es immer, sie die alliierten Mächte zu nennen; aber was liegt an einem Wort?), Er fügte bei und die Presse verbreitete und unterstrich diese Worte: «Diese Mächte liegen im Felde. Wir müssen ihnen Hilfe bringen mit allen Mitteln, die dazu tauglich sein könnten.»

* *

Es ist geschehen. Wir wollen nicht von dem Widerstand, den parlamentarischen Manövern erzählen, die immer erneuert und immer wieder in ihren Hoffnungen getäuscht worden sind. Wir wollen die Kriegsorganisation nicht darstellen, welche die schon ungeheuren Befugnisse des Präsidenten noch vermehrt und die ihm Räte von Technikern angliedert, die mit beträchtlichen Befugnissen ausgerüstet sind. Es ist noch nicht Zeit dafür, die Zusammenhänge treten noch nicht in Erscheinung. Versetzen wir uns in den Nachmittag des 16. Juni, an dem der Präsident in Gegenwart des Volkes den «Tag der Fahne» feiert. Es regnet, ein Stadtpolizist hält einen Regenschirm über sein Haupt, aber der Präsident spricht mit einer Glut, die auf die

Menge Eindruck macht. Er will, dass sie genau weiss, wohin sie geführt wird, und dass sie als Ganzes in den furchtbarsten aller Kämpfe verwickelt ist:

Meine Mitbürger!

«Wir sind vereinigt, um den Tag der Fahne zu feiern. Diese Fahne, die wir verehren und der wir dienen, ist das Sinnbild unserer nationalen Einheit, unserer Macht, unserer Gedanken und unserer nationalen Ziele. Sie hat keinen andern Charakter als den, den wir ihr von Generation zu Generation beigelegt haben. Wir haben sie gewählt, sie flattert in majestätischem Schweigen über ihren Söhnen, die den Entscheid über Krieg und Frieden fällen müssen.

Heute spricht sie, wenn auch schweigend, zu uns im Namen der Männer und Frauen, die uns vorangegangen sind und der grossen Taten, die sie in ihre Falten eingeschrieben haben. Wir feiern den Tag ihrer Geburt und der Ruhmestaten, deren Zeuge sie seit diesem Tage gewesen ist.

Eine grosse Seite der Geschichte hat sich seither abgespielt. Sie kann sich stolz aufrichten. Sie ist das Symbol der grossen Ereignisse, einer grossen Auffassung des Lebens, wie sie von einem grossen Volke

vertreten worden ist. – Heute ist die Stunde, wo wir sie in den Kampf führen, um sie dort hoch aufzurichten, wo sie das Feuer unserer Feinde auf sich ziehen wird. – Wir sind bereit, unter ihre Falten Tausende zu rufen, Hunderttausende, vielleicht sogar Millionen unserer Männer, unserer jüngsten und stärksten Männer, bereit dem Tod an ihrer Seite entgegenzutreten. Sie bereiten sich vor, in die weite Ferne zu ziehen und dort ihr Blut zu vergiessen für etwas Aussergewöhnliches, etwas, woran man vorher nie gedacht hatte. Die amerikanischen Armeen waren vorher noch nie über das Meer gesandt worden. Warum gehen sie jetzt dorthin? Es ist für ein neues Ziel, an dem unsere alte Fahne noch nie teilgenommen hat!»

Der Präsident hebt von Neuem die grosse Sache hervor, die die Vereinigten Staaten verteidigen wollen, und er schliesst mit einer Ermutigung und einer Drohung:

«Für uns gibt es nur eine mögliche Wahl, und diese Wahl ist getroffen. – Unglück demjenigen oder denjenigen, die sich uns in den Weg stellen wollen in diesen Tagen des höchsten Entschlusses, wo das Prin-

zip, das uns vor allen andern am Herzen liegt, laut bekräftigt werden muss! Wir sind bereit, für das Wohl der Völker vor dem Gerichte der Geschichte das Wort zu führen, und unsere Fahne wird in neuem Glanze erstrahlen. – Wir werden mit unserem Leben und mit unsern Gütern den Sieg des grossen Glaubens bezahlen, der uns seit unserer Geburt begleitet hat, und ein neuer Ruhm wird über unserem Volke leuchten.»

Unglück dem, der meinen Weg zu kreuzen sucht Viele Liberale, die bis jetzt Präsident Wilson mit Begeisterung unterstützt hatten, hörten diese Drohung nicht gern und brachten ihren Tadel zum Ausdruck. Der Präsident liess sie reden. Besser als enthusiastische und schwache Kritiker weiss er, was für eine Aufgabe er unternimmt. Sein durch die Ausübung der Macht geübter, durch die Verantwortlichkeit geschärfter Geist dringt in die von Schatten verhüllte Zukunft. Er ahnt die unerhörten Opfer voraus, die er wird fordern müssen, den Widerstand, die Krisen, die anarchistische Wut, die er wird niederschlagen müssen. Der Präsident weiss, dass Lincoln als Sieger unter dem Messer eines Verrückten gefallen ist. Er bemisst auch besser als die Liberalen die gewaltige Aufgabe, ein junges, naives und leidenschaftliches Volk in die

blutige Geschichte eintreten zu lassen. Diese Aufgabe, die er richtig einschätzt, nimmt er vollkommen auf sich. Aber er verlangt, um sie durchzuführen, die Gesamtheit seiner Rechte.

Und er erhält sie, Im September vertagt sich der Kongress endlich, nachdem er lange Widerstand geleistet und seine Beratungen verlängert hat, Präsident Wilson, der oberste Herr der Armeen zu Lande und zu Wasser, der Diktator der Produktion und des Verbrauchs, also der absolute Herr eines Jeden der kämpft, eines Jeden der arbeitet, bleibt allein mit seinen unbeschränkten Vollmachten, um zu handeln, und mit seinen Gerichtshöfen, um seine Befehle durchzusetzen, «Es brauchte vier Monate, um alle Hindernisse zu überwinden», schreibt die North American Review vom September 1917, «jetzt ist das Feld frei, den Intriguen und dem Widerstand eines Kongresses zum Trotz, der seiner Vertagung Schwierigkeiten bereitet; einem drei Monate langen Kampf um ein einziges Gesetz zum Trotz, kleinlichen Kämpfen zum Trotz, die durch eine Hand voll halsstarriger, aber in ihrer misslichen Aufgabe mit ausserordentlichem Geschick geführter Menschen aufgezwungen worden sind; allem zum Trotz hat die richtige Theorie von der einheitlichen und diktatorischen Leitung des Krieges den Sieg

davongetragen, und der Präsident hält die unbeschränkten Vollmachten in seiner Hand, die er seit dem ersten Tage hätte haben sollen, eine Macht, die unendlich viel grösser ist, als diejenige irgendeines andern lebenden Staatshauptes, und die weder von derjenigen Alexanders, noch Napoleons übertroffen wird.»

So betrachtet die ganze Nation den Führer, den sie sich gegeben hat. «Jetzt ist er frei», sagt man in den Clubs, auf der Strasse, in den Zeitungen, in den Salons, «jetzt soll er den Krieg gewinnen!»

* *